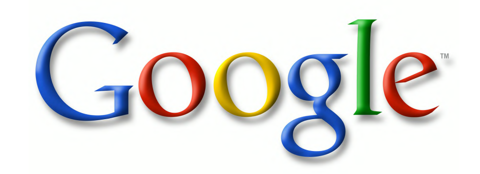
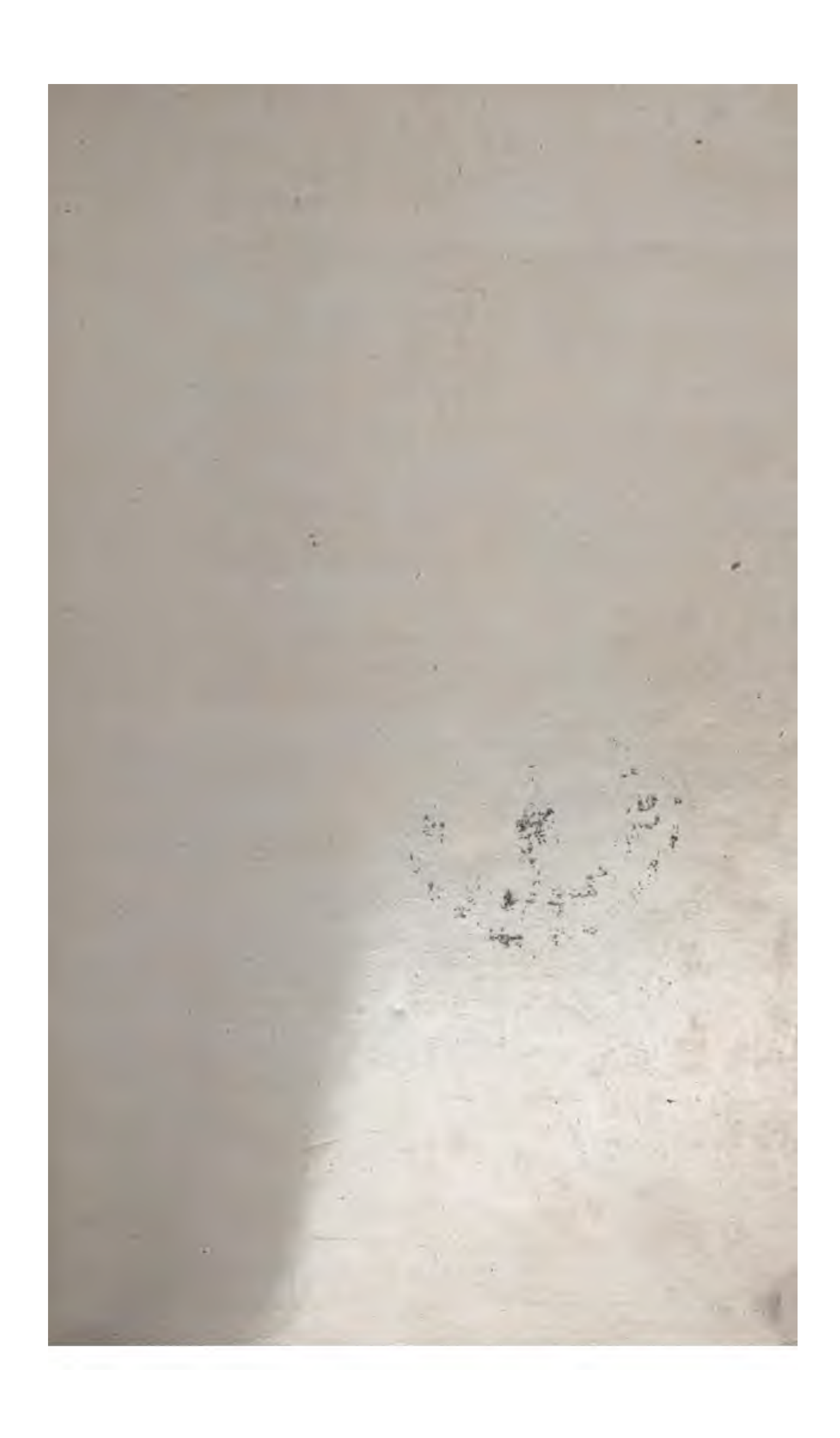
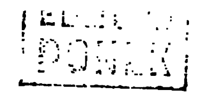










Geschichte

der

Kaiserin-Königin Maria Theresia.

I.

Der österreichische Erbfolgekrieg

von

Dr. J. B. Weiß,

k. k. o. o. Professor der Geschichte an der Hochschule zu Grätz.

Wien, 1872.

Im Commissions-Verlage von Karl Gronemeyer.

Prandel's Buchhandlung.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.


ZÁKLADNÍ KNIH
ČSAV
PRAHA
VYŘAZENO

1.

Tod Kaiser Karls VI. Die pragmatische Sanction.

Mittwoch den 19. October 1740 war große Bestürzung im Schlosse Favorita zu Wien. Kaiser Karl VI. war schwer erkrankt und die Aerzte erklärten, daß keine Rettung möglich sei. Eine Erkältung auf der Rückkehr aus Ungarn, anfangs wenig beachtet, nahm bald einen gefährlichen Verlauf. Zwar der Kaiser war ruhig und gefaßt, er empfing mit Ergebung in den göttlichen Willen aus den Händen des Nuntius das Abendmahl, er sagte seinem untröstlichen Minister Bartenstein: „Wer seiner Sache so gewiß ist, wie ich, der kann eine solche Reise wohl mit gutem und gelassenem Muthe antreten"; er gab ruhig seine letzten Befehle, und dankte seinen Dienern warm für ihre Treue. „Klage nicht", sagte er zum Gemahl seiner Tochter Maria Theresia, „obschon du einen wahren Freund verlierst!" — Aber um so lauter gab sich der Schmerz in seiner Familie kund; denn in der Burg zu Wien war das Familienleben rein und zart, während damals die meisten Höfe Schauplätze der gröbsten Zügellosigkeit oder tragischer Scenen waren. Die Kaiserin wollte das Gemach des kranken Gemahls nicht verlassen, die älteste Tochter

Maria Theresia lag vor Schmerz und Schrecken zu Bette. Als sie vor drei Tagen das Krankenzimmer des geliebten Vaters betrat, und bemerkte, wie der Tod schon sein Antlitz zeichne, da versagten ihr die Knie den Dienst und mit Mühe gelangte sie an die Seite des Kranken. Vater und Tochter ahnten, daß man sich zum letzten Male sehe, und wollten in der kurzen Zeit die ganze Fülle ihrer Liebe in ihre Worte legen — und vermochten es nicht; denn das Zwiegespräch ward immer wieder von lautem Schluchzen unterbrochen, und die Thränen waren beredter, als die Worte. Man nahm Abschied für immer. In der Nacht vom 19. auf den 20. wandte sich der Kaiser noch einmal gegen das Zimmer seiner Tochter und sprach Worte des Segens, denn man ließ sie nicht mehr zu ihm, weil ihr Zustand Schonung forderte. Ihr Gemahl stand händeringend am Lager des Kaisers und empfing statt ihrer die letzten Rathschläge. Die Kräfte des Kranken ließen allmälig nach, am 20. October früh 2 Uhr hörte sein edles Herz auf zu schlagen.

Karl hinterließ keinen Sohn, nur zwei Töchter, Maria Theresia und Maria Anna, aus seiner Ehe mit Elisabeth Christina, einer Tochter Ludwig Rudolfs von Braunschweig-Blankenburg. Mit Karl starb also der Mannsstamm des Hauses Habsburg aus, das durch die Größe seiner Schicksale merkwürdig ist. Von kleinen Anfängen war es zu staunenswerther Macht emporgestiegen. Das Gebiet des Grafen Rudolf von Habsburg umfaßte wenige Stunden und im Reiche Karls V. ging die Sonne nicht unter. Das Geschlecht ist reich an wunderbaren Wechseln des Glückes. Rudolf I. ward vom einfachen Grafen von Habsburg auf den ersten Thron in der Christenheit erhoben und gewann dem Reiche und seinem Hause die Herzogthümer Ober- und Nieder-Oesterreich, Steiermark und Kärnthen. Sein Sohn Albrecht erwarb dem Hause das Königreich

Böhmen, und war daran die Macht der Krone zu festigen, daß Deutschland auf Jahrhunderte hinaus einiger und kräftiger gewesen wäre, denn je, als ihn Meuchelmord fällte. Sein Tod war ein Schicksalsschlag für das Reich, wie für sein Haus. Die Krone, die sein Sohn Friedrich der Schöne nur kurze Zeit trug, und nicht zu behaupten vermochte, blieb dem Hause länger als ein Jahrhundert entrissen. Dann unter dem edlen, hochbegabten Albrecht II. nahmen die Habsburger wieder einen Aufschwung und dreizehn Glieder ihres Stammes trugen nacheinander die Kaiserkrone. So sehr die Macht des Hauses unter dem allzu bedächtigen Friedrich III. geschwächt wurde, einen um so herrlicheren Aufschwung nahm sie unter seinem ritterlichen Sohne Maximilian I.; strahlend von Geist, Kraft und Schönheit, gewann er die Liebe Marias von Burgund, und durch sie das Herzogthum Burgund, das heutige Belgien und die Niederlande. Philipp der Schöne, sein Sohn, ward durch seine Gemahlin Johanna der Erbe von Spanien, Neapel, Sicilien und der neu entdeckten Länder in der andern Welt. Noch mächtiger war Philipps Sohn, Karl V. Er besaß als Kaiser eine Macht, wie wenige vor ihm, er beherrschte nicht bloß Deutschland und Spanien, sondern auch Italien; er vermählte seinen Sohn Philipp mit der Erbin von England, seine Flotte landete an der Küste von Afrika und nahm Tunis weg; einer seiner Unterthanen, der kühne Cortez, eroberte für ihn das mächtige Reich Mexiko, ein anderer, Pizarro, stürzte den Thron der Inkas und gewann ihm das goldreiche Peru. Ein dritter kühner Mann, Balbao, nahm für ihn feierlich alle Länder im großen stillen Ocean vom Nord- bis zum Südpole in Besitz; sein Admiral Magelhaens machte die erste Fahrt um die Erde und pflanzte sein Banner an den gewürzreichen Inseln des östlichen Asiens auf, während unter des Kaisers Schritten Europa zitterte.

Ein Grundzug kehrt in der Geschichte des Geschlechtes immer wieder, tiefe Religiosität und der Sinn für das Recht Als Rudolf von Habsburg von den Kurfürsten an das Reich gewählt wurde, schrieb zu seiner Empfehlung der Erzbischof von Cöln an den Papst: „er ist ein eifriger Katholik, ein Freund der Kirche, strahlend in Frömmigkeit, tüchtig im Rath, ein Pfleger der Gerechtigkeit". Karl V. der Herr einer Welt, legte die Krone nieder, um in einem Kloster sich für den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten. Der Glaube an das Recht, conservatives Streben kennzeichnet Alle, sie glauben an Ehre und Treue unter den Menschen und stehen dafür ein, und greifen nicht muthwillig nach fremdem Besitz.

Diesen Sinn hatte auch der letzte vom Mannsstamme der Habsburger. Karl VI. glaubte an das Halten der Verträge, weil er sie selber hielt. Namentlich lagen ihm die Verträge am Herzen, welche von ihm zur Gewährleistung eines Staatsgrundgesetzes abgeschlossen wurden, der pragmatischen Sanction.

So nannte man in jener Zeit landesherrliche Edicte, die ein wichtiges Verhältniß für immer ordnen sollten. So hat Karl VI. von Frankreich 1438 der gallicanischen Kirche ihre Freiheiten durch eine pragmatische Sanction bewilliget, so gab Don Carlos III. von Spanien 1759 eine pragmatische Sanction, als er das Königreich beider Sicilien auf seinen dritten Sohn übertrug. 1713 stellte Karl VI. ein neues Grundgesetz des Reiches auf, wornach die österreichischen Länder untheilbar sein und die Erbfolgeordnung in der Weise geregelt werden sollte, daß in Ermangelung von Mannserben seine Töchter nachfolgen sollten, die älteste zuerst, in Ermangelung von Töchtern seine Nichten und mit einem Worte, daß weibliche Erben nach dem Grade ihrer Blutverwandtschaft mit Kaiser Karl, und nicht mit früheren Kaisern, ebenso gut sein sollten, als leibliche Manns-

erben Kaiser Karls gewesen sein würden. Zwar hatte Leopold I. festgesetzt, daß die Töchter Josephs I. den Töchtern Karls vorangehen sollten, allein Karl hatte das Recht, ein Grundgesetz des Reiches aufzustellen, zumal es die Zustimmung nicht blos aller Stände seiner Länder, sondern auch der meisten Cabinete Europas erhielt. Die Töchter Josephs I. entsagten vor ihrer Vermählung feierlich jedem Anspruch.

Die Länder, welche dieses Grundgesetz zu einem untheilbaren Reiche erklärte, waren: das Erzherzogthum Ober- und Niederösterreich, das Herzogthum Steiermark, das Herzogthum Kärnthen, das Herzogthum Krain, die windische Mark, Istrien und die Grafschaft Görz, die gefürstete Grafschaft Tyrol, das Königreich Ungarn mit der Wallachei und dem Temesvarer Banat, das Großfürstenthum Siebenbürgen, das Königreich Slavonien, das Königreich Croatien sammt der Hälfte vom Königreiche Serbien, das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren, das Herzogthum Ober- und Niederschlesien, die vorderösterreichischen Lande, die österreichischen Niederlande oder der burgundische Kreis; außerdem gehörten noch zu dem Ländergebiete Karls VI. die Herzogthümer Mailand und Mantua, Parma und Piacenza.

Die pragmatische Sanction ward als Reichsgesetz 1713 im Staatsrath angenommen. Am 13. April 1716 ward Karl ein Sohn geboren, der Erzherzog Leopold, der aber schon am 4. November des gleichen Jahres starb. Es trat also, da der Kaiser keinen Sohn mehr erhielt, der in der pragmatischen Sanction vorgesehene Fall ein, daß die älteste Tochter Maria Theresia all' diese schönen Länder erben und die Einheit und Ruhe des Reiches erhalten sollte.

Der große Feldherr Eugen rieth dem Kaiser beständig, auf ein starkes Heer und einen gefüllten Schatz mehr zu halten, als

auf alle Versprechen der Fürsten, „200.000 Soldaten seien besser, als alle Tractaten". Es war ein politischer Fehler Karls VI., daß er diesen Rath in den Wind schlug, er hielt das Erbe seiner Tochter und die Ruhe seiner Staaten um so gesicherter, je mehr er von anderen Staaten Versprechungen erhielt, daß sie die pragmatische Sanction anerkennen. Und so zieht sich denn durch alle seine Verhandlungen mit fremden Höfen das Bestreben, ihre Garantie der pragmatischen Sanction zu erhalten. Er erreichte sein Ziel, wenn auch mit großen Opfern. Nachdem die Stände in den Erblanden die pragmatische Sanction beschworen, wurde sie 1725 von Spanien anerkannt, 1726 von Rußland, 1728 wiederholt von Rußland und Spanien, 1726 von den Kurfürsten von Bayern und Cöln in besonderem Vergleich; 1728 nahm sie der Reichstag zu Regensburg als Staatsgesetz an, im gleichen Jahre Dänemark; die holländischen Generalstaaten traten dem Vergleiche zwischen dem Kaiser und Rußland bei, 1731 England; Frankreich garantirte die pragmatische Sanction im Wiener Definitiv-Tractat, 1733 der Kurfürst von Sachsen, nachdem er sich am längsten dagegen gesträubt hatte, 1738 der König der beiden Sicilien. Der König von Preußen war daran gebunden, nicht blos als Fürst des deutschen Reiches, sondern auch durch besonderen Vertrag von 1728. Wenn also irgend ein Reichsgesetz Giltigkeit haben konnte, so war es die pragmatische Sanction.

2.

Maria Theresia tritt die Regierung an.

Nach dem Erbschaftsgesetze, welches ihr ganzes Reich beschworen und die Mächte Europas anerkannt hatten, trat nun des verstorbenen Kaisers älteste Tochter, Maria Theresia,

die Regierung an. Auf sie waren die Blicke Europas gerichtet, fassen auch wir sie ins Auge!

Geboren den 13. Mai 1717, war die neue Herrscherin jetzt 23 Jahre 6 Monate alt. Ueber ihre Jugend haben wir wenige Nachrichten, ähnlich wie über die Jugend Karls des Großen, mit dem sie in der Erhabenheit ihrer Entwürfe manche Aehnlichkeit hat; die wenigen Zeugnisse aber besagen viel. Der venetianische Gesandte Foscarini schildert sie in einem Berichte an seine Regierung mit den Worten: „Man würde sie als Erbin des Hauses Oesterreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl frei stünde. Der Hauptvorzug dieser Fürstin ist die Erhabenheit ihres Geistes, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit der Seele". Andere Berichte schildern sie als ein Bild der Schönheit — und man kann in der That nicht satt werden, ihre Bildnisse aus jener Zeit zu betrachten, — schildern sie aber auch als bescheiden, mild und voll Majestät. Sie war sehr lernbegierig; Geschichte war ihre Lieblingsbeschäftigung, Sprachen lernte sie mit Leichtigkeit, und sprach lateinisch, französisch, italienisch, spanisch, neben ihrer Muttersprache mit voller Gewandtheit. Sie tanzte mit Anmuth, sie sang und musicirte mit Meisterschaft, sie schoß nach der Scheibe mit Sicherheit. Sie besaß einen durchdringenden, hellen Verstand, eine seltene Kraft des Willens, und über den Tiefen eines reinen und edlen Gemüthes spielte eine unerschöpfliche Heiterkeit, wie Sonnenschein auf der Fläche eines tiefen Sees. Sie war eine urkräftige, harmonische Natur; eine innige Religiosität durchdrang ihr Wesen. Sie war leutselig und voll Mitgefühl für die Leiden Anderer; von ihrem Vater Gnaden für Unglückliche zu erbitten, war ihr höchster Genuß; noch als Kaiserin auf der Höhe ihrer Macht rief sie einmal, als sie ein krankes Weib mit zwei halb verhungerten Kindern sah: „was habe ich denn der Vorsehung

gethan, daß ein solches Schauspiel meine Augen betrübt und meine Regierung entehrt?" Es ist ein eigenthümlicher Zug, der in der Geschichte ausgezeichneter Familien hin und wieder erscheint, daß, wenn das Geschlecht an einem großen Wendepuncte angekommen oder seinem Absterben nahe ist, alle glänzenden Anlagen desselben noch einmal in einem seiner Mitglieder erscheinen, wie die Flamme kurz vor ihrem Erlöschen noch einmal in ihrem vollen Glanze strahlt. In Maria Theresia sehen wir viele der Eigenschaften vereint, welche Mitglieder ihres Geschlechtes groß und berühmt gemacht haben.

Maria Theresia galt seit lange als die künftige Erbin des Reiches. Natürlich war sie eine lockende Braut. Die Königin von Spanien warb lange für ihren Sohn, Don Carlos, um sie; in Berlin trug man sich einmal mit der Hoffnung, sie werde dem Kronprinzen Friedrich zu Theil; in München meinte man, sie solle die Braut des Kurprinzen werden. Ihr Vater wollte ihr eigenes Herz wählen lassen und sie gab es dem Herzog von Lothringen, Franz Stephan, zu eigen.

Genealogen jener Zeit haben darzustellen versucht, daß die Habsburger und Lothringer in uralter Zeit von demselben Stamme entsprangen; gewiß ist, daß, seit Frankreich bestrebt war, dem Hause Habsburg die erste Stelle unter den Mächten Europas zu entreißen, die Häuser Lothringen und Habsburg in innige Verbindung traten. Die Herzoge von Lothringen fanden am Kaiser Schutz gegen französische Eroberungsgelüste, und der Kaiser an den Herzogen Vorkämpfer für die gerechte Sache des Reiches. Der gefeierte Sieger Karl von Lothringen, Feldherr im kaiserlichen Heere, war der Großvater unseres Prinzen. Franz Stephan, geboren 1708, kam als frischer, blühender, offener, heiterer, leutseliger Jüngling 1723 nach Wien und blieb hier bis 1730,

wo er die Regierung seines Herzogthums antrat. Hier wurde er erzogen, hier gewann er nicht blos die Gunst des Kaisers, sondern auch die Neigung der Erzherzogin. Der englische Gesandte Robinson schreibt an seinen Hof über die Erzherzogin: „Trotz ihrer starken Seele hegt sie eine zärtliche Liebe zu dem Herzog von Lothringen und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie den Mann je vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt, und nie wird sie denjenigen vergeben, welche sie in Gefahr brachten, ihn zu verlieren". — Politik und Neigung trafen also hier glücklicher Weise zusammen, bald galt der Prinz, den der Kaiser seinen Sohn nannte, wie ein Mitglied des Hauses. 1732 bis 1735 war ihm die Statthalterei in Ungarn anvertraut; im Präliminar-Frieden 1735 war auf die künftige Vermählung des Herzogs mit der Erbin von Oesterreich schon Bedacht genommen. Am 31. Jänner 1736 warb er feierlich um die Hand der Erzherzogin, am 12. Februar ward er in der Hofkirche bei den Augustinern mit ihr vermählt, am 11. April des gleichen Jahres verzichtete der Herzog auf sein Stammland Lothringen und erhielt dafür das Großherzogthum Toscana mit dem Titel königliche Hoheit. Am 9. Juli 1737 starb der letzte Mediceer, Johann Franz. Am 17. December 1738 trat der junge Großherzog, nachdem er vorher im Kriege wider die Türken befehligt hatte, mit seiner Gemahlin die Reise nach Toscana an; am 20. Jänner zogen sie in das schöne Florenz ein und blieben dort bis 27. April 1739, ihren Aufenthalt durch wohlthätige Einrichtungen und vortreffliche Gesetze bezeichnend. Franz war keine Natur von ungewöhnlicher Begabung, wie Maria Theresia, aber ein klarer Kopf und ein ehrlicher Mann, kein Feldherr, aber tapfer; besser als die Kriegsführung verstand er die Leitung der Finanzen. Die Ehe war eine christliche und glückliche.

Obschon noch gebeugt von Schmerz und Kummer um den Verlust des Vaters, trat die neue Herrscherin, sich selbst aufraffend, mit den schönsten Vorsätzen und Hoffnungen, mit den feurigsten Wünschen für das Wohl ihrer Unterthanen, entschlossen ihre Regierung an, die sie fortan 40 Jahre hindurch mit einer Größe und Würde führte, welche sie den ersten Herrschergestalten anreiht. Ihre ganze Zeit gehörte fortan dem Glücke ihres Volkes; äußerte sie doch einmal: „Ich mache mir Vorwürfe wegen der Zeit, die ich dem Schlafe widme, ich entziehe sie meinen Völkern". Schon am 20. October wurden nach allen Seiten Couriere entsandt, welche den Tod des Kaisers und den Regierungsantritt der „Königin von Ungarn und Böhmen" meldeten. Am gleichen Tage empfing sie die Huldigung ihrer Minister und der Spitzen der Behörden. Ihre Rede war von Thränen und Schluchzen unterbrochen, aber sie sprach Worte des Dankes, der Versöhnung, der Ermuthigung! Sie beließ zunächst Alle in ihren Stellen und bat sie, auch ihr, wie ihrem Vater, treu zu dienen. Für Jeden hatte sie, obschon bisher den Geschäften ferne gehalten und schüchtern, sich selbst mißtrauend, ein passendes Wort. Den 76jährigen Feldmarschall Pálffy, den Genossen der Siege und Freund Eugens, einen der edelsten Ungarn jener Zeit, treu dem Kaiserhause wie seinem Vaterlande, nannte sie ihren Vater. Feldmarschall Königsegg, der hohe, milde, wohlwollende, verdiente Greis, Harrach, einst Botschafter in Madrid, wurden mit Worten der Huld beglückt. Bartenstein, der Protocollführer der Conferenz, fürchtete entlassen zu werden und legte darum vor der jungen Herrscherin seine Aemter nieder; sie aber erwiderte: „Jetzo ist nicht Zeit, daß Ihr abdanken dürfet, fahret fort, so viel Gutes zu thun, als Ihr vermöget, ich werde Euch schon verhindern, Böses zu thun". Sie war ihm in der That Anfangs

abgeneigt, wollte aber seine Kenntnisse und seine Kraft nicht vermissen. Dieser Bartenstein war in Straßburg 1689 geboren, der Sohn eines Professors, kam als armer Hauslehrer nach Wien, erregte durch seinen Geist und seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit Starhembergs, der den strebsamen jungen Mann 1715 in den österreichischen Staatsdienst aufnahm und in die Nähe des Kaisers brachte, dem seine Kenntnisse des deutschen Rechtes und der österreichischen Geschichte, seine freimüthige und scharfe Rede gefielen. Bartenstein ward wegen seiner gewandten Feder Protocollführer der geheimen Conferenz, in den Adelsstand erhoben und Hofrath. Alle Staatsschriften aus jener Zeit gingen aus seiner Feder. Bald war er die Seele der kaiserlichen Politik, deren gute oder schlimme Folgen natürlich auch ihm zugeschrieben wurden. Er vertrat die Interessen seines Kaisers und Oesterreichs feurig und beredt, muthig und tapfer, besaß aber auch den verletzenden Stolz eines Emporkömmlings. Als nach einem unglücklichen Erfolge kaiserlicher Politik ihm Jemand zurief: „Ihr habt den Hof tief hineingefahren“, antwortete er stolz: „Ich werde ihn auch wieder herausfahren“. Darum lastete viel Haß auf ihm, das Volk hielt seinen Sturz beim Tode des Kaisers für unvermeidlich und bewarf sein Haus mit Koth. Maria Theresia aber, obgleich Anfangs, wie wir gesehen haben, von einem ungünstigen Vorurtheile gegen Bartenstein befangen, erkannte schnell den Werth des Mannes, dem sie binnen Kurzem ihr volles Vertrauen schenkte; sie war entzückt von seinem Wissen, von seiner unermüdlichen Arbeitskraft, und bald ging Alles wieder durch Bartensteins Hände.

Am 21. October nahm Maria Theresia zum ersten Male an der Sitzung ihres Ministeriums Theil. Da saß denn die jugendliche Herrscherin, strahlend von Schönheit, ihren lebensfrohen Gemahl an der Seite, unter den abgelebten

Greisen — Bartenstein ausgenommen war jeder mehr denn 70 Jahre alt — wie der Frühling neben dem Herbste. Die Lage des Reiches wurde berathen, sie war mehr als ernst. Die Cassen waren erschöpft durch den letzten Krieg, der Ertrag der Steuern, früher 40 Millionen, betrug nur noch 20, und diese genügten nicht. Das Heer war nicht stark, statt früherer 160.000 Mann hatte man nur 80.000 und diese waren von der türkischen Grenze bis in die Niederlande und von Toscana bis nach Böhmen zerstreut; es fehlte der alte siegesgewisse Geist, die letzten Niederlagen hatten entmuthigt, die Disciplin war gelockert, die Festungen verwahrlost; die Bevölkerung war in Ungarn wie in den deutschen Provinzen in bedenklicher Stimmung. Die Aufgabe, welche die neue Herrscherin zu lösen hatte, war riesengroß. Die Minister sahen mit bangen Ahnungen in die Zukunft, die wenigsten glaubten an den Fortbestand des Reiches. Sie sahen, wie der englische Gesandte Robinson berichtet, schon die Türken in Ungarn, die Ungarn empört, die Sachsen in Böhmen einbrechen, die Bayern vor den Thoren von Wien, und Frankreich Alle aufwiegelnd. In Wien meinten Viele, ein Weib könne ein so großes Reich nicht regieren, bald werde der Kurfürst von Bayern Herr des Ganzen sein.

Die junge Königin verzagte nicht und der Geist der Zuversicht, der sie beseelte, theilte sich bald ihrer Umgebung mit. Die ersten Maßregeln der neuen Regierung zeigten von dem Bestreben, zu versöhnen und Beschwerden abzustellen. Jede Kraft wurde willkommen geheißen und zum Dienste des Ganzen verwendet, Niemand wurde ohne Noth gedemüthigt und solche, die für ungerecht behandelt galten, in ihre Ehren und Würden wieder eingesetzt. Die Feldmarschälle Seckendorf, Wallis und Neipperg wurden aus der Gefangenschaft entlassen, die beiden

letzten sogar mit Zeichen königlicher Huld überschüttet. Die Äußerungen königlicher Gnade fielen durchaus auf Würdige, wie auf den scharfsinnigen, erfahrenen Starhemberg, den genialen Daun. Prinz Karl von Lothringen, des Großherzogs Bruder, wurde zum Feldmarschall ernannt. Einige andere Maßregeln stimmten das Volk der neuen Regierung günstig. Theuerung herrschte, Maria Theresia ließ die Kornböden öffnen und das Getreide um billigen Preis verkaufen, das Wild in großen Massen abschießen, Verschleuderungen öffentlicher Gelder abstellen. Kaiser Karls Gutmüthigkeit war leider nur zu sehr mißbraucht worden, lebten doch 40.000 Personen vom Hofe, deren Erhaltung neun und eine halbe Million kostete; wurden doch in der Küchenrechnung 4000 Gulden jährlich blos für Petersilie aufgeführt und 12 Maß Ungarwein jeden Abend als Schlaftrunk für die verwittwete Kaiserin, zwei Faß Tokayer, um den Papageien des Kaisers das Brot einzuweichen, und 15 Eimer Wein für ihr Bad. Alle diese Mißbräuche wurden abgestellt, und die Pensionen auf ein gerechtes Maß zurückgeführt. Franz Stephan, Maria Theresias Gemahl, übernahm die Leitung der Finanzen, für die er ein besonderes Talent besaß.

Am 21. November ernannte Maria Theresia ihren Gemahl zu ihrem Mitregenten; zu gleicher Zeit übertrug sie ihm die Vertretung der böhmischen Kurstimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl; sie wollte nicht blos, daß ihr Gemahl, den sie mit der ganzen Innigkeit eines kräftigen Gemüthes liebte, ihr an Rang nicht nachstehe, sondern es war ein Anzeichen, daß sie das Kaiserthum ihrem Hause erhalten und sein Haupt mit der ersten Krone der Christenheit geschmückt sehen wolle. Um den Mächten, welche die pragmatische Sanction gewährleistet hatten, nicht irgend einen Vorwand zu geben, ihr Wort zurückzunehmen, stellte der Großherzog Franz eine Bescheinigung aus, daß durch

diese seine Erhöhung der pragmatischen Sanction nicht der mindeste Abbruch geschehen solle.

Am 22. November leisteten die Stände Niederösterreichs die Huldigung, die übrigen Länder, Ungarn ausgenommen, leisteten den Eid der Treue vor den Statthaltern.

So hatte denn das Auftreten der jungen Herrscherin im Innern den besten Erfolg, die Angst derer, welche Österreich schon in Stücke fallen sahen, schien unbegründet. Es kam nun in Frage, wie das Ausland den Regierungsantritt Maria Theresias aufnehme, wie die Höfe auf das Begrüßungsschreiben der jungen Herrscherin antworten würden.

Das erste Anzeichen eines drohenden Sturmes kam von München, nämlich ein Protest gegen den Regierungsantritt Maria Theresias. Dort regierte als Kurfürst Karl Albert, geboren 1697, der Sohn des heldenmüthigen, aber auch verschwenderischen und durch seine Verbindung mit Frankreich im spanischen Erbfolgekriege für den Kaiser und das Reich so gefährlichen Max Emanuel und der Theresia Kunigunde Sobieska. Zwar hatte Karl Albert bei seiner Vermählung mit Maria Amalia, der zweiten Tochter Kaiser Josephs I., auf alle Ansprüche, die er durch sie an Österreich machen konnte, verzichtet, 1731 aber mit dem Kurfürsten von Sachsen gegen die pragmatische Sanction Verwahrung eingelegt. Sein Gesandter Graf Perusa gab die Anzeige vom Tode des Kaisers und der Thronbesteigung Maria Theresias mit dem Bemerken zurück, daß sein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht anerkennen könne; er forderte die Präsidenten der Hofstellen auf, von niemand Befehl anzunehmen, als vom einzig berechtigten Erben, dem Kurfürsten von Bayern; er mahnte die anwesenden Gesandten der fremden Mächte, mit Maria Theresia in keinerlei Verbindung zu treten, denn sein

Herr allein habe das Recht der Nachfolge in sämmtlichen Ländern des Hauses Österreich. Worauf stützte er seine Ansprüche? Nicht auf das Testament Leopolds I.; denn dann hätte Josephs älteste Tochter, die Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen, das nächste Anrecht gehabt, sondern auf ein Testament Ferdinand I. vom Jahre 1543, in welchem dieser den Nachkommen seiner Tochter Anna und des Herzogs Albrecht III. von Bayern in einem gewissen Falle die Erbfolge zugesichert hatte. In München behauptete man, das bayrische Haus sei erbberechtigt, wenn der habsburgische Mannesstamm aussterbe, in Wien aber, wenn kein ehelicher Leibeserbe mehr vorhanden sei. Graf Perusa verlangte Vorlegung des Testamentes. Sie ward gewährt am 3. November 1741; vor den versammelten Gesandten wurde die Handschrift des Testamentes verlesen und dann von jedem der Anwesenden eingesehen. Es hieß darin nicht, daß Bayern erbberechtigt sei, wenn keine männlichen, sondern wenn keine ehelichen Leibeserben mehr vorhanden seien. Grundlos waren also die Ansprüche des Bayern, umsonst durchsah Perusa mehrmals das Testament, ob nicht eine Verfälschung vorgenommen sei, tief beschämt zog er sich endlich zurück. Am 20. November verließ er Wien, zumal ihm die Bevölkerung überall ihren Haß deutlich kund gab und er für die Sicherheit seiner Person zu fürchten begann. Wie Karl Albert handelte sein Bruder, der Erzbischof von Cöln, und sein Vetter, der Kurfürst von der Pfalz, welche die Meldung des Regierungsantrittes nur mit einem Schreiben, das sie mit der gewöhnlichen Post sandten und das die Adresse führte: „an die Erzherzogin Maria Theresia“, beantworteten.

Der Widerstand Bayerns schien nicht gefährlich, zumal von anderen Cabineten die besten Versicherungen eintrafen. England erklärte, daß es den ihrem Vater ertheilten Zusagen

treu bleiben wolle, und machte den Antrag zu einer großen Verbindung wider das Haus Bourbon in Frankreich und Spanien. Die Generalstaaten betheuerten, daß sie ihren Verpflichtungen gegen die Erbin Karls VI. pünctlich nachkommen würden; Karl Emanuel III. von Sardinien war der erste, Maria Theresia anzuerkennen. Venedig und Pabst Benedict XIV. antworteten im gleichen Sinne. König August III. von Polen bot seinen Beistand an zur Verwirklichung der pragmatischen Sanction. Auch Friedrich II. von Preußen betheuerte seine freundschaftliche Gesinnung und erbot sich zur Hilfe gegen alle die, welche die pragmatische Sanction anfechten würden. Aus Petersburg kamen die besten Versicherungen. Der französische Staatssecretär Amelot betheuerte dem österreichischen Gesandten in Paris die Geneigtheit seines Hofes, die Verbindlichkeiten gegen Maria Theresia zu beobachten. Der Minister Cardinal Fleury entschuldigte die Verzögerung der schriftlichen Antwort seines Königs damit, daß man die Formularien, wie an die Könige von Ungarn geschrieben werden müsse, im Staatsarchiv noch nicht habe finden können. Im Januar 1741 traf endlich auch ein eigenhändiges Beileids- und Anerkennungsschreiben von Ludwig XV. in Wien ein. Man traute diesen Versicherungen, obschon England zum Mißtrauen aufforderte; man wies den Antrag zu einem Bunde gegen das Haus Bourbon kalt ab, man wiegte sich im Gefühle der Sicherheit und sah voll froher Hoffnung der Zukunft entgegen. Denn Bayern glaubte man nicht fürchten zu müssen, gegen einen etwaigen Angriff auf Böhmen stellte man die Regimenter an geeigneten Puncten auf. Die Officiere auf Urlaub erhielten Befehl zu ihren Truppen zurückzukehren, die Regimenter wurden ergänzt.

Dennoch zog sich ein furchtbarer Sturm gegen Maria Theresia zusammen. In Paris, in Madrid, in Berlin entwarf

man Pläne, Oesterreich zu zertrümmern und dem Kurfürsten von Bayern den Kaisermantel umzuhängen, wenn er undeutsch genug wäre, sein Vaterland den Fremden preiszugeben und mit ihnen den Raub zu theilen. Eine Gefahr trat für Oesterreich heran, wie sie nur zu Zeiten Ferdinands II. gedroht hatte, und aus der es allein durch die Seelengröße der Herrscherin und durch die Treue seiner Völker gerettet werden konnte. Fassen wir, um das Folgende zu verstehen, die politische Lage Europas jener Zeit näher ins Auge!

3.

Die europäischen Höfe beim Regierungsantritte Maria Theresias.

Wenden wir uns zunächst nach Spanien! Dort war noch jener selbe Philipp V. König, der Spanien sammt den Besitzungen in Amerika mit Hilfe französischer Waffen den Habsburgern entrissen hatte. Er herrschte aber nicht, denn er war schwermüthig bis zum Stumpfsinn geworden. Er konnte hin und wieder sechs Monate im Bette liegen, ohne die Wäsche zu wechseln oder sich Bart und Nägel abschneiden zu lassen; er konnte bisweilen Jeden schlagen und kratzen, der in seine Nähe kam, sich selber den Arm blutig beißen, und dann plötzlich auflachen und ein Lied singen. Die Seele der Regierung war seine zweite Gemahlin, Elisabetha Farnese, Prinzessin von Parma, ein Weib von maßloser Ehr- und Herrschsucht, das nach den Worten ihres Zeitgenossen Friedrichs II. die ganze Welt hätte beherrschen mögen, das durch keine Rücksicht sich zurückhalten ließ, mit kühnen Schritten auf ihr Ziel losging, und den Stolz eines Spaniers, die Hartnäckigkeit eines Engländers mit

italienischer Schlauheit und französischer Lebhaftigkeit verband. Da aus der ersten Ehe des Königs schon ein Erbe der spanischen Krone vorhanden war und der Stolz des spanischen Volkes eine Theilung der Monarchie nicht geduldet hätte, so trachtete die erwerbsüchtige Mutter unabläßig ihre Söhne mit Ländern auf Kosten Anderer zu versorgen, und setzte durch ihre Ehrsucht ganz Europa in Bewegung. So war es ihren Schleichwegen früher schon gelungen, Oesterreich Neapel zu entreißen und ihrem ersten Sohne Don Carlos die Krone von Neapel und Sicilien zu verschaffen. Aber sie hatte noch einen Sohn, Don Philipp, auch der sollte nicht leer ausgehen. Toscana, Mailand, Tyrol und Kärnthen ward zu einem Königreich für ihn ausersehen, und darum eifrigst gerüstet, und, um wenigstens einen Theil zu bekommen, das ganze Erbe Maria Theresias in Anspruch genommen, obschon man für die Anerkennung der pragmatischen Sanction bereits Neapel und Sicilien von Oesterreich bekommen hatte.

Das Haus Bourbon, so hieß es in Madrid, sei zur Nachfolge in ganz Oesterreich berufen; denn kraft des Theilungsvertrages von 1521 zwischen Karl V. und Ferdinand I. sollten die österreichischen Länder beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinands an die Erben Karls V. zurückfallen. Daß letztere ausgestorben waren, daß statt einer habsburgischen Linie eine bourbonische auf dem Throne zu Madrid saß, daß diese die pragmatische Sanction anerkannt hatte, ward gar nicht in Betracht gezogen. Demgemäß konnte auch der spanische Gesandte in Wien gegen die Uebertragung der Würde eines Großmeisters des Vließordens an Franz von Lothringen und gegen alle anderen Handlungen, welche den Rechten Philipps als Nachfolger und Erben König Karls VI. zuwiderliefen, Verwahrung einlegen. Zum Glücke für Maria Theresia

entsprach die Streitmacht Spaniens und die Lage seiner Finanzen nicht der Größe seiner Ansprüche. Spanien hatte eine Streitmacht von 60.000 Mann und 50 Kriegsschiffen, der König hatte ein Einkommen von 24 Millionen Thalern, die Regierung war aber nichts desto weniger ganz verarmt, das Volk hatte gar keine Industrie, die Schätze aus Amerika gingen nur durch das Land in die Hände der Italiener, Holländer und Engländer, welche Spanien mit ihren Fabricaten versorgten, und waren für das verarmte Land, was ein Tropfen Wasser für einen vor Durst Verschmachtenden.

Zum Glücke für Maria Theresia war Spanien in einen Krieg mit England verwickelt, seine Kraft hinwieder ward verstärkt durch seine nahen Beziehungen zu Frankreich und zu Neapel. Der neapolitanische Minister d'Estevan vollzog pünctlich die Befehle der Königin von Spanien. — Man unterhandelte mit dem Könige von Sardinien, welcher als Herr von Savoyen die Thore der Alpen hütete, ein Heer von 30.000 Mann, ein Einkommen von 5 Millionen Thalern besaß und nach der Vorschrift seiner Vorfahren, die Lombardei wie eine Artischoke zu verspeisen, d. h. ein Stück nach dem anderen, immerdar geneigt war sich dahin zu wenden, wo er etwas abzuzwacken vermochte. Und so war denn auch Karl Emanuel einige Zeit gesonnen, als Abkömmling von Katharina, der Tochter Philipps II., Anspruch auf Mailand zu machen.

In Frankreich war damals Ludwig XV. König, ein Mann von klarem Urtheile, der aber die Arbeit haßte und, einzig seinem Vergnügen lebend, das Regieren seinen Ministern überließ. Minister war von 1726—1743 sein ehemaliger Lehrer Cardinal Fleury, ein beredter, geistreicher, rechtschaffener, unbestechlicher Mann, kühn in seinen Entwürfen, bedenklich in ihrer Ausführung, sparsam mit den Geldern des Staates, vom

Geist der Ordnung beseelt; er hatte durch seine weise Sparsamkeit den Staat vom Untergange gerettet, mit dem ihn die steten Kriege und die Verschwendung unter Ludwig XIV. und der Regentschaft bedrohten. Ein Theil der ungeheuern Schuldenlast war abgetragen, der Credit war wieder hergestellt, Frankreich hatte die entscheidende Stimme auf dem Festlande, es rang darnach, England zur See zu überflügeln. Das stehende Heer betrug 130.000 Streiter und die Regierung verfügte über 80 Kriegsschiffe und 60.000 Matrosen. Die Einkünfte des Staates beliefen sich auf 60 Millionen Thaler. Fleury war grundsätzlich gegen jeden ungerechten Krieg; vom Kriege von 1733, in dem Frankreich doch Lothringen erhielt, sagte man in Versailles, Chauvelin habe dem Cardinal den Krieg unter den Händen wegprakticirt, aber der Cardinal habe ihm wieder den Frieden wegprakticirt. Doch der Cardinal war alt, und ihm gegenüber stand eine von Eroberungslust überbrausende Kriegspartei; an ihrer Spitze stand der Marschall Belleisle und des Königs Geliebte, die Chateauroux. Jener jagte einem wilden Traume von Größe und Kriegsruhm nach, diese wollte ihren königlichen Liebhaber im Schimmer eines Helden und Eroberers sehen und klagte, der Cardinal lasse den Kriegsruhm der Franzosen zu Grunde gehen. Es hing von einem zufälligen Ereignisse ab, ob die Kriegs- oder Friedenspartei siege. Von Belleisle sagt ein berühmter Zeitgenosse: „Sein Geist war weit umfassend, sein Verstand war glänzender Witz, sein Muth Kühnheit; er liebte mit Leidenschaft seine Kriegsbeschäftigung, überließ sich aber ohne Rücksicht seiner Einbildungskraft. Er entwarf die Pläne, sein Bruder ordnete sie. Man sagte, der Marschall ist die Einbildungskraft, sein Bruder die Vernunft". Die Chateauroux war die vierte unter den Weibern, mit denen das schmachvolle Maitressenregiment in Frankreich begonnen hatte. Ludwig XV. war

schon längst, obschon er einen Engel zur Gemahlin hatte, auf den Abweg der Sünde gerathen und zog die Krone durch seine Ausschweifungen in den Koth hinab. Sein schlaffes Herz war fortan kaum mehr von einer höheren Regung belebt.

Auch in England war damals ein Minister des Friedens, Walpole, der von 1721—1742 die Regierung leitete, mit Fleury innig befreundet, und durch seinen Bruder Horace Walpole, den englischen Gesandten in Paris, mit dem französischen Minister stets im innigsten Verkehre. Wenn Frankreich Oesterreich angriff, so war es gewiß, daß England Maria Theresia beistand, denn jeder Engländer fühlte, daß es kein Bollwerk mehr gegen Frankreichs Uebermacht auf dem Festlande gebe, wenn Oesterreich zerfalle; wie darum Fleury, so war auch Walpole für den Frieden aus Furcht vor einem weitaussehenden Kriege. Nur im Frieden konnte der Minister auch den Thron der Welfen in Großbritannien gegen die Partei der Stuarts befestigen. Groß waren seine Mittel, den Frieden zu erhalten, freilich nicht; Walpole erkaufte seine Gegner, und sie ließen sich durchgängig erkaufen; ein schmachvolles Bestechungswesen herrschte damals in England. Walpole äußerte oft: für jeden Menschen gebe es einen Preis, durch den man ihn gewinnen könne. Die Leitung der auswärtigen Politik überließ er meist seinem Bruder Horace. Als ihn einst Damen zu einer Spielpartie einluden, antwortete er: „Das Spiel und Europa überlasse ich meinem Bruder". So friedliebend Walpole war, so wurde er doch 1739 von der Stimmung der Nation in einen Krieg mit Spanien hineingerissen. Die Engländer waren nämlich unzufrieden mit der spanischen Colonialpolitik und hofften, Spanien durch einen Krieg zu anderen Zoll- und Mauthgesetzen zu zwingen; die Mißhandlung eines englischen Schiffs-Capitäns ward von der Kriegspartei benützt, um die Nation in

Flammen zu setzen. Am 20. April 1731 war nämlich im Golfe von Florida der Capitän Jenkins vom Schiffe Rebekka von spanischen Zollwächtern bei Durchsuchung seines Schiffes, als er keine Contrebande anzeigen wollte, mißhandelt, und als er mit der Rache der britischen Majestät drohte, ihm das Ohr abgerissen und mit den Worten: „da bring' das deinem Königel" ins Gesicht geschleudert worden. Jenkins bewahrte das Ohr in Baumwolle, brachte es dem Minister, der ihn aber zu begütigen suchte, weil er keinen Krieg wollte. Das Ohr des Jenkins war nun fortan das Geschrei der Oppositionspartei, die es 1738 dahin brachte, daß das Parlament sich als Comité constituirte und Jenkins vor die Schranken des Unterhauses rief. Seine Erzählung von den erlittenen Mißhandlungen zündete, namentlich als er auf die Frage, was er während der Mißhandlung durch solche Barbaren empfunden habe, antwortete: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheit dem Vaterlande". Vergebens suchte der Minister zu vermitteln und erwirkte von Spanien eine Summe zur Schadloshaltung; die Gegner zwangen ihn 1739 im October an Spanien den Krieg zu erklären, und nun entbrannte ein wilder Kampf zur See. England verfügte damals über 80 große und 150 kleine Kriegsschiffe, es hatte bei einem Einkommen von 24 Millionen Thalern 30.000 Mann Landtruppen, zu denen Dänemark für eine Jahresrente von 150.000 Thalern jährlich 6000 Mann stellte; auch Hessen stellte gegen Hilfsgelder 6000 Mann und Hannover 22.000 Mann. Weil Frankreich mit Spanien durch einen Familienvertrag seit dem 7. November 1733 verbunden war, so lag die Gefahr nahe, daß Frankreich mit Spanien gemeinschaftliche Sache mache, um England die Handelsvortheile und die Herrschaft zur See zu entreißen. Darum hatte auch England Maria Theresia gleich bei ihrem Regierungsantritte den Antrag zu einem Bunde wider die

bourbonischen Höfe gemacht, den aber Maria Theresia ablehnte, weil sie den friedlichen Versicherungen des französischen Cabinetes traute.

Mit England ging damals die Republik Holland meist Hand in Hand und folgte der englischen Politik, wie eine Schaluppe der Spur eines Kriegsschiffes. Hollands Beitritt war von Bedeutung, da es bei einem Einkommen von 12 Millionen Thalern 40 Kriegsschiffe und 30.000 Mann regulärer Truppen besaß. Leider hatte die holländische Armee keinen tüchtigen Anführer, die alte Schule ausgezeichneter Officiere war theils auf den Schlachtfeldern gefallen, theils den Krankheiten erlegen.

Was den Norden und Osten Europas anlangt, so war Schweden ebenso im Sinken als Rußland im Aufsteigen. Schweden hatte seine Kraft zu den Zeiten Gustav Adolfs und Karls XII. verspritzt, die Macht der Monarchie war seit dem Tode des letzteren dahin, der Adel herrschte, das Königthum war ein Schatten. Zu arm für den Aufwand, zu dem sie ihr Stolz trieb, ließen sich die schwedischen Adeligen vom Auslande bestechen; Frankreich und Rußland bezahlten, und so gab es eine französische und eine russische Partei, jene hieß die der Hüte, diese die der Mützen. Auf jedem Reichstage stritten sich diese Parteien. Das Volk, zwei Millionen stark, hatte noch immer kriegerischen Geist, das Vaterland war aber von den Parteien verrathen. Die Kriegsmacht Schwedens bestand in 24 Linienschiffen, 36 Fregatten, 7000 Mann regelmäßigen Militärs und 33.000 Mann Landmilizen, das Einkommen des Staates betrug 4 Millionen Thaler.

Peters Riesenfaust hatte Rußland aus asiatischer Erschlaffung in die Reihe der europäischen Staaten gestellt und für die Freiheit des Abendlandes gefährlich gemacht. Auf Peter folgte 1725—1727 seine Gemahlin Katharina und auf diese der Enkel

Peters, Peter II., bis 1730. Dann bestieg Anna, die verwittwete Herzogin von Kurland, den Thron der Czaren, die Tochter von Peters des Großen jüngerem Bruder Iwan. Sie war eine gutmüthige, für große Pläne empfängliche Frau; ihr Feldherr Münnich, für Rußland was Eugen für Oesterreich, demüthigte die Pforte; ihr Günstling Biron, der Enkel eines Stallknechtes, jedoch zum Herzog von Kurland erhoben, wurde vor ihrem Tode (sie starb am 26. October 1740) zum Regenten ernannt für Iwan, den Sohn ihrer Schwestertochter, der an den Herzog von Braunschweig vermählten Anna von Mecklenburg. Biron war hart, herrschsüchtig, aber ein Feind Preußens, und darum von ihm nichts für Oesterreich zu befürchten. Die Streitmacht Rußlands betrug in jener Zeit 170.000 Mann, 12 Linienschiffe, 26 geringere Kriegsschiffe und 40 Galeeren. Ueber die Russen von damals urtheilte Friedrich II.: „Der Geist der Nation ist ein Gemisch von Mißtrauen und List; faul, aber eigennützig, sind sie geschickt genug, nachzuahmen, doch ohne Genie zum Erfinden; die Großen sind zu Unruhen geneigt, die Garde ist den Regenten furchtbar; das Volk ist dumm, trunkliebend, abergläubisch und unglücklich. Sie sind die Schiedsrichter des Nordens und äußerst furchtbar. Man kann nichts dabei gewinnen, wenn man sie angreift, weil man eine Art von Wüstenei durchziehen muß, um zu ihnen zu gelangen, und es ist Alles zu verlieren, wenn man sich bei ihrem Angriffe auf den Vertheidigungskrieg einschränkt. Diesen letzten Vortheil ziehen sie aus der Menge Tataren, Kosaken und Kalmücken, die sie in ihren Armeen haben. Diese herumstreifenden Horden von Plünderern und Mordbrennern können durch ihre Einfälle die blühendsten Provinzen zerstören, ohne daß die eigentliche Armee dieselbe betritt. Alle Nachbarn schonen sie deshalb, um diese Verwüstungen zu vermeiden."

Von dem Großtürken befürchteten die Minister Maria Theresias einen Angriff auf Ungarn, zumal der in Constantinopel so mächtige Renegat Bonneval dazu trieb, die Verlegenheiten Oesterreichs zu benützen; allein der Sultan Mohammed V. war ein friedliebender und schwacher Mann. Die Pforte begnügte sich mit den Vortheilen des letzten Friedens, und als Friedrich II. in Schlesien einfiel, erklärte der türkische Gesandte in Wien mit aller Entschiedenheit, Gott werde ihn für diesen Treubruch bestrafen.

Deutschland war in viele kleine Herrschaften getheilt. Zu den mächtigsten Fürsten gehörten der Kurfürst von Bayern, der von Sachsen und der König von Preußen. Bayern, das noch sehr unter der Schuldenlast litt, die Max Emanuels Kriege und Verschwendung auf dasselbe gewälzt, ertrug 5 Millionen Thaler und konnte höchstens 12.000 Mann auf die Beine stellen. Mit dem Bayern hielt es aber sein Bruder, der Kurfürst von Cöln, der durch den Mißbrauch jener Zeit auch Bischof von Münster, Osnabrück, Paderborn und Hochmeister des Deutschordens war und ein Heer von 12.000 Mann hielt, und der Kurfürst von der Pfalz, der zwei Festungen, Mannheim und Düsseldorf, und ein Heer von 10.000 Mann besaß. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, war ein gebildeter, geistreicher, wohlwollender Mann, sein Fehler war der Ehrgeiz nach einer Krone, zu der ihm der Beruf und die Mittel fehlten. Der Kurfürst von Sachsen August III. war ein wohlwollender, aber nicht sehr begabter Mann, der sich von seinem Minister Brühl unbedingt leiten ließ. Brühl ist durch Friedrichs Feder bitter verhöhnt worden, seine Verschwendung ist weltbekannt, er hatte 200 Diener, täglich 30 Gerichte an der Tafel, bei Gastmählern 80 bis 100, Schuhe, Perrücken zu Hunderten; auf des Kurfürsten beständige Frage: „Brühl,

haben wir Geld?" hatte er immer ein unterthänigstes „Ja" in Bereitschaft. Friedrich nennt ihn den Minister der Listen und kleinen Ränke; Brühl war übrigens für Oesterreich und gegen Preußen. Die sächsische Macht war nicht ohne Bedeutung — 24.000 Mann. Die Geldmittel, die das gewerbreiche und fleißige Sachsen dem Könige lieferte, betrugen 6 Millionen Thaler. August war zugleich König von Polen und verfügte als solcher über 24.000 Mann, aber schlechter Truppen. Friedrichs Urtheil über das Polen jener Zeit ist hart, aber die Fehler, die er rügt, haben nebst seiner eigenen Politik später den Untergang Polens herbeigeführt: „Dieses Königreich ist in einer beständigen Anarchie; die großen Geschlechter sind sämmtlich in ihren Absichten gegen einander gespannt; alle ziehen ihre eigenen Vortheile der Staatswohlfahrt vor und vereinigen sich nur zu gleicher Härte, um ihre Leibeigenen zu unterdrücken, die sie mehr wie Lastthiere, als wie Menschen behandeln. Die Polen sind eitel, hochmüthig im Glücke, kriechend im Unglücke, zu Allem fähig, um Geld zusammen zu scharren, das sie, sobald sie es haben, auf die Straße werfen; leichtsinnig ohne Beurtheilung, stets geneigt, ohne Grund eine Partei zu ergreifen und wieder fahren zu lassen, und durch ihr planloses Gebahren sich die schlimmsten Händel zuzuziehen. Sie haben Gesetze, aber Niemand beobachtet sie, weil es am Zwangsrecht fehlt. Der Hof sieht seine Partei zunehmen, wenn viele Aemter erledigt sind, der König hat die Befugniß, dieselben zu vergeben und bei jeder Gunstbezeugung neue Undankbare zu machen. Der Reichstag versammelt sich alle drei Jahre, bald in Grodno, bald in Warschau. Die Staatskunst des Hofes besteht darin, daß die Wahl zum Reichstagsmarschall auf eine ihm ergebene Person fällt."

Preußen besaß ein Heer von 76.000 Mann; es waren die bestgedrillten Truppen in Europa. Friedrich Wilhelm I.,

der am 31. Mai 1740 starb, hinterließ seinem Nachfolger zugleich einen gefüllten Schatz; das Einkommen des Staates belief sich auf 7 Millionen Thaler. Die Schwäche des Staates lag in der Armuth eines großen Theiles seiner Provinzen und in seiner unregelmäßigen Gestalt; es fehlte alle Abrundung, schmale und gleichsam auseinander gestreute Provinzen reichten von Kurland bis nach Brabant. Preußen konnte damals nach dem Ausdrucke seines eigenen Königs nichts unternehmen, als wenn es sich auf Frankreich oder England stützte.

So war damals die Lage Deutschlands, so die Lage Europas. Es war nothwendig, sie zu schildern, weil damals wie heute und immer jeder Kampf um den Bestand Oesterreichs einen allgemeinen europäischen Krieg zur Folge hat. Ist Oesterreich geschwächt, so spielt Frankreich die Herrenrolle in Europa; ist es stark, so ist die Selbständigkeit der anderen Staaten vor französischen Herrschergelüsten gesichert. Oesterreich ist wesentlich erhaltende, nicht zerstörende Macht. Es ist gleichsam der Anker, an dem der Friede und die Freiheit Europas hängt. Von der Republik Venedig, im Süden von Oesterreich, war keine Gefahr zu befürchten, man stand mit ihr in den besten Beziehungen; die Regierung dachte nicht mehr auf Eroberungen, sondern suchte nur noch zu erhalten und zehrte von der Vergangenheit. Sie hatte ein Heer von 15.000 Mann Landtruppen. Mit der Schweiz stand man gleichfalls im besten Vernehmen. Auch diese Republik eroberte nicht mehr, sondern vertheidigte nur.

Demnach kann man mit Recht behaupten, daß 1740 die Erhaltung des Friedens wahrscheinlich war. Spanien hatte Eroberungsgelüste, allein seine Macht war durch den Krieg mit England gebunden. In Frankreich war eine Kriegspartei, allein der Cardinal war noch stark genug, den Frieden zu erhalten. Ein Angriff Bayerns war für Oesterreich nicht

furchtbar, wenn jenes auch Kur-Cöln und Kur-Pfalz auf seiner Seite hatte. Ein großer englischer Staatsmann und Geschichtschreiber sagt deshalb mit vollem Recht über die Lage der Dinge: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der Letzteren waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden edlen Mannes müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Potentaten der Christenheit nach einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers ehren würden. Aber die selbstsüchtige Raubgier des Königs von Preußen gab seinen Nachbarn das Signal. Sein Beispiel stumpfte ihr Schamgefühl ab. Sein Erfolg verleitete sie, die Schwierigkeit einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen. Auf Friedrichs Haupt lastet all' das Blut, das in einem Kriege, der viele Jahre lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das Blut der Angriffs-Colonnen von Fontenoy, das Blut der Hochländer, die bei Culloden geschlachtet wurden. Die Uebel, die seine Schlechtigkeit hervorrief, wurden in Ländern gefühlt, wo der preußische Name unbekannt war, und damit er einen Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten die Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpirten sich die rothen Krieger an den großen Seen in Amerika."

4.

Friedrich fällt in Schlesien ein.

Der erste Angriff auf das Gebiet der edlen Herrscherin ging in der That von Preußen aus, von einem Könige, von dem man Feindseligkeiten zu erwarten keinen Grund hatte. Das Haus Hohenzollern, das noch vor kurzem auf der Bank der Kurfürsten saß, ist 1701 durch Kaiser Leopold I. mit königlichen Ehren bedacht worden. Die Brandenburger gingen in der Politik meist mit dem Kaiser. So launisch auch die Politik von Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrichs II. war, und so sehr er auch für jeden Dienst gleich seinen hohen Lohn forderte, so äußerte er doch: „Meine Feinde mögen thun was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe. — Das muß ein Coujon von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält, und ich selbst müßte auch einer sein, wenn ich es thäte". Noch auf dem Todtenbette empfahl er seinem Sohne Rücksicht auf das Kaiserhaus.

Friedrich II. selber hatte vom Vater Maria Theresias manche Wohlthaten empfangen. Karl VI. war sein Taufpathe und ließ ihm während seiner stürmischen Jugend manches Gute zukommen. Denn damals spielte sich im Hause Hohenzollern eine Familientragödie ernstester Art ab. König Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich (geboren 24. Januar 1712) waren große Gegensätze und hatten nur die Härte, die Herrschsucht und die Starrheit des Sinnes mit einander gemein. Der Vater war bigott, sittenstreng, derb, sparsam bis zum Geiz und haßte alles

französische Wesen; sein ungemein begabter Sohn Fritz war früh ein Wüstling, ein Religionsspötter, ein Verschwender und voll Bewunderung für französische Bücher und Moden. Der Vater war ein Pedant, der Sohn ein Genie, jener ein strammer Soldat, diesem war jede Schranke zuwider. Der Gegensatz zwischen Beiden wurde immer schroffer, der Vater immer unzufriedener und der Sohn immer störrischer. Der König mißhandelte den Kronprinzen mit Faust- und Stockschlägen, so daß das Blut floß; oft bat Friedrich um Verzeihung und der Vater hielt alles nur für Verstellung und schrieb dem Sohne Briefe wie folgenden: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß Er wohl, daß ich keinen effeminirten (verweichlichten) Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich friesieret und nit verschneidet und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und Er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopfe folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm." — Der Sohn klagt der Schwester in einem Briefe: „Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sclave, und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von

lauter Aufpassern umgeben; mir fehlts selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem anderen Bedürfnisse, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und auf meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppte er mich an das Fenster und legte mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu erfassen, da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zusammenzog und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hilfe".

In Verzweiflung getrieben, suchte Friedrich nach England zu entkommen. Der Fluchtversuch mißlang, Friedrich ward am 11. August 1730 bei Frankfurt a. M. verhaftet und mit einem Theilnehmer seines Planes, dem Officier von Katte, als Ausreißer vor ein Kriegsgericht gestellt. Katte ward zum Tode verurtheilt und vor Friedrichs Gefängniß hingerichtet. Der König war entschlossen, auch seinen Sohn hinrichten zu lassen. Ohne des Kaisers Fürsprache hätte der Henker dem Prinzen den Kopf vor die Füße gelegt; Karl VI. schrieb an den König eine dringende Bitte um Begnadigung Friedrichs: „Vielleicht ist der Kronprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn nicht hinlänglich überzeugt und ich hoffe, daß er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie ernstlich wohl ich es mit dem Könige meine". Der König sagte nach Durchlesung des Briefes zum österreichischen Gesandten Seckendorf: „Sie wissen nicht, was Sie erbitten; Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden; wenn dem Prinzen die verdiente Strafe nachgelassen wird, hat er dies einzig dem Fürworte des Kaisers zu

danken". Der Kronprinz ward begnadigt, mußte aber ein Jahr hindurch als Auscultator im Finanzwesen arbeiten und durfte erst Ende des Jahres 1731 wieder zu seinem Regimente zurückkehren. Der Vater hielt den Sohn noch immer knapp und der Kaiser half dem immer geldbedürftigen Prinzen mit Geschenken aus. Friedrich schrieb an den Feldherrn Eugen, er habe die Fürsprache des Kaisers nicht verdient, er werde sie aber in Ewigkeit nicht vergessen; der Kaiser und das gesammte deutsche Vaterland sollten in Zukunft sehen, daß ein junger deutscher Fürst irren könne, daß er aber mit der Zeit zum Verständniß komme, wie ohne die Freundschaft des Kaisers keine Ruhe und Sicherheit in der Verbindung mit ausländischen Fürsten zu finden sei. Der Kronprinz bezog vom Kaiser einen Jahresgehalt von 2500, später von 3000 Ducaten, auf seine Bitte warf Karl VI. auch seiner Schwester einen Jahresgehalt von 1000 Ducaten aus, und Friedrich schrieb von seiner unsäglichen Verehrung für den Kaiser und wie er hoffe, ihm nie Kummer zu machen, und er sei unglücklich, daß er diese Wohlthaten nie vergelten könne.

Und doch war es derselbe Friedrich, der, kaum König geworden, gegen die Tochter seines Wohlthäters den ersten Schlag führte, derselbe deutsche Fürst, der, als er nach Schlesien abzog, zum französischen Gesandten sagte: „Ich spiele für Sie; wenn das Glück mir lächelt, so theilen wir". So rücksichtslos warf er die Brandfackel des Bürgerkriegs in sein Vaterland!

Es war am 26. October 1740, daß die Botschaft vom Tode Karls VI. den Preußenkönig im Schloß Rheinsberg traf. Sogleich war Friedrich II. entschlossen, die Noth der bedrängten Tochter seines Wohlthäters zur eigenen Vergrößerung zu benützen. „Der Kaiser ist todt", schrieb er am gleichen Tage an seinen Freund Voltaire, „dieses Ereigniß stößt alle meine

friedlichen Ideen um. Der Augenblick ist da, das alte politische System Europas umzuwandeln". Am gleichen Tage wurden der Feldmarschall Graf Schwerin und der Minister Podewils nach Rheinsberg berufen. Fünf Tage blieben sie mit dem Könige in geheimen, ernsten Berathungen zusammen. Friedrich erklärte ihnen seinen Entschluß, Maria Theresia Schlesien wegzunehmen, Beide riethen ihm dringend von diesem Unterfangen ab; Friedrich entgegnete: „Wenn man im Vortheile ist, soll man ihn benützen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen zu Allem bereit. Wenn ich ihn nicht benütze, so habe ich in meiner Hand ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich es gebrauche, wird man sagen, daß ich gewandt genug bin, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen". Als Schwerin und Podewils den festen Entschluß des Königs zum Krieg sahen, riethen sie, wenigstens nicht gleich so schroff aufzutreten: man solle Oesterreich für Schlesien einige Millionen Hilfsgelder, ein Schutzbündniß für seine Erblande und Maria Theresias Gemahl Unterstützung zur Erlangung der Kaiserkrone versprechen; auf der anderen Seite solle man drohen, daß man im Weigerungsfalle sich mit Oesterreichs Feinden zu seiner Zertrümmerung verbinden werde. Zur rechtlichen Begründung des Raubanfalles wollte man alte Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer erheben, auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf. Friedrich willigte ein. Der Minister und der Feldmarschall reisten ab, um alle nöthigen Anordnungen zum Kriege zu treffen, und der Kanzler Peter von Ludewig wurde mit einer Darlegung der Rechtsansprüche auf diese Fürstenthümer beauftragt.

Es verlohnt sich nicht der Mühe, über diese mehr denn zweifelhaften Ansprüche viel Worte zu verlieren; Friedrich hielt selber Nichts auf sie und schrieb später in seinem Buche „Geschichte

meiner Zeit" mit größter Offenheit darüber: „Mein Alter, das Feuer meiner Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, sogar, um Nichts zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer Instinct haben mich aus der süßen Ruhe gerissen, die ich damals genoß, und dann hat mich die Begier, meinen Namen in den Zeitungen zu lesen und weltgeschichtlich zu werden, verführt." In der Ausführung dieser Gründe im 2. Capitel seiner Geschichte sagt er weiter, wie die preußische Monarchie ein Zwitterstaat gewesen, mehr ein Kurfürstenthum als Königreich, und wie es ruhmvoll erschienen, ihr Wesen zur Entscheidung zu bringen; wie Preußen nicht die gehörige Achtung genoß, wie z. B. König Georg II. von England den verstorbenen Preußenkönig nur seinen Bruder Unterofficier, den König der Landstraßen und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer nannte; ein Regent müsse seine Person und vorzüglich sein Volk in Achtung setzen. Das sind also die wahren Gründe: Ruhmsucht, Eroberungssucht, wegen deren Friedrich einen Krieg entzündete, in den nach und nach ganz Europa verwickelt wurde, einen Krieg, durch den die deutsche Reichsverfassung gesprengt und eine Einigung Deutschlands fürderhin unmöglich gemacht wurde! Die Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Jägerndorf u. s. w. waren nur scheinbarer Grund und, wären sie auch begründet gewesen, vom Hause Brandenburg längst aufgegeben; denn der Hof von Berlin hatte nicht blos vor kurzem die Integrität der österreichischen Staaten garantirt, sondern er hatte sich auch schon seit langem den bestehenden Verhältnissen gefügt! Ein großer englischer Staatsmann sagt mit Recht: „Ist es nicht völlig klar, daß die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und langen Besitz geltend zu machen? Die Gesetze aller Völker haben die weise Einrichtung einer Verjährungszeit

getroffen, so daß Besitztitel, wie unrechtmäßig sie auch begonnen haben mögen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angetastet werden dürfen. Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, daß es für jeden Streit ein Ende gibt." Wie Staatsmänner von Ehre über Friedrichs Unterfangen dachten, zeigt ein Ausspruch des englischen Gesandten in Wien, Robinson: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht spielen, auf welche der König von Preußen losgeht. Er verdient, daß man ihn in den politischen Bann thut."

Während Friedrich sein Heer gegen Schlesien in Bewegung zu setzen begann, suchte er dem Opfer, auf das er loszustürzen im Begriffe war, jegliche Hilfe von anderer Seite abzuschneiden und es so wehrlos zu machen. Rußland war zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction verpflichtet und der Regent Biron hätte ihm auch gewiß Hilfe gegen Preußen geleistet. Allein Biron war nicht mehr Regent. Die Großfürstin Anna, von ihm hart behandelt und noch härteres fürchtend, hatte den Antrag seines Todfeindes Münnich, ihn zu stürzen, angenommen und ihn am 21. Tage seiner Regentschaft in der Nacht von treuen Truppen festnehmen und nach Sibirien schleppen lassen. Durch Kundmachung vom 21. November 1740 trat sie nun selber die Regentschaft an, ernannte ihren Gemahl, den Schwager des Preußenkönigs, zum Mitregenten und Münnich zum ersten Minister. Münnich, der einige Monate hindurch alles leitete, haßte Oesterreich, die Großfürstin Anna hingegen war Oesterreich geneigt. Maria Theresia sandte den gewandten Marquis de Botta, Friedrich aber Herrn von Winterfeld. Diesem gelang es, ein Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen abzuschließen. Friedrich ruft höhnisch aus: „So behielt der pommerische gesunde Menschenverstand die Oberhand über die

italienische Spitzfindigkeit". Dieser pommerische Menschenverstand bestand aber nur in großen Geschenken an Münnich und seine Gemahlin, und darin, daß Winterfeld die Tochter Münnichs zur Frau nahm. So siegte der Vortheil des Ministers über das Recht der Verträge. In Paris warnte Friedrich vor einem feindseligen Bunde Maria Theresias mit den Seemächten, sein Einfall in Schlesien bezwecke nur, die Königin von diesem Bunde loszulösen. In London theilte er vertraulich mit, Maria Theresia habe sich mit Frankreich bereits verständigt. Ebenso schürte er in München und Dresden.

Was aber that man in Wien? Der österreichische Gesandte in Berlin, Demeradt, meldete, daß ein Gewitter drohe, daß Friedrich Maria Theresia angreifen werde. Da Friedrich am allereifrigsten seine freundschaftlichen Gesinnungen und seine Hilfsbereitschaft versichert hatte, so hielt man eine so empörende Treulosigkeit für unmöglich, für eine Verleumdung. „Wir wollen, wir können es nicht glauben!" schrieb ihm der Minister zurück. Als die Nachrichten immer bedenklicher wurden, sandte man den gewandten und eifrigen Botta, denselben, der dann von Berlin nach St. Petersburg ging. Botta fragte Friedrich nach dem Zwecke der Rüstung. Der König betheuerte seine freundschaftlichen Gesinnungen für Maria Theresia und ihren Gemahl; er könne sich aber all' die Feinde des Hauses Oesterreich nicht auf den Hals laden und müsse darum als Freund der Königin Schlesien besetzen, um die Macht der Königin zu vermehren und ihrem Gemahle die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Botta entgegnete, weder Bayern noch Sachsen dächten im Augenblicke daran, Oesterreich anzugreifen, Friedrich solle nur ruhig bleiben, Maria Theresia werde sich ihrer Feinde schon erwehren und erst dann, wenn sie dies nicht vermöge, Preußens angebotene Hilfe annehmen. Es sei eine eigenthümliche Art zu helfen, wenn man

Jemand anfalle. Botta durchschaute schnell Friedrichs Absichten; er ließ sich nicht täuschen und meldete nach Wien: „Der König von Preußen hat einen unerhörten Streich vor.“

So war es in der That! Am 16. December 1740 rückte das preußische Heer mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln in Schlesien ein; es führte, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt, eine Menge Kanonen, „dergleichen Europa nie gesehen hatte,“ mit sich. Während Friedrich an den Gemahl der Maria Theresia schrieb, seine Absichten seien rein, und man solle ja nicht vorschnell über ihn urtheilen, schrieb er an einen Vertrauten: „Ich bin über den Rubicon gegangen, meine Truppen sind voll guten Willens, die Officiere voll Ehrgeiz, die Generale dürsten nach Ruhm.“ Daß seine Absichten kriegerisch waren, sprach seine Anrede an die Officiere aus: „Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen.“ Dem kriegstüchtigen Fürsten von Anhalt, dem alten Dessauer Leopold, der laut das Unternehmen des Königs als eine politische Ruchlosigkeit bezeichnete, ertheilte er einen Verweis. Den Schlesiern hingegen ward in einem Aufrufe kund gethan, im Einvernehmen mit Maria Theresia habe der König von Preußen seine Truppen in das Land einrücken lassen, blos um es zu beschützen, keineswegs in der Absicht, die Königin von Ungarn zu beleidigen. Diese Lüge bezweckte, allen etwaigen Widerstand des Landes niederzuschlagen.

Während Friedrich bei den fremden Mächten erklärte, bei seinem Einrücken in Schlesien habe er keine feindseligen Absichten gegen Maria Theresia, versuchte er den Hof in Wien einzuschüchtern, und schickte als außerordentlichen Gesandten den Staats- und Kriegsminister Grafen Gotter, einen „barschen Großsprecher, daß man meinte, sein Herr sei schon im Marsche

gegen Konstantinopel." Gotter erschien am 18. December in Wien, verlangte und erhielt sogleich beim Großherzog Audienz und wandte nun Versprechen und Drohungen zu gleicher Zeit an, um Maria Theresia zu bewegen, Schlesien an Preußen abzutreten. Sein König wolle mit ganzer Kraft das Haus Oesterreich gegen jedermänniglich vertheidigen, der es anzugreifen wage, er wolle sich hiezu mit den Höfen von Petersburg, London und im Haag verbinden, er wolle dem Gemahle Maria Theresias die Kaiserkrone verschaffen, er wolle überdieß zwei Millionen Gulden bezahlen, wenn man ihm Schlesien abtrete; wenn aber nicht, so werde er mit den Feinden Maria Theresias sich verbünden und Oesterreich zertrümmern. Natürlich konnte man diese Drohung nur als Beleidigung annehmen und auf das Hilfsversprechen des doppelsinnigen Königs keinen Werth legen, auch war das tapfere Herz Maria Theresias nicht so leicht einzuschüchtern; darum erklärte ihr Gemahl fest und würdig, daß er nicht für die Kaiserkrone, nicht für den Besitz der ganzen Welt irgend ein Recht der Königin oder auch nur eine Handbreit ihrer gesetzmäßig ererbten Länder aufgebe; eher wolle man zu Grunde gehen, als mit Friedrich unterhandeln, so lange er auch nur Einen Mann in Schlesien stehen habe. Friedrich stimmte jetzt seine Forderungen herab, er verlangte nicht mehr ganz Schlesien, sondern nur mehr einen guten Theil, er versprach sogar vier Millionen Gulden, wenn man ihn diesen guten Theil als ein nie einzulösendes Pfand besitzen lasse. Umsonst! Die Königin, hieß es, ist nicht Willens, ihre Regierung mit Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen; sie hält sich in Ehre und Gewissen verpflichtet, die pragmatische Sanction gegen jeden mittelbaren oder unmittelbaren Angriff zu vertheidigen. Zu gleicher Zeit wurde beim Reichstage in Regensburg und bei den mächtigsten Garanten der pragmatischen Sanction

über des Königs Verletzung der Reichsgesetze und treuloses Verfahren Klage geführt.

Friedrich schrieb später: „Hätte die Königin mir damals das Fürstenthum Glogau abgetreten, so wäre ich zufrieden gewesen und hätte ihr gegen alle ihre Feinde Beistand geleistet.“ Viele Geschichtschreiber rechnen seitdem Maria Theresia diese Unnachgiebigkeit zum Fehler an. Allein durfte sie irgend einen Werth auf das Versprechen des Mannes legen? Hatte sie irgend eine Gewißheit, daß er, wenn sie nachgab, die Saiten nicht noch höher spannte? Und hätte sie durch Nachgiebigkeit nicht jeden Anderen ermuntert, es gerade so zu machen, und ihr auch ein Stück Land abzudrohen? Konnte sie die Garanten des Vertrages zum Schutze ihrer Länder auffordern, wenn sie selber durch eine freiwillige Abtretung die pragmatische Sanction verletzte? Konnte sie endlich damals schon wissen, daß die anderen Mächte sie ebenso raubgierig wie Friedrich anfallen würden?

Doch wieder zurück nach Schlesien! Am 16. December rückten die Preußen 40.000 Mann stark ein und zogen in zwei Abtheilungen, die eine unter Schwerin westlich gegen Liegnitz, Schweidnitz, Frankenstein, die andere östlich Oder-aufwärts unter Friedrich voran. Keine Kriegserklärung war vorausgegangen, die Provinz war wehrlos, die Regimenter standen in Italien oder Ungarn, nur 7000 Mann waren im Lande. Die Festungen waren verfallen, Glogau hatte einen schlechten Wall und durch seinen Graben konnte man an mehreren Stellen reiten; an den Werken von Brieg hatte man seit 90 Jahren nichts ausgebessert. Neisse und Breslau waren haltbar, aber nur mit bedeutender Macht. Zum Glücke stand an der Spitze der wenigen Regimenter ein tüchtiger Führer, sonst wäre ganz Schlesien im ersten Anlauf genommen worden. Einem irischen Adelsgeschlecht entstammend, hatte Graf Maximilian Ulysses

Browne (sprich Braun) de Camus sich schon früher in der österreichischen Armee durch Scharfblick und Entschlossenheit hervorgethan, jetzt leistete er mit der geringen Mannschaft in Schlesien, was nur geleistet werden konnte. Schade, daß ihm nicht der Oberbefehl blieb. Graf Neipperg, den man hiefür bestimmte, war zwar kriegserfahren und ein heller Kopf, aber ängstlich und unentschlossen.

Die Schlesier, die vor kurzem Maria Theresia gehuldigt hatten, wußten nicht, was sie von den Preußen denken sollten, zumal Friedrich erklärte, er sei der Freund ihrer Königin, er sei gekommen, um die Rechte eines Jeden zu beschützen, und überdies den gemeinen Soldaten bei Strafe des Spießruthenlaufens und den Officieren bei Strafe infamer Cassation verbot, irgend etwas anders als gegen Kauf und bare Bezahlung zu nehmen. Ihre Verwirrung ersieht man daraus, daß der König sich genöthigt sah, das Herabfallen einer Glocke in der Dorfkirche dahin zu deuten, es sei ein Anzeichen, daß das Haus Habsburg werde erniedrigt werden. Abgeordnete einer Stadt treffen ein und legen Verwahrung ein gegen Ueberschreitung des österreichischen Gebietes. Vom Bürgermeister und Rath des Städtchens Grüneberg verlangt ein preußischer Officier die Thorschlüssel. „Wir können sie nicht übergeben“, erklären Consuln und Senat, „dort liegen sie, ihr könnt sie nehmen.“ Dann ging der Marsch auf Glogau, wo Graf Franz Wallis an der Spitze von 1000 Mann das mögliche gethan hatte, die Stadt vertheidigungsfähig zu machen. Friedrich ließ die Festung einschließen; Liegnitz hingegen ward am 28. December von Schwerin überrumpelt. Am 1. Januar 1741 standen die Preußen schon vor Breslau. „Du wirst nächstens Schlesien in der Mitte unserer Provinzen eingereiht sehen“, schrieb jetzt Friedrich an seinen Freund Jordan in Berlin: „die Religion und unsere tapferen

Soldaten werden das übrige thun". In der That verschaffte die protestantische Agitation dem Religionsspötter die Stadt Breslau.

Der Besitz dieser Stadt war entscheidend für die Behauptung Schlesiens. In Wien legte man darum großen Werth auf sie, allein Breslau war wie eine freie Reichsstadt; gleich einer kleinen Republik wurde sie von ihren selbstgewählten Beamten geleitet, hatte das Recht, sich selbst zu vertheidigen und von jeder Einlagerung frei zu bleiben. Daß die bewaffnete Bürgerschaft sie gegen das preußische Heer nicht würde vertheidigen können, lag am Tage. Darum verlangte der österreichische Statthalter, Oberamts-Director genannt, daß die Stadt österreichische Besatzung aufnehme. Der Magistrat hätte eingewilliget, allein dagegen erhob sich die Bürgerschaft, an ihrer Spitze ein preußischer Agent, der Schuhmacher Döblin: „sie wollten keine böhmischen Truppen, sie würden die Stadt schon selber vertheidigen, die Thore sollten geschlossen und höchstens zehn Oesterreicher ohne Obergewehr in die Stadt gelegt und Truppen bei Durchmärschen nur compagnieweise durch die Straßen geführt werden." Solches geschah, die Bürgerschaft waffnete sich und sicherte die Stadt, aber eigentlich mehr gegen die Oesterreicher als gegen die Preußen. Die von Jesuiten geleitete Universität wurde geschlossen, die Studenten, welche Anhänglichkeit an die rechtmäßige Herrscherin zeigten, mußten Breslau verlassen. Hinter der Bewegung stand etwas ganz anderes als Freiheitsliebe, stand confessioneller Haß. Die Protestanten im Lande klagten schon lange über religiöse Bedrückung und von Preußen aus wurde ihre Abneigung gegen die Regierung geschürt. Friedrich der Religionsspötter spielte auf einmal die Rolle eines Gustav Adolf, eines Befreiers und protestantischen Heiligen. Der Commandant hätte die Stadt sogleich mit Gewalt besetzen

sollen, allein er hatte weder Macht, noch von Wien Befehl dazu, und die milde österreichische Regierung achtete zu sehr bestehende Rechte. So war denn Breslau eigentlich schon an die Preußen verloren, ehe diese selbst vor der Stadt erschienen. Uebrigens hatte sich Schlesien, welches als Anhängsel der böhmischen Krone an die Habsburger gekommen war, bisher unter der österreichischen Regierung wohl befunden. Die Steuern waren gering, die Regierung übte keinen Druck. In Breslau tagten alle Jahre die schlesischen Stände und, wenn sie auseinander gingen, ein ständischer Ausschuß.

Was die österreichische Regierung bei Breslau versäumte, das holte Friedrich schnell ein. Ein Kampf um die Stadt hätte seine ganze Armee in Anspruch genommen, darum trat er ganz leise und bittend mit Honigworten auf, sandte zwei Obersten an den Magistrat: „er komme als Freund und nicht als Feind, er werde die Privilegien der Stadt schützen, sie solle ihre eigene Garnison behalten, kein preußischer Soldat solle in die Stadt mit Obergewehr kommen, außer 30 Mann persönliche Wache für den König, der der Stadt auf etliche Tage einen Besuch zu machen wünsche; nur die Vorstädte müsse er besetzen und ein Magazin, von 1000 Mann bewacht, anlegen. Lebensmittel verlange er nur gegen bare Bezahlung."

Wie schnell war doch der Eifer der Bürger. ihre Stadt gegen jedermann zu vertheidigen. abgekühlt! Am 3. Jänner schon schloß Breslau einen Vertrag mit dem Könige, worin er der Stadt ihre Rechte und vollkommene Neutralität zusicherte, von ihr hinwieder das Versprechen empfing, daß sie keine österreichischen Truppen aufnehme. Am 4 Jänner 1741 zog Friedrich II. mit glänzendem Gefolge in Breslau ein, grüßte nach allen Seiten, that freundlich und gnädig, lud die Honoratioren zur Tafel, am 5. zum Balle, nur die österreichischen

Behörden nicht, die im Gegentheile binnen 24 Stunden die Stadt verlassen mußten. Natürlich wurden österreichische Cassen sogleich mit Beschlag belegt, und bildete das preußische Feldkriegs-Commissariat bald die eigentliche Regierung der Stadt.

Sofort mußte sich Browne hinter die Neisse zurückziehen, hier Verstärkung abwarten, denn mit seinem Häuflein vermochte er keinen Schlag mehr auszuführen. Um des Königs Fortschritt übrigens möglichst zu hemmen und dadurch Zeit zu gewinnen, besetzte er die kleine Veste Ohlau mit 300, Namslau mit 200, Brieg mit 1800, Neisse mit 1600 Mann, Ottmachau mit 5 Grenadiercompagnien. Er selbst stellte sich mit 16 Grenadiercompagnien und dem Dragoner-Regiment Liechtenstein zwischen Neisse und Ottmachau an dem rechten Ufer des Flusses auf. Natürlich suchten die Preußen ihn aus dieser Stellung zu vertreiben. Am 6. Januar stand Friedrich vor Ohlau und rüstete zum Sturme, bot hingegen freien Abzug für Uebergabe. Der Wall war schlecht, der Graben trocken, der Ort nicht zu halten, die Besatzung zog, das Gewehr geschultert, ab. Jetzt fing aber erst der Widerstand an. In Ottmachau, einem Vorposten von Neisse, leisteten 260 Grenadiere drei Tage hindurch den entschlossensten Widerstand; erst nachdem das Schloß vier Tage unablässig beschossen und nicht mehr zu halten war, capitulirte der Commandant Müffling. Ebenso ward Namslau erst mit schwerem Geschütz bezwungen. Friedrich wandte sich gegen Neisse: „Ich bringe die Figur von Preußen in Ordnung,“ schrieb er an seinen Freund Algarotti, „denn ganz Schlesien ist genommen bis auf das Nest Neisse“. In diesem Nest befehligte ein treuer entschlossener Mann, ein schlesischer Protestant, Oberst von Roth. Auf die Aufforderung, die Stadt binnen zwei Stunden zu übergeben oder gewärtig zu sein, mit der strengsten Kriegsschärfe behandelt zu werden, antwortete Roth: „Man

hat mir das Commando nicht deshalb anvertraut, daß ich die Stadt leichtsinnig übergebe; ich bin entschlossen, sie so zu vertheidigen, wie es die Pflicht gegen meine Monarchin mir befiehlt". Roth ließ die Bürger ihren Treueid erneuern, hob 400 der fähigsten zu einer Compagnie aus, ließ die Vorstädte abbrennen, Wasser auf die Wälle gießen, die nun wie in Eis und Glas umgewandelt waren, und jeden Morgen das Eis des Grabens aufschlagen; so war ein Sturm unmöglich. Umsonst ließ Friedrich 1200 Bomben und 300 glühende Kugeln in die Stadt werfen, — Roth blieb unbeugsam. Da verwandelten die Preußen am 23. Jänner die Belagerung in eine Blocade. Ebenso wurden Brieg und Glogau umschlossen. Mit Browne kam es blos zu einem heißen Scharmützel bei Grätz am 25. Jänner, er zog sich dann nach Mähren zurück. Die Preußen bezogen jetzt Winterquartiere in Schlesien, den Oberbefehl erhielt Schwerin, Friedrich selber reiste am 25. Jänner nach Berlin zurück und empfing die Glückwünsche seiner Unterthanen, obschon Schlesien eigentlich nur besetzt, noch nicht erobert war. Friedrich sprach in den Briefen an seine Freunde bisher immer nur vom Ruhme des Unternehmens, den furchtbaren Ernst desselben sollte er bald fühlen.

Auch die Schlesier sollten es bald empfinden, daß sie jetzt eine andere Regierung hatten. Früher wurden die Steuern für jeden Landestheil von den Ständen ausgeschrieben und die von den Ständen dem Landesherrn bewilligten Summen aus der Generalsteuercasse bezahlt. Die Preußen fühlten sich bald als Herren und forderten zunächst für sich den Betrag der bisher dem Kaiser in ordentlicher oder außerordentlicher Weise bewilligten Summen. Am 18. Jänner verlangten sie Eidesleistung an den König. Dessen weigerte sich der Landesausschuß und betheuerte in der feierlichsten Weise an Maria Theresia Gehorsam

und Treue. Da erzwangen die Preußen Auslieferung der Cassen, Auszahlung der bisher üblichen Steuern, obschon sie an Naturalieferungen und barem Gelde bereits 890.000 Thaler bezogen hatten. In kurzem bezahlten die Schlesier den Preußen dreimal so viel, als bisher ihrem rechtmäßigen Herrn. Dafür erhielten sie aber Glaubensfreiheit. Ein Schwarm von protestantischen Geistlichen, gegen 60 kamen aus Berlin in das Land. Die Predigttexte wurden ihnen vom Consistorium in Berlin vorgeschrieben, sie mußten predigen über 5. Moses 20, 10—12: „Wenn du vor eine Stadt zeuchst, sie zu bestreiten, so sollst du ihr den Frieden anbieten. Antwortet sie dir freundlich, so soll alles das Volk, das darin gefunden wird, dir zinsbar und unterthan sein. Will sie aber nicht friedlich mit dir handeln, und beginnt Streit wider dich, so sollst du sie belagern." Und über 1. Makkabäer 15, 33—34: „Das Land, das wir erobert haben, ist unser väterliches Erbe und gehört sonst niemand. Unsere Feinde haben es aber eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt. Darum haben wir jetzt das Unsere wieder zu uns bracht, und niemand das Seine genommen." Unter dem Volke in Berlin aber wurde der schlesische Raubanfall damit gerechtfertigt, der reine protestantische Glaube sei die einzige Ursache des Krieges, und Gott habe einen neuen Gustav Adolf erweckt.

Doch bald sollten nicht religiöse Gründe, sondern Schwerter und Kanonen über Schlesien entscheiden. Nach und nach rückten die österreichischen Regimenter heran. In Wien hoffte man mit 40.000 Mann die Preußen aus Schlesien in viel kürzerer Zeit zu verjagen, als sie zu dessen Besitznahme gebraucht hatten. Es wäre auch geschehen, hätte man Neipperg nicht den Oberbefehl ertheilt und hätte dieser dem kühnen Browne, der die preußischen Quartiere der Reihe nach aufzuheben gedachte, nicht dringend

befohlen, unthätig zu sein, weil Neipperg selber den Lorbeer auf sein Haupt setzen wollte. Friedrich fühlte den Ernst der Lage und kehrte schon am 19. Februar nach Schlesien zurück. Glogau war noch immer nicht bezwungen, Friedrichs zusammengepreßte Soldaten desertirten, wo sie konnten, seine Reiter wurden von den österreichischen Husaren geschlagen, wo sie mit ihnen zusammen trafen. Man hörte davon, daß 1000 wohlberittene Husaren einen Einfall in die Mark Brandenburg machen und dort alles in Verwirrung bringen sollten. Ein Zufall war Schuld, daß ein Anschlag, den König am 27. Februar in Warthe gefangen zu nehmen, mißlang; eine Abtheilung Grenadiere wurde an diesem Tage von einem Streif-Commando Husaren zersprengt und Friedrich war froh, daß er mit einem blauen Auge davonkam. Es war den Oesterreichern gelungen, 600 Mann Verstärkung nach Neisse zu werfen. Der König begann zu fühlen, in welche Gefahr er sich gestürzt hatte. Seine vor Glogau, Brieg und Neisse stehenden Truppen zu sammeln, befahl er die Erstürmung von **Glogau**, das Feldmarschalllieutenant Graf von **Wallis** bis jetzt entschlossen vertheidigt hatte, obschon die Lebensmittel bereits fehlten, die Bastionen in Trümmern lagen, die Pallisaden verfault, die Kanonen ohne Laffeten und ohne Kanoniere waren. In der finsteren Nacht vom 8. auf den 9. März unternahm der Erbprinz Leopold von Dessau den Sturm — er gelang. In größter Stille rückten die Preußen um Mitternacht vor an die Wälle, rissen die Pallisaden nieder, überraschten eine Wache, sprengten ein Thor. Rasch entschlossen warfen sich Wallis und **Reisky** mit dem Kerne der Besatzung dem Feinde entgegen, aber Reisky stürzte zum Tode getroffen zusammen und Wallis mußte sich gefangen geben. Um 1 Uhr war die Stadt im Besitze der Preußen.

5.

Die Schlacht bei Mollwitz.

Endlich kam Neipperg mit 15.000 Mann über Mähren nach Schlesien, von den Einwohnern als Befreier allenthalben mit Jubel empfangen. Hatte er versäumt, die Preußen in ihren Quartieren zu überfallen, theilweise zu schlagen und aufzureiben, so suchte er jetzt Neisse zu entsetzen; er machte in Grottkau 900 Gefangene, er zwang das Einschließungs-Corps vor Brieg, sich zurückzuziehen, und war daran, die Preußen von ihren Magazinen abzuschneiden. Seine Stellung war übrigens gut gewählt, wäre er nur thatkräftiger gewesen. So aber rückte er mit größter Langsamkeit voran. Regsamer war sein Feind. Friedrich fühlte deutlich die Gefahr, zog darum seine Truppen schnell zusammen und ging auf seinen Gegner los, nachdem er durch Ausreißer erfahren, daß Neipperg in Mollwitz sei. Am 10. April zog er von Pogarrell in Schlachtordnung gegen Mollwitz, wo Neipperg so sorglos Rasttag hielt, daß er gefangen werden konnte, wären die Preußen nicht gar so bedächtig und pedantisch in Schlachtordnung, wobei ihre Cavallerie mit den Grenadieren Linie halten mußte, vorgerückt. Neipperg saß behaglich beim Mittagsmahle, als Husaren mit der Meldung heransprengten, der Feind sei im Anmarsche und nicht ferne von Mollwitz. Ueberhaupt überboten sich Neipperg und Friedrich an diesem Tage in Fehlern und an letzterem bemerkte man noch nichts von jenem glänzenden Feldherrntalente, wegen dessen ihn später Europa bewunderte. Zum Unglück lagen die Oesterreicher weit auseinander; sie wären im ersten Anlaufe vernichtet worden, hätte nicht der umsichtige und entschlossene Cavallerie-General Römer es ihnen möglich gemacht, sich in Schlacht-

ordnung aufzustellen, und hätte nicht Friedrich den günstigen Augenblick versäumt. Jeder Theil hatte ungefähr 20.000 Mann, die Oesterreicher hatten die beste Reiterei, die Preußen das beste Fußvolk; jene führten nur 18, diese aber 60 Kanonen in den Kampf. Die Schlachtordnung war nach der Weise jener Zeit über eine Stunde lang, aber nicht tief, die Oesterreicher standen 4, die Preußen 3 Mann hoch. Auf den Flügeln wurde die Reiterei aufgestellt und jeder Theil formirte sich in zwei Treffen. Weil Friedrich fühlte, daß ihm der Feind an Reiterei überlegen war, so untermengte er nach dem Vorgange Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen zwischen die Schwadronen jedes Flügels 2 Grenadierbataillone. Mit klingendem Spiele, die Kanonen voraus, rückten die Preußen um 2 Uhr Mittags gegen Mollwitz an. Ihr Geschütz that dem linken Flügel der Oesterreicher um so mehr Schaden, als bei diesen die Artillerie noch nicht zur Stelle war und antworten konnte. Die Husaren wollten nicht stille stehen, um wehrlos wie Hunde todtgeschossen zu werden, und Römer gab den Befehl zum Einhauen. In wilder Furie stürzten sie auf die preußische Reiterei des rechten Flügels los, sprengten sie in einem Augenblicke auseinander, tödteten deren Anführer Schulenburg, nahmen 9 Kanonen weg und warfen sich auf die Infanterie des rechten Flügels. Diese aber hielt Stand, das Drillen Friedrich Wilhelms und des alten Dessauers trug hier seine Früchte. Fünfmal versuchte Römer einen Angriff auf die Infanterie des ersten und zweiten Treffens und sprengten seine Husaren bis an die Bajonnete vor — vergebens, bis eine Kugel ihn tödtete. Die preußische Reiterei war aber in wilder Flucht; auch der König ward von ihrer Unordnung bis zum Mittelpunct der Armee fortgerissen und konnte sie nicht mehr zum Stehen bringen. Schwerin beschwor Friedrich, sich hinweg zu begeben, weil die Schlacht allem Anscheine nach

unglücklich ausfalle. Friedrich hielt alles für verloren, floh auf seinem grauen Engländer sieben Meilen rückwärts nach Oppeln; dort kam er in später Nacht an und wurde von österreichischen Schüssen empfangen, denn ein Streif-Corps Husaren hatte den Ort während des Tages besetzt. „Ach Gott, es ist zu viel!“ rief der König jammernd aus und ritt nach Löwen zurück. Hier traf ihn am anderen Morgen die Botschaft, daß er gesiegt habe. Er war vor seinem Siege geflohen. Nie hat er Schwerin den Rath zur Flucht verziehen. „Junge Krieger“, meinte er, „soll das lehren, nicht so bald alle Hoffnungen zu verlieren“.

Die Preußen errangen in der That den Sieg, obschon auch die Reiterei auf ihrem linken Flügel vom Feldmarschalllieutenant Berlichingen auseinander gesprengt wurde, aber keines ihrer Bataillone konnte geworfen werden. Goldy rückte mit der Infanterie des linken Flügels vor, allein eine Kugel streckte ihn nieder und seine Leute konnten das schnelle Feuern der Preußen weder erwidern, noch aushalten. Die Oesterreicher hatten hölzerne Ladstöcke, die bald zerbrachen, die Preußen schossen dreimal schneller, ihre Artillerie machte eine furchtbare Wirkung. Die Oesterreicher, die nicht mehr schießen konnten, verloren bald Linie, suchten einer hinter dem anderen Schutz und bildeten so regellose Klumpen von 20 bis 40 Mann Tiefe. Dies bemerkte Schwerin, der die Leitung der Schlacht übernommen hatte, und faßte sogleich den geeigneten Entschluß. Ein alter Haudegen, hatte er sich früher in aller Herren Ländern herumgetrieben, unter Marlborough und Karl XII. gefochten und hatte Besonnenheit im Sturm der Schlacht sich angewöhnt. Er gab seinem Geschütz die beste Richtung, ließ Reih' und Glied eng zusammentreten und rückte nun unaufhaltsam unter klingendem Spiele mit der ganzen Linie vorwärts. Das entschied. Die österreichische Reiterei wollte keine Front mehr machen gegen den Feind, die

Infanterie hielt nicht mehr Stand, es waren ungeübte Truppen, nicht mehr jenes sieggewohnte Fußvolk, das unter Eugen mit hellem Schlachtruf die Gefahr begrüßte und keinen Schritt zu weichen gewohnt war. Neipperg mußte den Rückzug antreten; es war 7 Uhr Abends und die Schlacht verloren; doch ward er nicht weiter verfolgt. Die Preußen nahmen ihre 9 Kanonen wieder und 9 österreichische dazu.

Dies ist die blutige Schlacht von Mollwitz; die Oesterreicher hatten 4410 Todte und Verwundete, die Preußen 4613. Schwerin war verwundet, wie Neipperg; Römer, Goldy waren gefallen, Grünne starb an den Wunden. Neipperg war dreimal das Pferd unter dem Leibe erschossen worden. Der französische Astronom Maupertuis, den es gelüstete, eine Schlacht anzusehen, wurde von ungarischen Husaren gefangen und nach Wien gebracht. Maria Theresia gab ihm in huldvollster Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste die Freiheit, Franz Stephan machte ihm ein prachtvolles Geschenk.

6.

Europa im Bunde gegen Oesterreich.

Die Folgen der Schlacht von Mollwitz waren überraschend für die Sache Friedrichs, höchst bedauerlich für die edle Fürstin auf dem Throne von Ungarn und Böhmen. Die Kunde vom Siege der Preußen und daß die einst so gefürchtete österreichische Armee geschlagen worden war, verbreitete sich mit Blitzesschnelle; namentlich machte sie in Frankreich großes Aufsehen und verlieh der Kriegspartei den Sieg über die Friedenspartei. In Madrid schöpfte man neuen Muth und bald bildete sich ein großer Bund, um Habsburg den Todesstoß zu geben und Oesterreich zu zertrümmern.

In Versailles war die deutsche Frage Gegenstand der ernstesten Verhandlungen; man wußte, daß Maria Theresia ihrem Gemahl die Kaiserkrone verschaffen wolle. König August von Polen, so wenig er sonst geistig begabt war, hielt dennoch sein Haupt der Krone Karls des Großen für würdig und sandte um Beistand nach Paris und Madrid. Am angelegentlichsten aber bewarb sich der Kurfürst von Bayern um die Hilfe des französischen Cabinetes, um die Kaiserkrone zu erlangen. „Ich werfe mich in die Arme Sr. Majestät", schrieb er an Fleury, „und werde sie immer als meine einzige Stütze und meine einzige Hilfe betrachten". So war man denn in Versailles aufgefordert, sich mit der deutschen Frage zu beschäftigen, und man that es mit dem stolzen Gefühle, daß man die Entscheidung in Händen habe, zumal die Fortschritte Friedrichs die Furcht vor Oesterreich minderten. Man war nicht von Anfang für den Preußenkönig; als die Kunde von seinem Einfalle in Schlesien eintraf, sagte der König: „Friedrich ist ein Narr", sagte Fleury, „er ist ein Spitzbube!" Nach und nach aber fing man an, sich seiner Fortschritte zu freuen. Amelot, Maurepas und Belleisle sprachen namentlich im Rathe des Königs für eine Verbindung mit Friedrich und für einen Krieg gegen Oesterreich.

Graf Belleisle, der für die Stütze tapferen Geistes und kriegerischer Zucht in der Armee galt, ein schon 57jähriger hagerer aber noch heißblütiger, mit den kühnsten Plänen sich tragender und das Höchste in der Staats- und Kriegskunst sich zutrauender Mann, überreichte in diesen Tagen dem Könige eine Denkschrift über die politische Lage Europas. Gewisse Gedanken kehren im Leben der Völker von Zeit zu Zeit immer wieder und so ist auch der Plan Belleisles in dieser Denkschrift nicht etwas ganz neues, sondern es sind nur Gedanken wiederholt, mit denen schon Heinrich IV. und Richelieu sich trugen,

nämlich Oesterreich zu zertrümmern und Frankreich zum tonangebenden Staate in Europa zu machen. „Jetzt oder nie", sagt diese Denkschrift, „ist die Zeit gekommen, die Macht des Hauses Habsburg im Keime zu ersticken; man braucht wenig Truppen und Geld dazu; man darf nur die Gelegenheit erfassen, und man kann es weder vor der Gegenwart noch vor der Zukunft verantworten, wenn man es nicht thut. Fürs erste darf man nie und nimmer zulassen, daß der Gemahl Maria Theresias zum Kaiser gewählt wird, denn er würde dann doch nur versuchen, Lothringen zu erobern und die Bourbonen aus Neapel zu verjagen; leitet er doch sein Geschlecht von Karl dem Großen her und macht er doch Ansprüche auf die Provence und die Bretagne! Das Kaiserthum muß an ein anderes Haus übergehen, und zwar an Bayern, an Karl Albert, den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenossen Ludwigs XIV.; Bayern hat wegen seiner Verbindung mit Frankreich vieles geduldet; man muß es einmal für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1714 der große König Ludwig XIV. verpfändete. Wenn aber auch Franz Stephan nicht Kaiser wird, so ist er immerhin noch gefährlich, und man muß darum Oesterreich zertrümmern. Um Oesterreich zu zertrümmern, braucht man nur mit Spanien, Bayern, Preußen, Sachsen, Schweden und Sardinien einen Bund zu schließen, dann kann man Maria Theresia auf Ungarn und Niederösterreich beschränken und den ganzen Rest ihrer Staaten unter die Sieger vertheilen: Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und die Vorlande müssen an Bayern kommen, die Niederlande sammt Luxemburg an Frankreich, Schlesien an Preußen, Mailand, Parma und Toscana an Don Philipp, den zweiten Sohn der Königin von Spanien, und an Sardinien. Rußland wird zwar Oesterreich helfen wollen, allein man braucht Schweden nur zu

einem Krieg gegen dasselbe zu reizen, so ist Rußlands Macht gebunden. Dann ist Oesterreich ohnmächtig, dann vermag das bisher mit ihm verbundene England und Holland auf dem Festlande auch nichts mehr, und Frankreich ist für alle Zukunft der Schiedsrichter und Herr von Europa".

Was that Fleury? Er reichte ein Gegengutachten ein, worin er auf die Noth, auf die Entvölkerung Frankreichs hinwies. Umsonst! Der König war von seiner Maitresse beherrscht und diese wünschte den Krieg, um die Schmach ihres Verhältnisses vor dem Lande zu verdecken und die Franzosen, die sie sonst haßten und verachteten, durch Krieg und Sieg zu gewinnen. Als Fleury merkte, daß man ihn in der Gunst des Königs gerade wegen seines Widerstandes gegen den Krieg zu stürzen suche, schlug er nach und nach um. Seine Briefe an Maria Theresia strömten anfangs über von Versicherungen der Ergebenheit und von Betheuerungen, daß Frankreich den Verträgen treu bleiben werde. Jetzt entschuldigte er sich mit der Noth seiner Lage, wollte Maria Theresia nur Toscana garantiren; der König müsse einem alten Freunde, dem Kurfürsten von Bayern helfen; die Gewähr der pragmatischen Sanction, welche Ludwig XV. dem verstorbenen Kaiser versichert hätte, könne ihn zu nichts verbinden, wegen des einschränkenden Zusatzes „unbeschadet der Rechte eines Dritten." So befleckte Fleury seine verdienstvolle und reine Laufbahn am Ende derselben durch Falschheit und Wortbruch, und lud einen furchtbaren Krieg auf sein Gewissen, nur um sich in der liebgewordenen Macht zu behaupten. Belleisle wurde mit unerhörten Vollmachten und mit einer Geldsumme von 8,000.000 Livres als außerordentlicher Gesandter seiner allerchristlichsten Majestät nach Deutschland gesandt, und zog im Triumphe, überall mit königlichen Ehren empfangen, durch Deutschland, um das Netz zu

schürzen, in dem das edle Wild Oesterreich erdrosselt werden sollte.

Anfangs März 1741 verließ Belleisle Paris, zog Mosel-aufwärts nach Cöln, Trier und Mainz, dann nach Dresden, endlich in das Lager von Mollwitz, wo Friedrich nach der Schlacht zwei Monate stand, um seine Reiterei neu zu bilden und der österreichischen gegenüber widerstandsfähig zu machen. Der Franzose kam mit einem Gefolge von 120 Reitern, ihm zu Ehren veranstaltete Friedrich statt einer Parade eine achttägige Beschießung von Brieg, in Folge deren am 4. Mai der Commandant Piccolomini die Stadt übergeben mußte; gegen das Versprechen, zwei Jahre lang nicht wider Preußen zu dienen, durfte die Besatzung mit Waffen und Gepäck frei abziehen. Der phantasiereiche Belleisle war der Zertrümmerung Oesterreichs schon ganz sicher, Friedrich II. selber erzählt spöttisch: „Wenn man ihn anhörte, so hätte man glauben mögen, alle Länder der Königin von Ungarn stünden in einer Versteigerung feil.“ Eines Tages, wie er beim Könige war, hatte er eine nachdenkendere und angestrengtere Miene als gewöhnlich; der König fragte ihn, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. „Keineswegs“, antwortete der Marschall, „ich bin nur verlegen, weil ich nicht weiß, was wir da mit der Markgrafschaft Mähren anfangen werden“. Der König schlug ihm vor, sie an Sachsen zu geben, um August durch diesen Bissen in das große Bündniß hineinzuziehen. Der Marschall fand diese Idee ganz vortrefflich und suchte sie auch später auszuführen. Belleisle wurde mit Höflichkeiten überschüttet, allein ein Bündniß ward nur verabredet, nicht unterzeichnet. Der scharfsinnige Preußenkönig durchschaute schnell den französischen Plan; wenn aus dem großen Oesterreich ein kleines Bayern, ein kleines Sachsen, ein kleines Ungarn und Preußen entstand, so war der Franzose Herr in Deutsch-

land und Friedrich von Frankreich abhängig; denn der Franzose brauchte die Kleinen nur zu entzweien und sie mußten ihn immer um Hilfe anrufen. Friedrich wollte aber weder für den Franzosen, noch für den Sachsen, noch für den Bayern arbeiten, sondern für seinen eigenen Vortheil freie Hand behalten, und wenn die anderen sich müde gekämpft, als Schiedsrichter in Europa auftreten. Darum erklärte er, seine Lage sei schwierig, Neipperg verstärke sich täglich, eine russische Armee ziehe sich in Liefland zusammen, eine hannoverische im Eichsfeld, eine sächsische an der Elbe; alle diese würden sich auf ihn losstürzen, sobald er sich mit Frankreich verbinde. Frankreich müsse darum sogleich zwei Armeen nach Deutschland schicken, eine nach Bayern, die auf Wien losgehen müsse, eine an den Niederrhein, um Flandern und Luxemburg anzugreifen, um die Holländer und Georg II. im Schach zu halten; es müsse Schweden zu einer Kriegserklärung gegen Rußland bewegen, es müsse Sachsen durch das Angebot von Mähren für den Bund gewinnen: sei all' das geschehen, dann solle man sich wieder an ihn wenden. Belleisle fand diesen Vorschlag billig, Fleury aber, an den er schrieb, meinte, es sei Friedrich doch nicht zu trauen, er verkaufe sich an den, welcher ihn am besten bezahle.

Von Mollwitz machte sich Belleisle nach Dresden auf, wo er ebenfalls glänzend empfangen wurde. Der Hof schwankte in einem fort, August III. war sehr ehrgeizig, die Königin war für Maria Theresia, Brühl war gegen Friedrich, dessen böse Zunge manchen Witz gegen den verschwenderischen Minister losgelassen hatte. Daß der Preuße mächtig werde, sah man mit Mißgunst an. Als die Kunde von der Niederlage der Oesterreicher bei Mollwitz eintraf, hielt man Maria Theresia für verloren und wollte auch ein Stück von der Beute, daneben aber unterhandelte man immer noch mit Maria Theresia und England, bot Hilfe,

aber um einen ungeheuren Preis an: „man wolle Franz Stephan als Mitregenten anerkennen, man wolle ihm die Stimme bei der Kaiserwahl geben, Maria Theresia müsse aber dafür binnen achtzehn Jahren 12,000.000 Thaler bezahlen, das Fürstenthum Krossen Preußen entreißen und an Sachsen geben, ferner einen Landstrich in der Breite einer halben Meile von der Lausitz nach Polen, um eine ununterbrochene Verbindung von Sachsen nach diesem Königreiche herzustellen; sei Franz Stephan Kaiser, so müsse er Sachsen zur Königswürde erheben und den sächsischen Kurprinzen zum römischen König ernennen, wenn kein Erbe aus dem Hause Oesterreich vorhanden wäre.“ Das war Maria Theresia doch zu viel; die Erhebung Sachsens zum Königreiche, meinte sie, würde den Umsturz der Reichsverfassung herbeiführen, denn man würde auch andere Kurfürsten zu Königen ernennen müssen. Diese Weigerung verletzte den empfindlichen Sachsen. Gerade in dieser Zeit kamen Belleisle und der spanische Gesandte nach Dresden, das Angebot von Mähren lockte. Belleisle glaubte seiner Sache bald sicher zu sein und begab sich nach München, wo der politische Abenteurer als Protector mit königlichen Ehren empfangen wurde, in der Stadt für sein Gefolge ein eigenes Haus und für sich selber Wohnung im Palaste des Kurfürsten zu Nymphenburg erhielt.

In diesem Schlosse wurde denn am 22. Mai der berüchtigte Nymphenburger Vertrag zwischen Bayern, Frankreich und Spanien abgeschlossen, in dem der von unglückseligem Ehrgeize bethörte, sonst herzensgute und liebenswürdige Kurfürst seine ewige Schande unterzeichnete, sein und seines Landes und Deutschlands Unglück herbeiführte. Frankreich versprach Geld und ein Heer, um Bayerns angeblich gerechte Ansprüche auf das österreichische Erbe und die Kaiserwahl Karl Alberts zu unterstützen; der Kurfürst versprach, wenn er Kaiser sei, nie die vom

französischen Heere besetzten Städte und Länder zurück zu fordern. Da nun Frankreich Belgien und Luxemburg nehmen wollte, so gewann der Bayer die Kaiserkrone durch Verrath am Vaterlande. Der Kanzler Unertel hatte den spanischen Erbfolgekrieg durchgemacht und gedachte all' des Unglücks, das der Bund mit Frankreich über das Land und die Dynastie verhängt hatte. Nicht eingeladen zur Berathung nach Nymphenburg, aber wohl ahnend, was dort vorgehe, und entschlossen, seinen guten Fürsten noch im letzten Augenblicke zu retten, wollte er in den Saal eindringen, fand aber die Thüre geschlossen und den Eintritt versagt. Da ließ er außen eine Leiter an das Berathungszimmer anlegen, stieg hinauf, schlug mit dem Hute die Scheibe ein, steckte den Kopf durch die Oeffnung und schrie aus Leibeskräften: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, keinen Krieg mit Oesterreich, keinen Bund mit Frankreich, denken Sie doch an ihren ruhmvollen Vater!“ Graf Törring aber zog den Degen und rief: „Krieg, Krieg!“ und der schwache Kurfürst schloß den Bund ab und unterzeichnete wenige Tage darauf, am 28. Mai einen gleich schmählichen mit Spanien. Dieses bot Geld für 12.000 Mann, verlangte aber dafür Mailand und Tyrol. Als letzteres abgeschlagen wurde, verlangte Spanien wenigstens Trient, Friaul und Krain zur Abrundung des neu zu gründenden Königreiches Mailand. 6000 Bayern sollten sogleich durch Tyrol gegen Mailand vordringen. Der spanische Gesandte Portocarrero, Graf von Montijo, erlegte sogleich eine Million Gulden.

Von München begab sich Belleisle nach Versailles, wo er im Triumphe empfangen und der Vertrag genehmigt wurde. Fleury blieb aus dieser Cabinetssitzung weg, um nicht mitstimmen zu müssen. Von Versailles zog Belleisle nach Frankfurt, wo er die Rolle des Kaisermachers spielte und den Vortritt

vor allen deutschen Fürsten beanspruchte. Seine Botschaften überreichte er in französischer, nicht, wie bisher üblich, in lateinischer Sprache. Die Rolle, die er spielte, kostete Frankreich ungeheure Summen, nicht blos wegen des baren Geldes, das er spendete, wegen des Glanzes, mit dem er auftrat, sondern auch wegen der Bankette, zu denen er einlud. „Die Deutschen halten viel auf eine gute Tafel", meldete er nach Paris, „und Leckerbissen sind eines der besten Mittel, sie zu gewinnen und ihnen zu gefallen". Die französische Regierung errichtete nun einen eigenen Postendienst von Paris nach Frankfurt, durch welchen in den Jahren 1741 und 1742 jede Woche die besten Gerichte aus Paris in die Hauptstadt des deutschen Reiches geliefert wurden. Viele Sorgen machten Belleisle die Unterhandlungen zwischen Sachsen und Bayern; denn Sachsen verlangte für seinen Beitritt nicht blos Mähren, sondern die nördliche Hälfte von Böhmen, und versprach dafür 20.000 Mann zum französisch-bayrischen Eroberungsheere zu stellen. Das französische Cabinet entschied endlich, daß Sachsen Mähren und einen schmalen Streifen des nördlichen Böhmens von der sächsischen bis zur polnischen Grenze bekommen solle. Am 4. Juni schloß auch Friedrich II. sich dem Bunde unter dem Beding an, daß man ihm den Besitz von Niederschlesien garantire, wofür er dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme zur Kaiserwahl geben wolle. Ungefähr um dieselbe Zeit bewog französische Bestechung und Lockung die Partei der Hüte in Schweden, damals die stärkere, den Antrag auf Krieg im Reichsrathe zu stellen; nach einstündiger Berathung wurde Krieg gegen Rußland beschlossen und Ende Juni erklärt. Dadurch wurde es der Großfürstin Anna unmöglich gemacht, der bedrängten Tochter Karls VI. die vertragsmäßige Hilfe zu leisten.

So zog sich denn in weitem Umkreise die Gefahr immer näher um das arme Oesterreich. Ueberall hatte man das Todeslos über dasselbe geworfen. Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Sachsen, Bayern, Schweden rüsteten, Friedrich stand mit seinem siegreichen Heere in Schlesien; eine Enttäuschung, eine Unglücksbotschaft folgte auf die andere; als die Kunde vom Bunde Friedrichs mit Frankreich in Wien eintraf, sanken die Minister Maria Theresias, Leichen gleich, in ihre Stühle zurück.

7.

Verhandlungen wegen Schlesien.

In dieser Zeit schwerer Bedrängniß, so leidensvoll, daß Maria Theresia später sagte, sie möchte sie in ihrem Leben nicht noch einmal durchmachen, in der sie nur das Vertrauen auf Gott aufrecht erhielt, drängte der englische Gesandte in Wien, Robinson, die junge Königin, sie solle sich mit Friedrich abfinden und ihn durch Preisgebung Schlesiens zum Freund gegen Frankreich gewinnen.

Hatte denn nicht England die pragmatische Sanction gewährleistet und war sein König Georg II. nicht ein ehrenhafter, entschlossener, tapferer Mann? Allerdings. Es bestand aber ein Zwiespalt zwischen dem Könige und der Stimmung der englischen Nation. Wir haben eine englische und eine hannoverische Politik zu unterscheiden. Die Stimmung in England war für Maria Theresia, man sah in richtiger Anschauung in einem starken Oesterreich das mächtigste Bollwerk gegen französische Eroberungssucht, Maria Theresia schien den Engländern die Freiheit ihrer Insel zu vertheidigen. Mit großem Ernst und großer Thatkraft stürzte sich England darum in diesen Kampf. Die

Erklärung des Königs, daß er den Verträgen gemäß den alten und natürlichen Verbündeten der britischen Krone vertheidigen werde, wurde mit Jubel von der Nation aufgenommen und die Gemeinen bewilligten gerne die geforderten Summen. Ein Heer von 40.000 Mann sollte mit den Niederländern vereint Frankreich bekämpfen; man sah es gerne, daß König Georg am 12. Mai nach Hannover ging, um das Schwert zu ziehen. Georg war anfangs Feuer und Flamme gegen Friedrich, allein Bedenken eigener Art bewogen ihn, das gezückte Schwert wieder einzustecken. Georg II. war nämlich auch Kurfürst von Hannover und an Hannover hing sein Herz. Die Welfen konnten wie die Stuarts auch wieder vom Throne Englands verjagt werden; was blieb ihnen dann außer ihrem Stammlande? England war ihnen nur die Milchkuh, daher die Klage vieler Engländer, daß ihr König eine hannoverische und nicht eine englische Politik befolge. Hannover war bedroht, Friedrich hatte den alten Dessauer mit 20.000 Mann in einem Lager bei Magdeburg aufgestellt, um Hannover von Osten zu überziehen; der Kurfürst von Cöln, der Bruder Karl Alberts von Bayern, konnte es mit seinen Schaaren von Süden her überfallen. Daher das Verfahren Georgs II. Er wollte das Schwert erst ziehen, wenn er von Seite Preußens gesichert wäre; darum mußte sein Gesandter in Wien in Maria Theresia dringen, mit Friedrich sich zu verständigen, und zum gleichen Zwecke sollte ein außerordentlicher Gesandter, Hyndford, Friedrich bearbeiten. Am 7. Mai traf der englische Gesandte in Strehlen, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Mollwitz, bei Friedrich ein und machte den Antrag eines Waffenstillstandes: Friedrich sollte Niederschlesien mit Breslau erhalten, dafür 300.000 Gulden erlegen und mit seiner gesammten Macht für die pragmatische Sanction eintreten und Franz die Stimme bei der Kaiserwahl

geben. Friedrich meinte aber, England wolle ihn nur in Unthätigkeit erhalten, bis es gerüstet wäre, und schloß im größten Geheimniß — bei Todesstrafe wurde Podewils Geheimhaltung geboten — am 4. Juni mit dem französischen Gesandten Valori den Vertrag ab, in welchem er dem französisch-bayrischen Bunde beitrat. Nichtsdestoweniger verhandelte er noch immer mit Hyndford, äußerte aber, als dieser ihm den genannten Antrag machte, das Angebot wäre zu gering nach dem Aufwande, den er gemacht, und dem Glücke seiner Waffen; er wolle ganz Schlesien, oder er werde eine neue Schlacht schlagen und die Oesterreicher vernichten. Als der Engländer ihn mahnte, daß es in seiner Hand liege, Deutschland die Ruhe wieder zu geben, und daß er durch Abschließung eines ehrenvollen Friedens seine Seelengröße am besten beweisen könne, unterbrach ihn der deutsche Fürst mit den Worten: „Sagen Sie mir nichts von Seelengröße! Ein Fürst muß zuvörderst seinen Vortheil erwägen; ich bin kein Feind des Friedens, aber ich muß die vier Herzogthümer haben und ich werde sie bekommen".

Gleich entschieden verweigerte Maria Theresia, die Robinson für diesen Vertrag stimmen sollte, jegliche Abtretung in Schlesien, obschon er ihr meldete, Friedrich sei daran, mit Frankreich abzuschließen, und er wolle schnell ihn noch davon abbringen. „Staatsklugheit, Ehre und Gewissen", sagte Maria Theresia, „verbieten mir etwas Bedeutendes abzutreten; kaum hätte ich einen Feind zufrieden gestellt, so würde ein anderer aufstehen, den ich auch wieder begütigen müßte. Uebrigens wird Ihre Sendung nach Schlesien unnütz sein". Robinson antwortete, es läge nur an ihr, daß seine Sendung glücklich sei. Da rief sie aus: „Was gäbe ich nicht statt Schlesiens! Mag der König von Preußen alles nehmen, was wir in Geldern haben!" Während dieser Zeit leuchtete der bedrängten Fürstin ein Hoffnungsstrahl

in den Beschlüssen des Parlamentes und in einem Vertrage, der am 24. Juni zu Hannover unterzeichnet ward, und durch welchen ihr 300.000 Pfund Sterling Hilfsgelder bewilliget wurden. Zwei Drittel davon erhielt König Georg als Entgelt für seine Rüstungen, 44.000 Mann sollten bis zum 22. Juli 1741 auf den Beinen sein, 100.000 Pfund wurden an Oesterreich bar ausbezahlt. Leider kam bald darauf wieder eine Hiobspost, Georg II. verweigerte die Ratification des Vertrages vom 24. Juni, weil er für sein Hannover fürchtete und vom Abschluß des Bündnisses zwischen Friedrich und Frankreich gehört hatte. Auch hatte man in Versailles am 11. Juli beschlossen, zwei Armeen, jede zu 40.000 Mann, sollten am 10. August den Rhein überschreiten. Georg verlangte darum, daß Maria Theresia Friedrich durch Abtretung Schlesiens in einen Freund umwandle. Daneben gehen noch andere Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Bayern, welches als Abfindung die Vorlande, das Land ob der Enns und die Erhebung des Kurfürsten zum Könige von Schwaben und Franken verlangte. Maria Theresia war geneigt, dem Bayern Toscana oder die Niederlande zu überlassen; gegen ein Königreich Schwaben oder Franken jedoch werde das ganze Reich sich auflehnen. Die Unterhandlungen wurden bald abgebrochen, weil Maria Theresia bemerkte, daß es dem Bayern nur darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, bis er gerüstet wäre. Indeß kam Robinson mit Friedrich am 7. August in Strehlen zusammen. Friedrich bemerkt mit Bosheit in seiner Erzählung von dieser Zusammenkunft, dieser Robinson sei eine Art Enthusiast für die Königin von Ungarn gewesen und hätte in einem Tone für sie gesprochen, als wenn er im Unterhause eine Rede hielte. Es wurde aber jeder ein Enthusiast für sie, wenn er die herrliche Frau näher kennen lernte. Robinson bot Geldern an. „Was

haben wir in Geldern verloren?" fragte der König. „So viel wie Nichts", antwortete Podewils. Robinson bot noch Limburg an. „Wie kann die Königin von Ungarn es wagen Limburg zu veräußern, und wer verbürgt mir es denn?" Dann fuhr er pathetisch fort: „Ich bin an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres und Herr eines Landes, das ich haben will. Wissen Sie ferner, daß ich meine neuen Unterthanen, alle die Protestanten, die mich durch ihre Wünsche herbeigerufen haben, nicht ohne die schwärzeste Undankbarkeit verlassen kann! Wollen Sie, daß ich diese wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger aussetze, welche sie ihrer Rachsucht aufopfern würden? Ha, wie sollte ich an einem einzigen Tage die Empfindungen der Ehre und der Rechtschaffenheit verläugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Würden nicht meine Ahnen aus den Gräbern aufsteigen und mir zurufen: ‚Nein, du gehörst nicht zu unserem Blute, du bist unwürdig des Königsthrons, du bist nur ein verächtlicher Krämer, der Geld dem Ruhme vorzieht'. Lieber will ich mich unter den Trümmern von Schlesien zerschmettern lassen, als daß ich meine gerechten Ansprüche daran aufgebe." Beim Gastmahle, zu dem Friedrich Robinson nachher einlud, gab er ihm voll übermüthiger Laune Grüße nach Neisse an Neipperg mit, den er in den nächsten Tagen zu besuchen gedenke.

Am 10. August nahm Friedrich Breslau weg. Er gesteht in der Geschichte seiner Zeit selber ein, daß es in Breslau Leute gab, die bei dem bloßen Namen Preußen vor Zorn wütheten und daß man eine schwärmerische Zuneigung für die Königin von Ungarn hegte. In der That wurden in der Stille Geldsammlungen für die bedrängte Herrscherin veranstaltet, und bekam Neipperg von allen preußischen Truppenbewegungen immer Nachrichten, die mit dem Wunsche schlossen: „Möge Euer Excellenz bald kommen und uns befreien!" Die Stimmung wurde so

erbittert gegen die Protestanten, die man als die Helfershelfer der Preußen ansah, daß Neipperg in Oberschlesien mit allem Ernst die Protestanten schützen und feierlich erklären mußte, daß die Königin ihren lutherischen Unterthanen den gleichen Schutz wie den katholischen angedeihen lasse. Friedrich will den Bruch seines Wortes der Stadt Breslau gegenüber damit rechtfertigen, Neipperg habe durch seine Bewegungen den König von Breslau entfernen, dann in Eilmärschen gegen die Hauptstadt anrücken und vermittelst heimlicher Verständnisse sich derselben bemächtigen, die Preußen so von ihren Magazinen und der Verbindung mit der Mark Brandenburg abschneiden wollen. Gewiß ist, daß am 9. August Abends nach einer großen Revue 8000 Preußen unter Schwerin und Prinz Leopold von Dessau der Stadt Breslau nahten und am 10. in der Frühe in dieselbe eindrangen. Die Bürgerschaft ward zum Rathhaus berufen und mußte Friedrich, dem König von Preußen und Herzog von Schlesien, huldigen. Am 12. mußte auch die katholische Geistlichkeit den Handschlag der Treue ablegen. Das Domcapitel und Collegiatstift zum heiligen Kreuz, welches den Treueid verweigerte, erhielt nach Verfluß der vierzehntägigen Bedenkzeit Befehl, binnen 48 Stunden Breslau und Niederschlesien zu verlassen, seine Besitzungen wurden eingezogen. Das Kirchengebet für Maria Theresia wurde verboten, der kaiserliche Adler mit dem preußischen vertauscht. In ähnlicher Weise wurde in den anderen Orten Niederschlesiens die Huldigung erzwungen und die Gemeindebeamten, die sich derselben weigerten, abgesetzt.

Nur um so entschlossener war jetzt Maria Theresia: „Breslau ist genommen, unsere Vorschläge sind verworfen, unsere Antwort ist gegeben und alles zu Ende“. Minder entschlossen waren ihre Räthe, einer nach dem andern begann zur Ansicht überzugehen, daß sich die guten Rechte ihrer hohen

Herrin nicht ohne große Opfer würden durchkämpfen lassen; selbst Bartenstein, bisher der eifrigste gegen Friedrich, „dem man nie trauen, den Mohren, den man nie weiß waschen könne", fing an zu schwanken. Denn die Gefahren wuchsen zur Riesengröße an, die Franzosen waren über den Rhein gegangen, die Bayern standen in Oberösterreich, Schweden hatte den Krieg gegen Rußland begonnen, darum drang alles in Maria Theresiá, Niederschlesien an Friedrich abzutreten. „Soll das Haus Oesterreich zu Grunde gehen", sagte sie zu Robinson, „so liegt nichts daran, ob dies durch Bayern oder durch Preußen geschieht". Endlich gab sie dem allgemeinen Andrängen nach, allein nur, wenn ihr Friedrich ihre übrigen Länder garantire und ein Hilfs-Corps von 10.000 Mann stelle, und nur Schlesien ohne Liegnitz und Breslau. Am 29. August kam Robinson im preußischen Lager an, Friedrich wollte ihn gar nicht sehen und schrieb an Hyndford im Tone eines Tugendhelden, daß er nie treue Bundesfürsten wie den Kurfürsten von Bayern und den König von Frankreich verlassen werde, und er müßte den Verstand verloren haben, wenn er es für möglich hielte, für diese Fürstin gegen seine Freunde zu kämpfen. Und doch hatte Friedrich dieses ja kurz vorher der Königin angeboten! Da gab Maria Theresia nach, Friedrich solle Niederschlesien mit Breslau und Grottkau haben und einen guten Theil Oberschlesiens, wenn er sich mit ihr gegen Frankreich verbinde. „Placet," schrieb sie auf den Bericht ihrer Minister, „placet, weil kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit meinem größten Herzeleid". — Was antwortete aber Friedrich! „Es ist zu spät, die Königin von Ungarn solle sich der ganzen Schwere des Schicksals unterwerfen." Zum Glücke waltet kein Schicksal, sondern eine Vorsehung!

Uebrigens eröffnete Friedrich mit seinem Heere, das er bis auf 63.000 Mann verstärkt hatte, alsbald wieder den Feldzug gegen Neipperg, und mit dieser Trauerbotschaft kam die andere nach Wien, daß Sachsen den Vertrag mit Bayern und Frankreich am 19. September 1741 unterzeichnet habe. Der Kurfürst sollte den Titel eines Königs von Mähren annehmen.

Eine Lawine von Unglück stürzte auf Oesterreich herab, um es in den Abgrund mit fortzureißen! —

8.

Die Bayern in Oesterreich.

Am 31. Juli 1741 überrumpelten die Bayern die dem Fürstbischof Cardinal Lamberg gehörende und, weil sie die Donau beherrschte, wichtige Stadt Passau. Ein bestochener Accise-Beamter verlangte frühe Einlaß, der Wächter öffnete, der Wagen blieb unter dem Thore stehen, von einigen als Bauern verkleideten Soldaten umgeben; einige hundert Bayern, die im Gebüsche versteckt waren, sprangen plötzlich herbei, überwältigten die Wache, besetzten die Hauptpuncte und führten Geschütze auf. General Minuzzi ließ sodann den Fürstbischof, der in der nahen Veste Oberhaus mit 70 alten Soldaten wohnte, auffordern, die Veste sogleich zu öffnen, widrigenfalls er sie mit Kanonenkugeln aufmachen werde, und gewährte ihm nur zwei Stunden Bedenkzeit. Was konnte der arme Fürstbischof thun? Er protestirte, übergab aber den Ort, und die Bayern nahmen sogleich feste Stellung darin. Von da erließ Karl Albert ein 54 Folio-Seiten starkes Manifest, welches seine gute Sache und sein Recht vergebens zu beweisen suchte: er sei zu diesem Schritte gezwungen worden durch die drohende Haltung der Königin von Ungarn, welche sich Passaus zu bemächtigen und einen Einfall in Bayern zu

machen trachtete. Es ist die alte Fabel vom Wolfe, der das Lamm anklagt. Der Kurfürst stellte nun zwei Armeen auf, die eine zu Schärding, welche in Oesterreich einfallen sollte, die andere in der Oberpfalz, welche Böhmen bedrohte. Doch verschob er weiter vorzugehen bis zur Ankunft der Franzosen.

Diese überschritten, 40.000 Mann stark und mit allem Nöthigen wohl versehen, am 15. August unter Belleisle bei Fort Louis den Rhein und zogen durch Schwaben nach Bayern. Sie trugen bayerische Farben an ihren Quasten, blau und weiß, zum Zeichen, daß sie nicht als Feinde des Reiches, sondern nur als Freunde Bayerns kämen. Der Erzbischof von Mainz erklärte denn auch als Kurkanzler, daß diese Angelegenheit nicht das Reich, sondern nur die Höfe von München und Wien angehe, und daß er sich nicht darein mischen werde. Die Franzosen hielten übrigens gute Mannszucht und bezahlten, was sie brauchten.

Ein anderes gleich starkes französisches Heer zog unter Maillebois bei Kaiserswörth unweit Düsseldorf über den Rhein und wandte sich gegen Osnabrück, um Hannover und Holland in Schach zu halten, wenn letzteres aus dem politischen Schlafe, in welchen es Frankreich einzulullen trachtete, erwachen sollte. Georg II. fühlte sich jetzt von dem preußischen Heere unter dem Dessauer, wie von den Franzosen und den mit ihnen verbündeten 15.000 Mann des Cölners gleich sehr bedroht und, unfähig dem ersten Stoße zu widerstehen, schloß er schon am 16. September 1741 mit ebensoviel Kleinmuth als Selbstsucht einen Vertrag, worin er Neutralität auf ein Jahr für Hannover gelobte; während dieser Zeit wolle er Maria Theresia nicht unterstützen, noch bei der nahen Kaiserwahl für ihren Gatten stimmen, sondern für Karl Albert. Die französische Armee blieb in Westphalen stehen, um Hannover und Holland

zu überwachen und die „Freiheit der Kaiserwahl“ zu schützen, d. h. um auf dieselbe einen Druck auszuüben. Von Georg II. durfte also Maria Theresia zunächst keine Hilfe erwarten; zugleich waren die in den Niederlanden stehenden österreichischen acht Infanterie- und zwei Dragoner-Regimenter damit abgeschnitten.

Die Franzosen unter Belleisle zogen in zwei Abtheilungen durch Schwaben nach Donauwörth, von da fuhr die Infanterie Donau-abwärts nach Passau, die Reiterei zog unter Moriz von Sachsen zu Land gegen Schärding, wo das Hauptquartier des Kurfürsten war. Dieser war durch Patent zum Generallieutenant und Stellvertreter des Königs von Frankreich ernannt, unter ihm sollte Marschall Belleisle das Heer befehligen. Karl Albert behielt nur 40.000 Mann unter sich, die anderen sandte er zur Armee, die in Amberg sich sammelte, um in Böhmen einzufallen; er selber zog gegen Linz, das die Hauptlegstätte aller Bedürfnisse für weitere Unternehmungen werden sollte. In Peuerbach traf ihn eine Deputation der Stände Oberösterreichs, die ihn zur Huldigung nach Linz einlud, das Landvolk und zum Theile auch der Adel würden ihn mit Freuden empfangen. Ganz Oberösterreich war wehrlos.

Warum setzte die Regierung keinen Widerstand entgegen? Zum Theil hatte sie nicht Truppen genug, zum Theil wagte man nicht, die Regimenter aus Ungarn herauszuziehen, weil man wußte, daß Frankreich in Constantinopel die Türken zu einem Kriege anreize. Den Zug der Franzosen durch Schwaben konnte man nicht hemmen; denn man hatte nur 5300 Mann in den drei Festungen Breisach, Freiburg und Philippsburg zusammen. Da man Freiburg um jeden Preis halten wollte, dazu aber Mannschaft und Geschütz aus Breisach benöthigte, so entschloß man sich, um dem Feinde keinen Halt zu lassen, die Festungs-

werke von Breisach zu sprengen, was am 5. September 1741 ausgeführt wurde. So endete dieses berühmte Bollwerk Germaniens, so oft des deutschen Reiches Schlüssel und Kopfkissen genannt, durch manche kühne Vertheidigung berühmt, vom sagenhaften treuen Eckart an bis zu der Vertheidigung gegen Bernhard von Weimar, die in Ausdauer und Noth der von Jerusalem gleichgestellt wurde. Die Franzosen wollten jedoch Freiburg diesmal nicht belagern und wandten sich geradezu nach Bayern. In Oberösterreich standen nur zwei Dragoner-Regimenter; endlich zog man sieben Regimenter aus Ungarn nach Wien, sie waren aber in schlechtem Zustande und bald erkannte man, daß das ganz offene Oberösterreich nicht zu vertheidigen sei. Man suchte nur Tyrol zu schützen, Wien zu behaupten und Böhmen zu vertheidigen. 1200 Schützen besetzten die Pässe Tyrols gegen die bayrische Grenze. In Wien erhielt Graf Ludwig Khevenhüller das Commando mit 7400 Mann. Es herrschte ein wirres Treiben; wer konnte, flüchtete; Landleute hingegen suchten mit ihren Wagen Unterkommen in Wien. Archive und Cassen wurden nach Grätz gerettet. Als man die Festungswerke von Wien untersuchte, fand man sie im elendesten Zustande, durch dazwischen gebaute Häuser, Ställe und Gärten hatten sie alle Verbindung verloren. Mit der geringen Mannschaft konnte man nur die eigentliche Stadt halten und gedachte die Leopoldstadt preiszugeben. Man richtete Minengänge vor, man trug die Schindeldächer in der Stadt ab, man häufte Lebensmittel an, man hoffte sechs Wochen lang wenigstens Wien zu behaupten. Als sich in den Cassen nur ein Barvorrath von etwa 100.000 Gulden fand, beschloß man, alles Privat- und Kirchensilber einzuschmelzen und kupferne Scheidemünzen zu schlagen. Daß die Stimmung unter den Soldaten nicht die beste war, sieht man aus einem Befehle Khevenhüllers gegen die Sucht, die

Befehle und Anordnungen der Vorgesetzten öffentlich zu tadeln, welche Gehorsam, Zucht und Ordnung aufzulösen drohe. Auch wurden Denkmünzen von bayrischen Agenten verbreitet mit der Aufschrift: „Reichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen und Armen zu nutzen.“ Khevenhüller schwebte übrigens über den wirren Elementen wie ein ordnender Gott, und traf mit Ruhe und Umsicht alle nöthigen Anstalten. Aus Böhmen meldete Fürst Christian Lobkowitz, daß Eger nicht zu halten und Prag leicht zu überfallen und zu ersteigen sei. In ganz Böhmen zähle er nur 2067 dienstbare Soldaten, in Prag ließen sich wahrscheinlich ziemlich viel Bürger und Studenten unter die Waffen bringen. Der Kern des Heeres stand aber unter Neipperg, Friedrich gegenüber, in Schlesien.

Also Feinde überall, Provinzen entrissen, die Hauptstadt bedroht! Am 15. September zog Karl Albert, umgeben von französischen und bayrischen Generalen, mit allem Prunk in Linz ein und nahm den Titel Erzherzog von Oesterreich an; bald streiften seine Vorposten bis St. Pölten. Wenn er rasch gegen Wien vordrang, so nahm er es im ersten Anlauf! Allenthalben herrschte Verwirrung, von keiner Seite erhielt Maria Theresia Hilfe. Wie beklagte man jetzt, daß Eugens Hand und Eugens Auge fehlte!

9.

Maria Theresia in Ungarn.

In diesem Zustande der Verzweiflung, da selbst die Muthigsten verzagten, blieb nur die tapfere Seele Maria Theresias standhaft im Glauben an ihr gutes Recht und an Gott, der das Recht schützt. Nur auf Augenblicke preßte tiefer

Schmerz und Bekümmerniß ihr Worte der Klage aus, so daß sie, eben damals ihrer vierten Entbindung nahe, fast verzweifelnd an ihre Schwester schrieb: „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde niederkommen können." Aber dann ermannte sich wieder ihr starker Geist und leuchtete sie an unerschrockenem Muth allen Männern vor. „Wir haben alles verloren", rief sie, „aber Gott und Ungarn bleibt uns noch". Man preist den römischen Senat, daß er nach der Schlacht von Cannä nicht verzagte, aber jener war noch im Besitz eines Heeres, tüchtiger Feldherrn, der Hauptstadt und großer Geldmittel — all' das fehlte Maria Theresia und doch ließ sie ihren Muth nicht sinken. Von den alten Deutschen erzählt ein römischer Schriftsteller, sie hätten im Weibe einen göttlichen Instinct verehrt und ihm eine Ahnung der Zukunft zugeschrieben; und ein göttlicher Instinct leitete Maria Theresia, als sie sich an das Volk wendete, das so oft schon eine Verlegenheit und eine Gefahr des Reiches gewesen war, an das ritterliche Volk der Ungarn. In einer Zeit, in der die Regenten nur Despoten und die Unterthanen nur Knechte waren, gut genug zum Kanonenfutter und Steuerzahlen, hatte Maria Theresia ein Herz für das Volk und fand wieder ein Herz, weil sie geliebt und nicht gefürchtet sein wollte. Als Flüchtling kam die bedrängte Fürstin nach Preßburg, und der deutsche Geschichtschreiber Gfrörer sagt sehr schön, „daß die letzte Hoffnung mit dieser edlen und unvergeßlichen Frau nach Ungarn hinunter ging, und daß nur ihre Standhaftigkeit nächst dem Aufblitzen magyarischen Geistes Germanien vor gänzlicher Zertrümmerung bewahrte." Die vereinigten Kräfte der kaiserlichen Erblande, von deutschen Führern und Waffen unterstützt, hatten Ungarn von der Herrschaft der Türken befreit, und jetzt sollte ihnen Ungarn diese Wohlthat vergelten; denn das Leben der Völker gleicht

oft dem der Einzelnen, und eine gute That erntet immer wieder, wenn auch erst nach langen Zeiten, ihren Lohn.

Die Sage hat die Ereignisse von Monaten zusammengedrängt und läßt die fliehende Königin sich schnell an den ungarischen Reichstag wenden; der Anblick der vom Kummer gebeugten Königin, der schönen Mutter mit dem jungen Joseph auf dem Arme, reißt augenblicklich die Ungarn hin; mit dem Rufe: „Laßt uns sterben für unsere Königin!“ ziehen sie ihre Säbel aus der Scheide, stürzen sich aufs Pferd und in den Krieg. Es ging in Wahrheit nicht so leicht. Sehen wir die Sache näher an!

Als Ungarn unter Oesterreich kam, hatte es eine Verfassung, mit der kaum zu regieren war; die Macht der Krone war fast null, die des Adels unmäßig, die niederen Classen waren gedrückt. Wenn die Monarchie eine Wahrheit werden sollte, so mußte der Adel eingeschränkt, so mußten die unteren Classen gehoben werden. Natürlich hielt der Adel sich für verletzt und folgte Empörung auf Empörung, Schlag und Gegenschlag. Der letzte dieser verwegenen Verschwörer war Rákoczy, noch lebten Anhänger desselben im Lande, voll der Glut unsterblichen Hasses, wie ihn nur politische Leidenschaften wecken können. Ebenso feurige Anhänger hatte aber auch das Haus Habsburg, treue geschickte Männer, wie den Feldmarschall und judex curiae Grafen Johann Pálffy, den Genossen der Siege Eugens, einen der reinsten und edelsten Charaktere dieser Zeit. Ihn hatte Maria Theresia alsbald nach ihrem Regierungsantritte zu ihrem Stellvertreter in Ungarn mit unbedingter Vollmacht ernannt und zugleich versprochen, daß sie die Freiheiten Ungarns aufrecht erhalten und den Landtag baldigst einberufen werde. Der Erfolg dieser Maßregel war der beste. Sobald Friedrich Schlesien angriff, erboten sich eine Menge Edelleute, viele Comitate, zu Pferd zu sitzen und Mannschaft zu

stellen. Das Ministerium hatte Bedenken, dem Volke Waffen in die Hand zu geben; es fürchtete, sie würden in einem Aufstande gegen die Regierung verwendet. Maria Theresia aber leitete ein sichereres Gefühl, als sie hochherzig den Ungarn vertraute. Am 18. Mai ward der Landtag eröffnet, die Vornahme der Krönung, die Wahl eines Palatins, eine Reihe anderer unerläßlicher Maßregeln sollte berathen werden.

Es fehlte nicht an Anzeichen eines gewaltigen parlamentarischen Sturmes. Der Adel wollte eben so wenig etwas davon wissen, Maria Theresias Gemahl zum Mitregenten zu ernennen, als von irgend einer Auflage. Der katholische Clerus verlangte Ausschließung aller Nicht-Ungarn von kirchlichen Aemtern und der protestantische forderte größere Freiheit in Ausübung seiner Religion; alle aber verlangten freie Ausführung von Wein und Getreide nach Oesterreich. Doch ging trotz alles oppositionellen Geistes der Antrag durch, Maria Theresia zu ihrer Thronbesteigung und zur Geburt des Kronprinzen Glück zu wünschen und für die Bestätigung der Freiheiten des Landes zu danken. Am 13. März 1741 früh 2 Uhr war nämlich die Königin eines kräftigen Knaben genesen, der in der Taufe den Namen J o s e p h erhielt und der später als Kaiser Joseph II. weltberühmt geworden ist. Am 27. Mai ward der Deputation in der Hofburg von neuem die Versicherung, daß es der Königin Ernst sei mit den Rechten und Freiheiten Ungarns und daß sie bald selbst in Preßburg inmitten ihres treuen Volkes erscheinen werde.

Am 19. Juli fuhr Maria Theresia von Wien in einem mit den Farben Ungarns, roth grün und weiß, reich geschmückten Schiffe ab. Im Schlosse Wolfsthal bei Baron Walterskirchen nahm sie ihr Mahl; am 20. wurde sie an der Landesgrenze mit dem „Vivat domina et rex noster!“ (es lebe die

Herrin, unser König) begrüßt und unter unendlichem Jubel auf das Preßburger Schloß geführt. Dort empfing sie am 21. die Mitglieder des Landtages, drückte ihnen in gewandter lateinischer Rede ihre Wünsche und Hoffnungen aus, namentlich daß sie nicht Ungarns Herrin, sondern Ungarns Mutter sein wolle, und empfahl ihnen gründliche Berathung der königlichen Vorlagen. Ueber diese Vorlagen fanden nun Verhandlungen statt. Sie versprach, das Inauguraldiplom vor der Krönung auszustellen, alle Freiheiten, Privilegien und Rechte Ungarns, mit Ausnahme des Privilegiums Andreas II. vom Jahre 1222, zu bestätigen. Mit diesem Privilegium war nämlich nicht zu regieren; die Worte: „Wenn ich oder irgend einer meiner Nachfolger irgend wann euere Vorrechte verkümmern wollte, so sei es euch wie eueren Nachkommen erlaubt, euch zu vertheidigen, ohne daß man euch als Empörer behandeln darf," erlaubten es jedem sich verletzt dünkenden Kopf, mit den Waffen in der Hand sich Recht zu verschaffen. Weiter versprach die Königin, Ungarns Krone solle im Lande bleiben und die Ungarn nach dem Aussterben der Nachkommen Karls VI., Josephs I. und Leopolds I. wieder das Recht freier Königswahl haben.

Der Landtag hingegen forderte, daß in den Krönungseid aufgenommen werden solle: die vollständige Steuerfreiheit des Adels; die Last dürfe nicht am Boden kleben; Ungarn dürfe nicht nach der Weise wie die übrigen Erbstaaten regiert werden; die Königin besitze Siebenbürgen nur als Königin von Ungarn; das Amt des Palatins müsse in Zukunft nach Erledigung sogleich wieder besetzt werden; weltliche und kirchliche Würden, wie anheimgefallene Güter dürfen nur an Ungarn vergeben werden, nur Ungarn besorgen die Angelegenheiten Ungarns im Inlande wie im Auslande. Das waren schwere Forderungen! Wo blieb die in dieser Zeit der Bedrängniß von außen so nothwendige

Einheit und Stärke Oesterreichs, wenn Ungarn eine solche Sonderstellung erhielt? Maria Theresia gab darum auf die letzten Forderungen abschlägigen Bescheid; die Verhandlungen des Landtags hingegen wurden jetzt stürmisch.

Zum Glücke für die Königin wie für das Land wählten die Ungarn Pálffy zum Palatin; einen treueren, einen geschickteren Vermittler zwischen den Rechten der Krone und des Landes konnte es nicht geben. Tief gerührt erklärte er, als er in die Hände der Königin den Huldigungseid ablegte, daß er sein Leben und sein Blut der Königin und dem Vaterlande weihen würde. Die Königin reichte ihm gerührt die Hand und er bedeckte diese mit Küssen. Er schlug dann eine Brücke zwischen den beiden Gegensätzen, bewirkte, daß die Königin, welche das Mißtrauen gegen sie tief kränkte und die sich in ihrer Bedrängniß keine Zugeständnisse abpressen lassen wollte, einiges zugestand, und daß der Landtag hinwieder sich mit dem Versprechen begnügte, über die übrigen Forderungen solle nach der Krönung verhandelt werden. Die Krönung ward sofort auf den 25. Juni festgesetzt.

Es war ein heiterer Sonntag und alle Straßen wimmelten von festlich gekleideten fröhlichen Menschen. Strahlend in Gold und Perlen zog der Adel Ungarns nach dem Schlosse, um die Monarchin nach der Kirche zu geleiten; mit ihm wetteiferte an Pracht der deutsche Adel, die Schwarzenberge, die Starhemberge, die Liechtensteine und andere von jenen edlen Namen, die mit goldenen Zügen in der Geschichte Oesterreichs verzeichnet sind. Auf glänzend geschmückten Rossen ritten sie vom Schlosse zur Kirche, die Königin folgte im offenen Wagen in ungarischer Tracht. Festfreude strahlt auf jedem Antlitze, nur sie ist blaß und bewegt, eine Wolke von Trauer ruht auf ihren lieblichen Zügen. Ist es Kummer um das Schicksal

ihrer Unterthanen und daß viele ihr Herz noch nicht verstehen? Ist es Sorge um die Kinder, was die Freude von dieser Stirne voll Hoheit scheucht? Oder ist es das Gefühl von der Größe ihres Berufes, von der Schwere der Last, die Gott auf ihre Schultern gelegt, was die von Schönheit strahlende Königin so ernst stimmt? Edle große Naturen sind in den höchsten Augenblicken am demüthigsten, am meisten in sich gesammelt. Als ihrem Ahn Karl V. der Sieg von Pavia und die Gefangennehmung des Königs von Frankreich gemeldet wurde, ward er bleich wie zum Tode, eilte zu einem Altare und bat um Fassung für die Höhe des Glückes und die Größe des Berufes. Wer mag sagen, was im Heiligthume einer edlen Seele in einem so hohen Augenblicke vor sich geht! Doch tausendstimmiger Jubelruf empfängt sie, er sagt ihr, daß so viele Herzen feurig für sie schlagen, und auch ihr Herz wird warm, ihre Wangen färben sich roth, ihr Auge strahlt von höherem Feuer. Man betritt den Tempel. Der Primas hält ihr jene herrlichen Mahnungen der Kirche vor, die da alle besagen, daß der Herrscher von der Höhe der Religion aus seine Aufgabe betrachten müsse, um sie in der Welt würdig zu vollführen, und daß seine Unterthanen seine Brüder seien. Dann wird sie gesalbt, mit dem Mantel des heil. Stephan bekleidet, mit seinem Schwerte umgürtet, mit seiner Krone gekrönt. Nachdem sie das Scepter in die Rechte und den Reichsapfel in die Linke genommen, nachdem sie das Volk dreimal mit dem Zeichen des heil. Kreuzes gesegnet hat, empfängt sie, auf dem Throne sitzend, mit der Anrede: „Geheiligte Apostolische Majestät!“ die Huldigung, und das Volk, das sich in ihr geeinigt und gehoben fühlt, ruft: „Es lebe die Herrin, unser König!“ Von der Martinskirche begibt sich die Königin, die Krone auf dem Haupte, nach der Franciscanerkirche, wo sie mit dem Schwerte des heil. Stephan Edelleuten den Ritterschlag ertheilt;

dann nach der Kirche der barmherzigen Brüder, wo sie von einem Gerüste herab dem Volke Schutz seiner Freiheiten zuschwört. Dann besteigt sie ein schwarzes Roß und sprengt den Königshügel hinan; oben zieht sie das Schwert und schwenkt es nach allen vier Weltgegenden, als wollte sie sagen: „Komme der Feind, woher er wolle, ich werde mein Ungarn vertheidigen.“ Ein Sturm des Beifalls braust zum Himmel empor, in vielen Augen stehen Thränen, in den Herzen erwacht die Hoffnung auf eine bessere Zeit und alle fühlen, es gebe nichts schöneres als diese jugendliche Herrscherin, welche die höchste der Würden durch sich selber noch ehre.

Ein Engländer, Wraxall, schildert Maria Theresia aus jener Zeit also: „Einige, welche Maria Theresias Krönung beiwohnten, haben mich versichert, daß sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchse und majestätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellgrau, war ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindbette aufgestanden und das Matte, Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, man mußte sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie sie ab, als sie sich zur Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreiteten eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd.“ Diese Schilderung, die nicht schmeichelt, muß einem immer gegenwärtig sein, wenn man bedenkt, welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn einflößen konnte.

Hatten an diesem Tage Königin und Volk sich gefunden und sich an einander gefreut, so trat in den nächsten Sitzungen des Landtages schon wieder die Spaltung an den Tag. Das

Krönungsgeschenk war nicht groß, nur 100.000 Gulden, und es gab Stimmen, die auch daran noch mäkelten; namentlich wurde stürmisch die vollkommene Sonderstellung Ungarns von der übrigen Regierung verlangt. Maria Theresia vergoß Thränen über dieses Mißtrauen: sie habe ja geschworen, die Rechte der Ungarn zu schirmen, sie sei eine arme Königin, aber sie habe das Herz eines Königs! Uebrigens drängte die Noth und Maria Theresia gab allen gerechten Begehren der Nation nach, die nur mit der Einheit des Reiches verträglich waren.

Am 7. September 1741 rief Maria Theresia die vornehmsten Ungarn auf das Schloß und forderte sie mit hinreißender Beredtsamkeit auf, ihr beizustehen zur Abwehr des Feindes. Alle erklärten einstimmig, sie wollten sich, ihre Kinder und ihr Einkommen dem Dienste der Königin widmen; diese solle nur rückhaltslos den Ungarn vertrauen und ihren Aufenthalt in Raab nehmen. Am 11. September lud sie die Mitglieder beider Tafeln zu sich in das Schloß zu Preßburg, um ihnen eine Vorlage zu machen. Kaum waren sie versammelt, so erschien Maria Theresia im Trauerkleide, die Krone des heil. Stephan auf dem Haupte und sein Schwert an der Seite. Nachdem sie den Thron bestiegen, ergriff der Kanzler Graf Ludwig Batthyány das Wort und schilderte, wie Maria Theresia wider alles Recht von fremden Fürsten bekriegt werde und wie die Gefahr allmälig sich gegen Ungarn heranwälze. Darum habe die Königin die Stände vor ihren Thron entboten, damit sie mit dem Eifer ewiger Treue und Liebe dem frevelhaften Beginnen des Feindes einen Damm entgegenstellen, damit sie für die heilige Person der Herrscherin wie für das Wohl des Reiches sorgen, und der altangestammte Ruhm des ungarischen Volkes neu erglänze. Alsdann hub die Königin an also zu sprechen: „Der Zustand unserer Staaten ist tief betrübt. Darum glaubten

wir den treuen Ständen unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindseligen Einfall in unsere Erblande Oesterreich, über die Gefahr, welche Ungarn selber bedroht, und die Mittel, ihr vorzubeugen, eine schriftliche Vorlage machen zu müssen. Jetzo handelt es sich um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere Kinder, um die Krone. Wir sind von Allen verlassen, unsere einzige Zuflucht sind noch die Treue dieser ruhmvollen Stände, die Waffen und der alte Heldengeist dieser Nation! Darum mahnen wir die Stände dringend, in dieser höchsten Gefahr für die Sicherheit unserer Person, unserer Kinder, der Krone und des Reiches so schnell als möglich werkthätige Sorge zu tragen. Was an uns liegt, so können die getreuen Stände und das Volk der Ungarn in allem auf unsere gnädige Gesinnung und Mitwirkung rechnen, was zur Wiederherstellung des früheren glücklichen Zustandes Ungarns und zum Glanze seines Namens beitragen kann." Als Maria Theresia ihrer Kinder gedachte, wurde sie so ergriffen, daß sie in Thränen ausbrach und eine Zeit hindurch ihre Augen weinend mit dem Tuche bedeckte. Ein anwesender Edelmann erzählt: „Wir weinten alle mit der Königin, aber es waren Thränen der Liebe und des Zornes."

Die Königin hatte gesprochen, eine tiefe Bewegung gab sich kund. Jugend, Schönheit, Vertrauen, Unglück, alles, was ein edles Mannesherz nur rühren kann, war hier vereint. Die Königin hatte sich an den ritterlichen Sinn einer kriegerischen Nation gewendet und ihr Heldengeist loderte hoch auf. Noch hatte der tief ergriffene Primas seine Antwort, in der er von der Treue der Nation stammelte, nicht beendet, als der Saal vom donnernden Zurufe ertönte: „Wir weihen unser Leben und unser Blut!" Viele vermochten ihre Bewegung nicht länger zu bewältigen und fingen laut an zu schluchzen, andere riefen, sie wollten sogleich ihr Silbergeschirr in das Schloß schicken.

Dann traten die Stände ab und eilten in die Magnatenstube. Hier ward die ausführliche königliche Botschaft verlesen, welche das Land in Anbetracht der drohenden Gefahr zur Insurrection, d. h. zur allgemeinen Bewaffnung aufrief. Ein Gluthstrom schien über alle Herzen ausgegossen, kein Widerspruch ward vernommen. Das Ausschreiben des Kurfürsten von Bayern, worin er die Krone Ungarns ansprach, ward unter Bezeigung des tiefsten Unwillens bei Seite geworfen, ein Ausschuß ward ernannt, der schnell die nöthigen Maßregeln berathen sollte; schon am 13. September war er mit seiner Arbeit fertig und wurde sein Antrag vom Landtage angenommen. 100.000 Mann gedachte man auf die Beine zu bringen, jeder Edelmann solle zu Pferde sitzen oder, wenn durch Alter und Krankheit verhindert, einen Stellvertreter senden. Die Gespannschaften sollen 30.000 Mann stellen, in 13 Regimenter vertheilt. Aus Ungarn gedachte man mindestens 15.000 Reiter zu senden, aus Croatien und Slavonien 14.000, aus Siebenbürgen 6000. Schnell ward jetzt auch ein anderer Wunsch der Königin befriedigt und ihr Gemahl am 20. September von den Ständen zum Mitregenten ernannt. Am 21. legte er vor den um den Thron versammelten Ständen den Eid ab und schloß mit dem Gelöbniß: „Mein Blut, mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn." Maria Theresia aber nahm den kleinen Kronprinzen, den sie sich von Grätz hatte nachbringen lassen, auf die Arme und zeigte ihn den Ständen. Begeistert riefen diese: „Wir wollen für die Königin und ihre Familie sterben, sterben für unsern König Maria Theresia!"

Am 29. October 1741 wurde dieser ewig denkwürdige Landtag geschlossen. Die Königin hatte zugestanden, daß die Steuerpflichtigkeit nicht auf Grund und Boden laste und daß der Adel steuerfrei sei; sie hatte die Unabhängigkeit des unga-

rischen Finanzwesens vom österreichischen gewährt, und daß die ungarische Hofkammer und Hofkanzlei unmittelbar unter dem Könige stehe, daß sie Siebenbürgen als zu Ungarn gehörig regiere, daß weltliche und geistliche Aemter nur an Ungarn verliehen werden; sie hatte versprochen, öfter in Ungarn zu residiren. Die Ausfuhr der Producte ward erleichtert, die Indigenatstaxe dagegen auf 2000 Ducaten erhöht. Man schied in Frieden und Liebe, Königin und Volk hatten sich gefunden, der alte Zwiespalt war dahin! Der Erzbischof von Gran konnte sagen: „Das Königthum ist die Seele der ungarischen Nation." Der gesunde Sinn Maria Theresias hatte die rechten Saiten anzuschlagen, ihre Klugheit hatte die Gegensätze auszugleichen gewußt.

Mit Jubel hörte das Volk von den Beschlüssen des Landtages; auf den Schlössern wie in den Hütten, auf den Bergen wie in den Ebenen rüstete man zum Kriege; bald standen Regimenter von Croaten, Panduren, Slovaken auf den Beinen, bald sah Europa wieder jene gefürchteten Reiterschaaren mit Sturmeseile das Land durchbrausen und sich mit wildem Feuer auf den Feind stürzen. Freilich war das nur Stoff zu einer tüchtigen Armee; aber wenn sich die geschickten Führer fanden, die diese Krieger an Ordnung zu gewöhnen, die die leichten Schaaren mit den altgeübten Regimentern in das rechte Verhältniß zu bringen wußten, so bildete dieses Aufgebot eine furchtbare Macht! Und diese Führer fanden sich. Man denke nur an die Pandurenführer Trenk und Menzel, an die Generale Khevenhüller, Otto Grafen von Traun und Prinz Karl von Lothringen.

Die Vorgänge in Ungarn waren das Staunen von ganz Europa. Das Feuer, das diese Nation zu beseelen anfing, ergriff jetzt auch die Deutschen und Slaven in Oesterreich; die Hoffnung

nicht blos auf den Fortbestand, sondern auch auf die Grö
des Reiches erwachte wieder; man fing an, sich der Verzwe
lung zu schämen, die Huldigung an den Bayern zu bereuen. A
Khevenhüller Linz wieder nahte, mußte der Commandant d
Bewohnern nicht blos all' ihre Waffen, sondern auch die Br
spieße wegnehmen lassen, damit sie nicht über die Bayern u
Franzosen herfielen! Europa aber begann zu ahnen, wel
Kräfte in Oesterreich schlummerten; gewöhnt an Cabinetskri
und an Heere von gepreßten Soldaten und Miethlingen, sah m
jetzt auf einmal ein ganzes Volk in stürmischer Begeisterung f
seine Herrscherin und für die Größe des Reiches sich in Waff
erheben, und auf einmal stand das für todt ausgeschriee
Oesterreich in neuer kriegerischer Mächtigkeit da!

10.

Bayern und Franzosen ziehen nach Prag. Vertrag v Kleinschnellendorf.

Während Maria Theresia Tage voll Kummer und Sorg
in Ungarn verlebte, träumte Karl Albert in Linz einen kurz
Traum des Sieges und der Herrlichkeit. Die ganze Schwä
des Mannes ist an diesem Ausruhen auf Lorbeeren und an die
Freude an augenblicklicher Huldigung zu erkennen. Am 2. Octo
1741 fand das Fest der Huldigung des Landes ob der En
statt. Wir wollen die nicht nennen, welche schwach genug war
ihre Herrin zu verrathen, die dem Kurfürsten den Bügel hielt
oder das entblößte Schwert vortrugen und seine Vorschneid
und Mundschenke wurden! Gewiß aber ist, daß beim Hul
gungsbankett ein Schreiben Maria Theresias an die Stän
eintraf, welches die Huldigung für null und nichtig erklärte, u
daß am gleichen Tage insgeheim die Antwort an sie abgin

man habe sich nur der Noth gefügt, man hoffe bald wieder unter ihr mildes Scepter zurückzukommen! Karl Albert kehrte nur die schönen Seiten heraus und suchte die Liebe der Oesterreicher zu gewinnen — gegen den Rath Belleisles, der ihn mahnte, Vorräthe zusammen zu pressen und zunächst nur an die Armee zu denken, auf der sein Heil beruhe; dann erst möge er Milde üben. Von Linz sandte Karl Albert ein Schreiben an die „Erzherzogin Maria Theresia“ nach Wien; es kam uneröffnet zurück mit der Bemerkung, eine solche Person existire in Wien nicht, nur eine Königin von Ungarn und Böhmen.

Friedrich mahnte zum schnellsten Angriff auf Wien. Welch' ein Schlag für Maria Theresia, wenn die Fahnen ihrer Feinde auf den Wällen der Hauptstadt flatterten! Friedrich sandte deshalb den Feldmarschall Samuel von Schmettau, um zur Eile zu treiben. Dieser Schmettau war vor kurzem noch in österreichischen Diensten, galt als der beste Kenner des österreichischen Kriegswesens, hatte sich unter Prinz Eugen hervorgethan und später noch öfter; unter einem hellen Kopfe schlug aber bei ihm ein falsches Herz. Schmettau war unverträglich, rachsüchtig und unterschlug Geld; er war wegen Unterschleifs schon 1735 in Untersuchung gewesen und jetzt fürchtete er wieder vor Gericht gezogen zu werden, weil er über 100.000 Gulden verschleudert hatte. Darum ging er beim Ausbruche des Krieges nach Preußen und legte in einem Schreiben an die Königin seine Stelle nieder Wie erwünscht war der Mann dem Preußenkönig, wie gefährlich konnte er für Oesterreich werden! Friedrich verwandte ihn aber nicht beim Heere in Schlesien, weil er fürchtete, daß man seine Siege dann dem erfahrenen Schmettau zuschreibe, sondern sandte ihn als Rathgeber an Karl Albert. Schmettau drang auf schnellen Angriff Wiens: die Befestigungen seien nichts, man könne die Leopoldstadt schnell besetzen, Wien mit einem

Hagel von Geschossen überschütten, das erschreckte Volk werde dann die Besatzung selber zwingen, die Stadt zu übergeben, und sei Wien genommen, dann falle Böhmen von selber. Der Rath war gefährlich; Karl Albert brach langsam gegen Wien auf. Welch' ein Glück, daß er so säumig war!

Die Hauptstadt des Reiches wollte Maria Theresia um jeden Preis retten und das konnte sie nur, wenn sie Neipperg mit seinem Heere zum Entsatze Wiens absenden konnte. Dann mußte sie aber sich mit Friedrich vertragen. Während sie dies erwog, kam ihr von Lord Hyndford am 15. September 1741 ein Wink zu: Friedrich wäre nicht abgeneigt, Frieden zu schließen, und zugleich kam der von Friedrich dem Engländer in die Feder dictirte Entwurf, der als Grundlage des Friedens dienen sollte. Er lautete: „Ganz Niederschlesien, den Fluß Neisse als Grenze, die Städte Neisse und Glatz gehören uns (den Preußen), jenseits der Oder bleibt die alte Grenze zwischen den Herzogthümern Brieg und Oppeln, Breslau gehört mir; die religiösen Angelegenheiten bleiben wie sie sind; Schlesien bleibt unabhängig von Böhmen und wird auf ewige Zeiten abgetreten. Dafür greife ich nicht weiter an und belagere Neisse nur zum Scheine; der Commandant übergibt dann die Festung und zieht sich zurück. Ich bleibe ruhig im Winterlager und das österreichische Heer kann hinziehen, wohin es will. Der Vertrag muß in zwölf Tagen abgeschlossen sein." Mündlich fügte Friedrich noch bei, der Vertrag müsse geheim bleiben.

Wien mußte um jeden Preis gerettet werden, die Noth drängte, sich mit dem rührigsten und verwegensten Gegner abzufinden; darum gab Maria Theresia sogleich Vollmacht, abzuschließen, nur Neisse und Glatz wünschte sie zu behalten; zuletzt gab sie auch hinsichtlich Neisses nach, wegen Glatz aber nicht;

ebensowenig gab sie zu, daß Friedrich Winterquartiere in Böhmen beziehe.

Am 9. October kam Neipperg mit Friedrich im Starhembergischen Schlosse Kleinschnellendorf zusammen. Neipperg brachte den Generalwachtmeister Lentulus mit und Friedrich den Obersten Goltz und Hyndford. Kein anderer Mensch war zugegen, der französische Gesandte Valori durfte ja nichts davon erfahren; die Verhandlungen sollten verschwiegen bleiben, wie das Grab. Hyndford führte das Protocoll; man kam überein: „Neipperg zieht sich am 16. unbelästigt nach Mähren zurück, der König belagert Neisse zum Scheine, das sich ihm nach 14 Tagen ergibt; Friedrich behält Niederschlesien und Neisse, und Maria Theresia wird es im Frieden feierlich abtreten; ein Theil des preußischen Heeres darf bis Anfangs Mai 1742 in Oberschlesien überwintern, aber nicht brandschatzen oder Recruten ausheben; Friedrich enthält sich aller weiteren Feindseligkeiten gegen Maria Theresia und den Kurfürsten von Hannover; der Vertrag bleibt geheim; Neipperg, Lentulus und Hyndford geben ihr Ehrenwort dafür." Weder der König unterschrieb das über den Vertrag aufgenommene Protocoll, noch Neipperg; Hyndford gab jedem eine Abschrift, Lentulus eilte damit nach Wien.

Friedrich nahm dann Hyndford und Neipperg an ein Fenster und that sehr freundlich und vertraulich mit beiden. Jenem sagte er, er sei kein Feind Georgs II., er werde das Heer unter dem Dessauer aus seiner drohenden Stellung zurückrufen; diesem gestand er offen, er habe sich allerdings mit Bayern, Frankreich und Sachsen verbündet, allein er wolle viel lieber auf gutem Fuße mit Maria Theresia stehen; er möge den Sachsen nicht, noch, daß der Franzose weiter um sich greife. Er rieth Neipperg, sich mit Lobkowitz schnell zu vereinigen und dann

über die Franzosen herzufallen: siege die Königin von Ungarn, so werde er sich vielleicht mit ihr verbinden; unterliege sie, so müsse eben jeder für sich selber sorgen. Noch ward ein Weg besprochen, auf dem man in geheimer Correspondenz mit Wien stehen könne, dann schied man von einander unter Betheuerung der Freundschaft.

Maria Theresia war entschlossen, den Vertrag streng zu erfüllen, sie theilte ihn selbstverständlich ihren Gesandten mit, gebot aber die strengste Geheimhaltung. Neipperg brach am 16. October über Jägerndorf und Troppau nach Mähren auf, sein Nachtrab plänkelte zum Scheine mit den Preußen. Friedrich zog am 17. October vor Neisse, eröffnete die Laufgräben und am 26. die Kanonade; am 31. ergab sich die Stadt, und zog die Besatzung mit allen kriegerischen Ehren ab. Valori, der französische Gesandte in Friedrichs Lager, ward vollkommen getäuscht.

Am 7. November 1741 empfing Friedrich in Breslau die Huldigung, nachdem sein Minister Podewils in einer Anrede auseinandergesetzt hatte, daß der König mehr geliebt, als gefürchtet sein wolle. Als die Stände aber um Erhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten baten, erklärte Friedrich, daß er sie nur erhalten wolle, so fern sie mit den wahren Interessen des Landes verträglich wären; mit anderen Worten, das ständische Wesen paßte nicht zum preußischen Absolutismus, es schlief auch bald ein. Das Generalsteueramt ward sogleich aufgehoben, der König zog die Verwaltung der Landeseinkünfte an sich. Einigen Vertrauensmännern aus dem schlesischen Adel erklärte der König: als Freund der Toleranz wolle er, daß die verschiedenen Confessionen sich gut mit einander vertragen; er werde deshalb ohne Ansicht der Religion im Justizfache Schlesier anstellen, und nur je einen Brandenburger in einem Collegium. Im Finanz-

wesen könne er aber keine Schlesier brauchen; wollten sie sich dazu fähig machen, so müßten sie zuerst im Brandenburgischen die dortigen Einrichtungen kennen lernen. Ein Cataster ward angefertigt, und in kurzer Zeit zog Friedrich 1,856.000 Thaler aus dem Lande. Als die Schlesier gegen diese Höhe der Auflagen Verwahrung einlegten, ward ihnen entgegnet: Seine Majestät besitze das Land jure belli derart, daß alles, was den Einzelnen in den Händen gelassen wäre, eigentlich Seiner Majestät gehöre, bis auf das wenige, was Allerhöchstdieselben aus lauter Gnade ihnen vergönnten. Wie viele Schlesier sehnten sich nicht nach der milden österreichischen Regierung zurück! Von Breslau eilte Friedrich nach Berlin, er brachte eine Provinz mit sich, er ward natürlich mit Jubel empfangen! Durch Bruch der Verträge hatte er Niederschlesien gewonnen, durch Wortbruch an seinen Verbündeten hatte er den Kleinschnellendorfer Vertrag geschlossen und Neisse erlangt; bald sollte sichs zeigen, daß er eine gleiche Treulosigkeit gegen die Oesterreicher mit dem Kleinschnellendorfer Vertrag gleich von Anfang an beabsichtigt hatte.

Allerdings mißtraute Friedrich den Franzosen mit Grund. Er hatte Schmettau an Karl Albert gesandt, um ihn zur schnellen Besitznahme von Wien anzutreiben. Karl Albert war auch anfangs Feuer und Flamme für diesen Plan; dem widersprach aber der Marquis von Beauvau, der französische Bevollmächtigte bei Karl Albert. Als Schmettau den Marquis vom wahrscheinlichen Gelingen der Eroberung Wiens vertraulich zu überzeugen suchte, entgegnete ihm Beauvau ebenso vertraulich: „Aber dann braucht uns ja dieser Mensch nicht mehr, und das wäre gegen unseren Vortheil.“ Frankreich wollte also kein starkes Bayern an der Stelle des zu zertrümmernden Oesterreich, sondern nur ein vergrößertes Preußen, ein vergrößertes Sachsen,

ein vergrößertes Bayern, ein gelähmtes Oesterreich; alle vier sollten, auf einander gleich eifersüchtig, gleich ohnmächtig, stets an der französischen Leine gehen. Auch Karl Albert äußerte sich später: „Die Franzosen wollen die Gaise und das Kraut erhalten, den einen durch den anderen aufreiben, um selber den Löwenantheil zu bekommen.“ Friedrich sollte in Schlesien nicht zu mächtig werden! Eines Tages fiel dem französischen Gesandten Valori während des Gespräches mit Friedrich, ohne daß er es bemerkte, ein Papier aus der Tasche, Friedrich bedeckte es sogleich mit dem Fuße; der Gesandte entfernte sich, Friedrich öffnete das Schreiben, es enthielt die Weisung an den Gesandten, alles zu thun, daß Friedrich Glatz nicht bekomme. Friedrich wollte nun den Franzosen im Betrügen zuvorkommen, zugleich war er aber entschlossen, auch Oesterreich zu täuschen. Maria Theresia dagegen meinte es ehrlich. Franz Stephan schrieb sogleich nach dem Kleinschnellendorfer Abkommen vertraulich an den Preußenkönig; dieser aber verhöhnte den Schreiber. Das Gefühl des Unrechts, das er an Oesterreich begangen, ließ ihn nicht glauben, daß Oesterreich es je ehrlich mit ihm meinen könne. Darum war er gleich anfangs entschlossen, den Vertrag von Kleinschnellendorf zu brechen. Den Vorwand dazu verschaffte er sich in der Bedingung, daß der Vertrag verschwiegen bleiben müsse. Dies war unmöglich, das Geheimniß lag in der Luft, jeder scharfsinnige Kopf konnte es errathen. Friedrich sagt selber: „Ich hatte Grund, dem Hofe zu Wien, dessen Gesinnung mir bekannt war, zu mißtrauen. Ich hielt es darum für klug, über den Vertrag ein unverbrüchliches Stillschweigen zu verlangen; ich sah voraus, daß sie es nicht halten würden, und das sollte mir dann Anlaß geben, selber den Vertrag zu brechen.“ Der eigentliche Zweck der ganzen Betrügerei war, die wichtige Festung Neisse ohne Kampf zu erlangen, sich in Schlesien zu

befestigen und sein erschöpftes Heer ausruhen zu lassen. Kaum hatte Friedrich dies erreicht, so fuhr er Lord Hyndford in Berlin an: „Der Hof in Wien hat unser Geheimniß ausgeplaudert,“ während dieser doch all' seinen Agenten das tiefste Geheimniß zur Pflicht gemacht hatte, so daß nicht einmal der schlaue Belleisle bestimmte Vermuthungen vom Vertrage hatte.

11.

Die Eroberung von Prag.

Doch wenden wir uns nach Böhmen, das jetzt der Schauplatz des Krieges wurde! Nach Böhmen treibt den Kurfürsten nicht blos der Rath der Franzosen, sondern insbesondere die Sorge vor den Sachsen, welche 21.000 Mann stark entlang der Elbe in Böhmen eingerückt waren. Keiner der Verbündeten traut dem anderen; und wer steht Karl Albert dafür, daß die Sachsen nicht Böhmen für sich behalten? Also bricht er von Linz gegen Böhmen auf. Die Vorhut der Bayern und Franzosen steht unter dem Grafen Moriz, dem nachmaligen Marschall von Sachsen, demselben, der später als einer der ersten Krieger Frankreichs glänzen sollte. Ein natürlicher Sohn des Kurfürsten August des Starken und der schönen Aurora von Königsmark war Moriz schon als Knabe seiner Mutter davongelaufen, um unter Prinz Eugen der Belagerung von Lille beizuwohnen. Später hatte er sich im Kriege gegen die Türken hervorgethan und bei der Belagerung Stralsunds im Jahre 1715 gefochten. Seit 1720 stand er in französischen Diensten, mit Kriegsstudien und Abenteuern beschäftigt. Jetzt zog er von St. Pölten gegen Mautern, setzte dort auf einer Schiffbrücke über die Donau und schlug den Weg gegen Budweis ein. Am 22. September war die Hälfte des bayrisch-französischen Heeres von Linz nach

Enns gezogen, in Ybbs hatte Karl Albert am 11. October die Nachricht erhalten, daß zehn Regimenter aus Italien durch Kärnthen und Tyrol gegen Bayern marschirten; er sandte darum vier Bataillone zur Vertheidigung seines Landes zurück; auch vom Heere, das sich in Amberg sammelte, wurden drei Bataillone und drei Schwadronen nach Bayern zurückgeschickt. Karl Albert selber überschritt die Donau bei Mauthhausen und wandte sich über Freistadt nach Böhmen; ebendahin zog eine Abtheilung Franzosen von Donauwörth aus unter Polastron. Also vier Armeen, ungefähr 80.000 Mann stark, haben alle Prag zum Ziele; aber auch Neipperg, der jetzt aus Schlesien heranrückt, zieht auf Prag los. Leider geht er mit allzu bedächtiger Langsamkeit vorwärts, hält er zu viele Rasttage. Freilich sind auch Wetter und Wege schlecht, nicht genug Wagen und Lebensmittel vorhanden. Am 7. November traf Neipperg in Znaim ein, wo Maria Theresias Gemahl Franz Stephan harrte, um den Oberbefehl zu übernehmen. In Neuhaus stieß Feldmarschall Christian Lobkowitz mit seinen Regimentern zu ihnen, und das österreichische Heer war jetzt 40.000 Mann stark, worunter 13.000 Reiter, also im Stande, einen tüchtigen Schlag auszuführen, jedenfalls Prag zu retten, wenn rasch vorangegangen wurde. Darauf drang Maria Theresia: „nicht zu viel tandeln," schrieb sie; Prag müsse um jeden Preis gerettet werden. Leider rastete man wieder vier Tage in Neuhaus und traf erst am 23. in Tabor ein. Was nützte es, daß man ein fliegendes Corps unter Feldmarschall-Lieutenant Kolowrat zur Verstärkung nach Prag entsandte, es war für den Zweck zu wenig! Graf Ogilvy, der Commandant von Prag, hatte nur 2500 neu eingereihte und noch wenig geschulte Soldaten zur Verfügung, die überdies seit sechzehn Tagen ohne Ablösung im Dienste standen. Die Studenten waren willig, aus den Bürgern

aber konnte er wenig machen, und so ließ sich denn das Schicksal Prags voraussehen.

Am 19. trafen verschiedene feindliche Abtheilungen vor Prag ein, am 23. bezog der Kurfürst sein Lager auf dem weißen Berge. Die Oesterreicher waren nicht mehr ferne, in Beneschau, an eine regelmäßige Belagerung war also zunächst nicht zu denken; Schmettau, Graf Moriz von Sachsen und Rutowski, ebenfalls ein unehelicher Sohn August des Starken, drangen auf einen Handstreich. Bayern und Franzosen wollten anfangs nichts davon wissen; als aber Rutowski erklärte, dann werde er Prag allein nehmen, so mochten Bayern und Franzosen dies nicht zugeben, und so ward denn der Angriff auf die Nacht vom 25. verabredet. Es sollten zwei Hauptangriffe gegen das Karlsthor auf dem Hradschin und gegen den Pořič der Neustadt durch zwei Scheinangriffe gegen das Reichsthor auf dem Laurenzerberge und gegen das Kornthor verdeckt werden. Es war eine schöne Mondnacht, deren Stille plötzlich durch eine furchtbare Kanonade unterbrochen wurde. Während die Besatzung sich dahin wandte, woher der Hauptangriff zu kommen schien, erkletterte der Oberstlieutenant Chevert mit seinen Grenadieren den Wall auf zwei Leitern. Eine derselben brach; auf die zehn Grenadiere, die schon oben waren, gab die Schildwache Feuer, Chevert ließ seine Soldaten sich auf die Brustwehr niederlegen; die gebrochene Leiter war bald brauchbar gemacht, andere rückten nach, die Wache ward überwältigt, das Neuthor geöffnet und Moriz von Sachsen drang an der Spitze der französischen Cavallerie auf den Altstädter Ring. Viel heftiger war der Kampf beim Karlsthor, gegen welches Graf Karl Rutowski seine Sachsen anführte. Diese bekamen eine volle Lage, fünfzig fielen, die anderen flohen zurück. Doch sammelten die Officiere ihre Leute wieder, das Thor ward genommen, und

Ogilvy mußte sich sammt der Besatzung, von der übrigens nur acht Mann im Kampfe geblieben waren, kriegsgefangen ergeben. Auch die Bürger Prags hatten an dem Kampfe Theil genommen, 8000 von ihnen die Wälle besetzen müssen und der kurze Nachtkampf hatte 21 Opfer gekostet; allein nachdem die Thore geöffnet waren, hatten sie sich sogleich in ihre Häuser begeben und niemand fragte nach ihnen. Die Eroberer hielten strenge Mannszucht. „Nie hat eine Stadt", versichert der gleichzeitige Geschichtschreiber Pelzel, „die mit Sturm eingenommen worden, so wenig gelitten; es wurde kein Haus geplündert, keinem Bürger ein Leid zugefügt." Um 8 Uhr früh gingen die Einwohner bereits wieder ihren Geschäften nach.

In Paris erregte die Eroberung Prags unermeßlichen Jubel! Für Maria Theresia war sie ein schmerzlicher Schlag, Thränen entstürzten ihr, doch erhob sich ihre Seele bald wieder zu kühnen Entschlüssen: „Mein Vorsatz ist gefaßt", schrieb sie, „alles aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen eure Maßregeln gerichtet sein. Eher sollen alle meine Heere vernichtet werden, als daß ich irgend etwas abtrete. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, daß ich alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleide." Man sieht, wie ihr edles Herz voll tiefen Gefühls für die Leiden ihrer Unterthanen im Widerstreite ist mit ihrem kühnen Geiste. Franz Stephan faßte jetzt den klugen Entschluß, die Gebirgslandschaften und Hochebenen von Strakonitz bis Moldautein zu besetzen, und dem Feinde dadurch die Verbindung mit Oberösterreich abzuschneiden. Den Rücken hatten die Oesterreicher gegen die Donau gekehrt, der rechte

Flügel war durch die Moräste bei Wittingau gedeckt, der linke von der Moldau und von Budweis, die Front von Tabor. So deckten sie das Unternehmen Khevenhüllers gegen die Franzosen an der Donau, stießen an Oesterreich, woher sie fortwährend Lebens- und Hilfsmittel bezogen, und behielten doch einen Fuß in Böhmen. Friedrich II. spricht sein hohes Lob über die Wahl dieser Stellung aus.

Belleisle, der am 29. November in Prag eintraf, sah die Nothwendigkeit ein, die Oesterreicher aus einer so vortheilhaften Stellung zu vertreiben: man müsse um jeden Preis die freie Verbindung mit Linz wieder herstellen. Auch Friedrich II. sandte Leopold von Dessau nach Prag, obschon er mit den Oesterreichern den Vertrag von Kleinschnellendorf abgeschlossen hatte. Preußen, Sachsen, Franzosen, Bayern, alle müßten sich aufmachen, um die Oesterreicher zu vertreiben. Belleisle jubelte: jetzt sehe man, daß das Gerücht von der Ausgleichung Friedrichs mit Maria Theresia grundlos sei. Karl Albert aber schwelgte wieder in einem kurzen Traume von Macht und Herrlichkeit. Vor kurzem hatte er sich als Erzherzog von Oesterreich huldigen lassen, jetzt am 7. December 1741 ließ er sich in den Straßen Prags durch einen Herold als König von Böhmen ausrufen. Einige von den böhmischen Herren erschienen, um ihm ihre Aufwartung zu machen, und wurden gnädigst aufgenommen; die Bürger der drei Prager Städte dagegen wurden mit einer Rüge abgewiesen, weil sie nach ihrem alten Gebrauche und ihrer Freiheit mit dem Degen an der Seite erschienen waren. Den 19. December bestimmte Karl Albert zur Huldigung. Leider war es kein geringer Theil des böhmischen Adels, der von seiner rechtmäßigen Herrscherin abfiel und sich beim Eroberer zur Huldigung drängte, sich um Ehrenämter bewarb! Es wurde auch ein Landtag gehalten, der das eigenthümliche hatte, daß

der Vortrag in französischer Sprache verlesen ward; man verlangte und erhielt von den böhmischen Ständen für das erste Halbjahr 6,000.000 Gulden.

12.

Karl Albert wird Kaiser.

Unmittelbar darauf reiste der neue König nach München, noch höheren Ehren, denen des Kaiserthumes, entgegen sehend. Der Weg ging über Dresden, wo er den König von Polen besuchte. Am 3. Januar traf Karl Albert in München ein, gab schnell einige nöthige Anordnungen, eilte dann zu seinem Vetter, dem Kurfürsten von der Pfalz, nach Mannheim, um die Kaiserwahl abzuwarten. Belleisle, der von Prag wieder nach Frankfurt geeilt war, hatte hier alles angewendet, um seinem Schützlinge die Krone zu sichern. Am 24. Januar 1742 fand die Wahl statt; Bayern und Pfalz, Cöln, Sachsen und Brandenburg waren an und für sich schon einig, Mainz und Trier wurden durch Drohungen eingeschüchtert, Hannover hatte den bekannten Vertrag geschlossen und so wurde Karl Albert einstimmig gewählt. Die böhmische Wahlstimme ward durch Beschluß des Kur-Collegiums außer Kraft gesetzt.

Am 12. Februar wurde der neue Kaiser von Frankreichs oder Belleisles Gnaden gekrönt; er nannte sich Karl VII. Ein Anwesender schreibt über die Krönung: „Als die Ceremonien in der Kirche zu Ende waren, ging der Kaiser zu Fuß auf einer von Brettern gemachten Brücke, welche mit schwarz, blau, gelb und weißem Tuche bedeckt war, bis nach dem Rathhause. Hier hätten Sie das neue Oberhaupt des deutschen Reiches in der Kleidung der alten Kaiser, mit der Krone des großen Kaisers

Karl auf dem Haupte, sehen sollen! Diese Krone soll wenigstens 14 Pfund wiegen; also daß man es in der That eine Last nennen kann, die Kaiserkrone zu tragen. Rechnet man dazu noch den Mantel, das Kleid, die Fußsohlen und den ganzen heiligen Ornat, der nach der alten Mode mit Gold und Perlen besetzt ist, so macht dieses alles ein rechtes Geschleppe aus, welches den Gang des Kaisers nicht wenig beschwerte, zumal derselbe ohnedem sich nicht wohlauf befand und während dieser Herrlichkeiten mit einer starken Kolik geplagt wurde. O wie sehr betrügt man sich, wenn man einer Krone die höchste menschliche Glückseligkeit zuschreibt! In diesem Aufzuge kam der Kaiser unter stetem Zurufen auf das Rathhaus. Die Leibwachen, die Soldaten, die Bürger, alles hatte Mühe, der eindringenden Macht des Pöbels Widerstand zu leisten. Es galt demselben um das Tuch, womit die Brücke belegt war, welches gleich hinter dem Kaiser eiligst weggeschnitten wurde. Nachdem der Kaiser sich in einem besonderen Zimmer ein wenig ausgeruht hatte, zeigte er sich an einem Fenster in dem großen Saale, um die Verrichtungen der Erzämter mit anzusehen. Er begrüßte die Frau Belleisle, welche nebenan im Hause von Limpurg am Fenster lag, und winkte ihr huldreich mit der Hand, als ob er ihr gleichsam damit ihren Antheil an dem allgemeinen Frohlocken anweisen wollte." Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs geistreiche und boshafte Schwester, die damals ebenfalls in Frankfurt war, schreibt über die Festlichkeiten: „Der arme Kaiser konnte nicht der ganzen Freude genießen, welche diese Ceremonie ihm eigentlich einflößen mußte. Er litt furchtbar an der Gicht und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Die Kaiserin ist von kleiner Gestalt und so umfangreich, daß sie wie eine Kugel aussieht." Feste folgten auf Feste, natürlich auf Kosten der Franzosen, denn der Bayer hatte ja kein Geld; so am 28. ein Maskenball, auf

welchem Kur-Cöln mit Wilhelmine tanzte! Kaisermacher Belle-isle spielte natürlich die große Rolle.

Also Erzherzog von Oesterreich, König von Böhmen und römischer Kaiser und doch im Ganzen ein armer Mann, den der Purpur schwer drückt, und auf die schwindelnde Höhe folgt der tiefe Fall und das Ende in Armuth und Noth und der Tod am gebrochenen Herzen!

13.

Die Oesterreicher in München.

In die Festklänge zu Frankfurt tönte auf einmal der Schreckensruf: „Die Oesterreicher sind in München!“ So war es in der That. Während Karl Albert fremdem Gute und dem Phantome der Kaiserkrone nachjagte, verlor er sein Stammland; während er die Weltkugel, das Zeichen, daß alles seiner Herrschaft unterworfen sei, in der Hand trug, hatte er keinen Flecken Land mehr, den er sein eigen nennen konnte! Darum erschien auf einer Denkmünze jener Zeit auf der einen Seite das Bildniß Franz Stephans mit der Umschrift: „Aut Caesar aut nihil“ (entweder Kaiser oder nichts), auf der anderen Seite war das Bildniß Karls VII. mit der Umschrift: „Et Caesar et nihil“ (sowohl Kaiser als nichts). Während in Böhmen Vorpostengefechte zwischen beiden Parteien vorfielen, verließ Khevenhüller mit 15.000 Mann gegen Ende December 1741 Wien und warf in wenigen Tagen die vorgeschobenen Posten der Franzosen und Bayern nach Linz zurück. Menzel, Bärenklau und Trenk zeichneten sich namentlich darin aus, die Franzosen zu überraschen; in wenigen Tagen hatten sie ihnen 1643 Mann getödtet oder gefangen genommen. Khevenhüller verstand es trefflich, die neu ausgehobene Mannschaft mit

den regulären und geschulten Truppen wirksam zu vereinigen. In der höchsten Noth hatte Maria Theresia beschlossen, Italien sich selbst zu überlassen und die dort stehenden Regimenter nach Oesterreich zurückzurufen. Am 12. December trafen sie in Villach ein, Ende December vereinten sie sich mit dem Heere Khevenhüllers in Waidhofen. Dieser fühlte sich jetzt stark genug, Linz anzugreifen und eine Abtheilung unter Bärenklau, einem umsichtigen und höchst thatkräftigen Führer, gegen Schärding zu entsenden.

Linz war als strategischer Punct für die Feinde sehr wichtig und sie suchten es natürlich um jeden Preis zu halten. Zuerst erzwang jedoch Khevenhüller in glänzender Weise den Uebergang über die Enns, dann folgte vom 2. Januar eine Reihe von Kämpfen um Linz, um welches die Franzosen gute und starke Feldverschanzungen gebaut hatten. Als der französische Commandant Segur zur Uebergabe aufgefordert wurde, erklärte er, den nächsten, der ihm etwas derart sagen würde, aufhängen zu lassen. Ein Ausfall folgte dem anderen, sie wurden alle zurückgeschlagen; am 23. Januar nahmen die Oesterreicher schon die Vorstädte, da schlug Segur Chamade; die Franzosen übergaben die Stadt und durften gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Oesterreich zu kämpfen, frei abziehen. „Die Welt hörte zum Erstaunen", sagt Friedrich II., „daß 15.000 Oesterreicher 15.000 Franzosen in Linz blockirten. So sehr kann ein einzelner Mann seinem Heere das Uebergewicht über die Truppen seines Feindes verschaffen."

Indessen hatte Bärenklau am 7. Januar 1742 Schärding, das Thor von Bayern, genommen. Die Regierung bot in der Noth Landfahnen und Schützen auf — umsonst! Menzel erklärte, daß er sie nicht als Milizen behandeln, sondern mit Schwert und Feuer wüthen werde, wo die Bauern sich gegen

ihn erheben würden. Der bayrische General Törring eilte
Böhmen herbei, wollte in der Nacht vom 16. auf den 17. Jan
Schärding überfallen, allein Bärenklau war wachsam; der V
such mißlang und der kühne unternehmende Mann ging
gleich von der Vertheidigung zum Angriff über und warf
Bayern bis an den Rottfluß. Dort kamen sie zwischen Bä
klau und Menzel in die Mitte; ein panischer Schrecken erg
die Bayern, sie warfen die Gewehre weg, jeder suchte sic
retten, wie er konnte, eine Menge wurde niedergehauen.
Oesterreicher eroberten 5 Kanonen, 1 Haubitze und 10 Fah
Am 25. Januar nahm Bärenklau Passau und Oberhaus
gewann 50 Kanonen. Am 12. Februar erschien Me
vor den Mauern von München. Die Stadt ergab sich,
Menzel Sicherheit der Person und des Eigenthums, Acht
der städtischen Freiheiten, Schonung der kurfürstlichen Schlö
versprach und daß kein Bayer in österreichischen Kriegsdi
gezwungen werden solle. Nirgends leisteten die Bayern n
Widerstand oder sie wurden, wie bei Mainburg, beim er
Anlaufe auseinandergesprengt. Das Landvolk ward entwaff
Schon wollte Khevenhüller die Franzosen angreifen, die u
Harcourt heranrückten, als er einen Theil seines Heeres ge
die Preußen nach Mähren entsenden mußte. Der seines Sta
landes beraubte Kaiser hatte einen Nothschrei an seine Verb
deten gesandt, ihn in der Bedrängniß nicht zu verlassen,
besondere an Friedrich II., er solle ihn durch einen Einfall
Mähren oder Böhmen retten.

14.

Friedrich II. bricht den Kleinschnellendorfer Vertrag.

Friedrich II. vollzog jetzt den Wortbruch, den er bei Abschließung des Kleinschnellendorfer Vertrages gleich von Anfang im Sinne gehabt. Sobald er den Vortheil desselben im sichern hatte, brach er sein Wort. Am 28. October schloß er ein noch innigeres Bündniß mit Frankreich, am 30. zogen seine Truppen in Neisse ein, am 1. November ging er mit dem Sachsen — dem „König von Mähren!" — ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß ein. Am 4. November schloß er in Breslau einen neuen Vertrag mit Karl Albert, worin er ihm seine Stimme zur Kaiserwahl versprach, wofür ihm Karl Albert als König von Böhmen die Grafschaft Glatz, die aber sammt der Veste Glatz den Oesterreichern erst entrissen werden mußte, um 400.000 Thaler überließ und ihm zugleich für seine Staaten das „jus de non appellando" und freie Werbung durch ganz Deutschland versprach. Also Friedrich riß sich in diesem Vertrage los vom Reichsverbande, denn man durfte jetzt nicht mehr von ihm an den Kaiser appelliren, und der schwache Karl Albert gab wichtige Reichsrechte auf, um Kaiser zu bleiben und König von Böhmen zu werden! Friedrich hatte also im nämlichen Augenblicke, in dem er mit Maria Theresia einen Vertrag abgeschlossen hatte, ihre Feinde ermuthigt und aufgefordert, sich auf sie loszustürzen. „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist", schreibt er an seinen Minister Podewils, „so wollen wir ehrlich sein; ist es hingegen nothwendig zu täuschen, so seien wir Betrüger." Im Vertrag von Kleinschnellendorf hatte Friedrich stillschweigend Maria Theresia als Königin von Böhmen anerkannt, nichts desto weniger schickte er gleich nachher den Prinzen

Leopold von Dessau mit 12.000 Mann nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. Am 26. November griff er einzelne Abtheilungen der Oesterreicher an und gab Schwerin Befehl, Troppau wegzunehmen, und dem Dessauer, Glatz einzuschließen; müßten sie sich aber vor den Oesterreichern zurückziehen, so sollten sie das Land so ruiniren, daß die Oesterreicher keinen Unterhalt mehr darin fänden. Am 27. December besetzte Schwerin Olmütz, dessen Besatzung zu schwach war zum Widerstande und nach Vertrag frei abzog, und nahm Winterquartiere in Mähren. In Böhmen aber lagen den Winter von 1741 auf 1742 über fünf verschiedene Kriegsvölker im Quartier: die Oesterreicher, die in Budweis standen; Franzosen, Bayern und Sachsen, die im allgemeinen gute Mannszucht hielten, so daß sich die Einwohner nicht zu beklagen hatten; endlich 12.000 Preußen in Königgrätz, Pardubitz, Leitmeritz und Bunzlau unter dem alten Dessauer. Der aber hauste in Böhmen wie in Feindesland, hob junge Burschen gewaltsam aus und steckte sie in preußische Regimenter, und raubte und plünderte trotz einem Schweden im dreißigjährigen Kriege; konnte er doch in kurzer Zeit dem Könige 60.000 Thaler als seinen Antheil am Raube senden. Der neue Böhmenkönig, Karl Albert, beschwerte sich bitter bei Friedrich, daß man seine Unterthanen in Verzweiflung bringe. Friedrich schrieb nun an den Dessauer, er solle mehr methodisch verfahren und das Huhn rupfen, ohne daß es schreie.

„Der Einmarsch in Mähren", schreibt Friedrich von sich selbst, „war das einzige, was die Umstände erlaubten, weil dadurch der König sich nothwendiger machte und sich in die Lage versetzte, von beiden Parteien gleich dringend gesucht zu werden. Daher entschloß er sich zu dieser Unternehmung, wobei er sich zugleich vorsetzte, so wenig als möglich von seinen eigenen

Truppen, und so viel als möglich von den Alliirten zu verwenden." Khevenhüller sollte gezwungen werden, von Linz abzustehen, oder Broglie Luft gemacht werden, den Bayern zu Hilfe zu kommen.

Am 20. Januar 1742 war Friedrich II. in Dresden, um die Sachsen zu einem Einfall in Mähren anzutreiben: „von allen Seiten her müsse man die Standquartiere der Oesterreicher überfallen, Broglie solle von der Seite von Frauenberg angreifen und die Preußen und Sachsen sie bei Iglau in die Flanke nehmen." Moriz von Sachsen und Brühl trauten Friedrich nicht recht, schützten den Winter und Mangel an Lebensmitteln vor. Während dieser Verhandlungen trat August III. in das Zimmer. Friedrich schildert nun sich selber wie einen Theriakkrämer, der seine Waare aufs bestmöglichste anpries und vorzüglich darauf bestand, daß der König von Polen niemals Mähren bekommen würde, wenn er sich nicht die Mühe gebe, es zu nehmen, „August III. sagte zu allem ja und sah dabei aus, als wäre er überzeugt; doch war etwas in seinem Blicke, welches Langeweile anzeigte. Brühl, den dieses Gespräch beunruhigte, unterbrach es, indem er seinem Herrn ankündigte, die Oper würde anfangen. Nun hätten zehn Königreiche, die zu erobern gestanden, den König von Polen nicht eine Minute länger zurückgehalten." Am andern Morgen gewann Friedrich des Königs Liebling Guarini und erreichte seinen Zweck, siegte über die üble Gesinnung des Grafen Brühl, über die Bedenken des Moriz von Sachsen und über die Unentschlossenheit Augusts III. „Ich will Bayern retten und die Franzosen in Linz," war des Königs Rede, „verweigert Ihr mir die Hilfe, so wasche ich meine Hände in Unschuld." Natürlich gab der König von Preußen beim gemeinsamen Unternehmen den Ton an; denn „wo der König von Preußen erscheint, muß er commandiren."

Von Dresden eilte Friedrich nach Prag, um alles verabreden. Broglie, der französische Commandant na Belleisles Abgang nach Frankfurt, wollte wenig von de Plane wissen, er traute Friedrich nicht. Deßungeachtet kam ei Verabredung zu Stande. Von Prag eilte Friedrich durch sei Standquartiere in Böhmen; unterwegs erfuhr er, daß Gl übergegangen sei, nämlich die Stadt, die Citadelle hielt sich no bis zum 28. April. Oberstlieutenant Fontanella und sei 2000 Oesterreicher thaten ihre Pflicht gleich Helden mit beispi loser Ausdauer und wurden nur durch den Hunger bezwunge von 2000 waren zuletzt nur noch 260 dienstfähig, und v diesen trafen nur noch zehn gesund in Brünn ein!

Am 28. Januar war Friedrich in Olmütz. Dort wollte sein Heer sammeln, 15.000 Preußen, 13.000 Sachse 5000 Franzosen; er gedachte mit diesen 33.000 Mann Mar Theresia Böhmen und Mähren zu entreißen, zugleich Linz retten und für sich selber neue Vortheile herauszuschlagen. Do Linz war schon übergegangen. Maria Theresia bot 40.000 U garn auf, eine Abtheilung derselben solle durch Hradisch Mähren eindringen, die andere durch den Paß von Jablun gehen und in Oberschlesien der preußischen Armee in den Rück fallen, während Lobkowitz aus Böhmen anrücken würde, d selben von vorne anzugreifen. Friedrich sandte seine Reiter die ungarische Grenze, seine Husaren drangen bis Stocker vor. Am 5. Februar brach Friedrich selber von Olmütz auf, Großbidesch vereinte er sich mit Franzosen und Sachsen, li Brünn, das General Roth vertheidigte, links liegen und such Iglau mit dessen großen Kriegsvorräthen zu nehmen. Lobkow zog sich nach Neuhaus zurück und rettete seine Magazine. hätte manches geschehen können, wäre nur Einigkeit unter d Verbündeten gewesen; aber die Sachsen waren einmal unz

frieden, daß sie hinter den Preußen herziehen müßten und dann in den Quartieren, in welchen die Preußen alles ausgeraubt hatten, nichts fanden. In Iglau wollten die Sachsen nicht weiter, sie hätten jetzt festen Fuß in Mähren und das genüge. Der König erwirkt von Dresden neuen Befehl, daß die Sachsen vorrücken; man will Brünn nehmen, das Roth tapfer vertheidigt, es fehlt aber an schwerem Geschütz. Friedrich klagt: „Man hat den König von Polen um Kanonen gebeten, er schlug sie ab, weil es ihm an Geld fehle, und doch hatte er so eben 400.000 Thaler zum Ankaufe eines großen grünen Diamanten verwandt!“ Endlich ziehen die Sachsen von Friedrich ab, um zu Broglie zu stoßen, der in seiner eigenen Stellung bedroht ist. Und nun zog sich ein Gewitter gegen Friedrich zusammen. Herr von Bülow, so erzählt König Friedrich selbst, der als sächsischer Minister dem Könige folgte, sagte ihm, als er ihn im Begriffe sah, Mähren zu verlassen: „Aber Sire, wer wird denn meinem Herrn die Krone aufsetzen?“ Der König antwortete ihm: „Man gewinnt keine Kronen, als nur mit grobem Geschütze, und es ist der Sachsen eigene Schuld, wenn es ihnen zur Einnahme von Brünn daran gefehlt hat.“ Friedrich mußte eilen, um seine Quartiere in Böhmen zu erreichen. Mit den anziehenden Oesterreichern erhoben sich überall die erbitterten Mährer gegen die Sachsen und ihn. Von den Sachsen, nachdem sie sich von den Preußen getrennt hatten, erreichten kaum 7000 Böhmen. Die Preußen mußten sich in den Dörfern, wo sie übernachteten, immer verbarrikadiren. Friedrich ist erbittert über den ganzen Gang der Dinge: „Mähren,“ schreibt er an seinen Freund Jordan, „ist ein böses Land, und konnte wegen Mangels an Lebensmitteln nicht behauptet werden; die Stadt Brünn konnte nicht genommen werden, weil die Sachsen keine Kanonen hatten, und wenn man eine Stadt haben will, muß man zuerst ein Loch

machen, um hineinzukommen. Uebrigens ist das Land so verwüstet, daß die Oesterreicher sich darin nicht halten können." Später schrieb er: „der Winterfeldzug in Mähren mißlang, weil die Franzosen wie Narren sich benahmen, und die Sachsen wie Verräther."

15.

Die Schlacht bei Czaslau. Der Friede von Breslau.

An der Spitze des österreichischen Heeres, das jetzt gegen Friedrich anrückte, stand nicht mehr Neipperg, sondern der Bruder von Franz Stephan, Prinz Karl von Lothringen. Weil der Kleinschnellendorfer Vertrag ein Geheimniß war, so litt Neipperg unter dem falschen Verdachte, er habe Schlesien an Preußen überliefert, und Maria Theresia konnte ihn nicht mehr im Commando belassen; sie ernannte ihn deshalb zum Statthalter in Luxemburg und schenkte ihm bis an sein Ende ihr Vertrauen.

Prinz Karl war anfangs unschlüssig, was er thun solle. Er schrieb nach Wien: „Rücke ich nach Iglau gegen die Sachsen, so wird Broglie in meinem Rücken Budweis nehmen und mir die Verbindung mit Oberösterreich abschneiden, und da die Preußen gegen Znaim im Marsch sind, so verliere ich zugleich die Verbindung mit Mähren. Wende ich mich gegen die Preußen, so muß ich Böhmen verlassen; die Franzosen werden mir folgen und da der größte Theil meiner Truppen aus Böhmen besteht, so ist ein starkes Ausreißen bei Verlaß des Landes zu befürchten. Greife ich die Franzosen an, so können sich die Preußen und Sachsen hinter meinem Rücken bei Freistadt vereinigen." Ein Kriegsrath am 4. März in Neuhaus entschied, daß man sich zum Schutze von Wien und Oesterreich gegen die Sachsen und Preußen

wenden müsse. Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne, der nicht beim Kriegsrath war, erklärte sich wider den Zug gegen die Sachsen und Preußen; man solle sich schnell auf Broglie werfen, ihn schlagen, die Sachsen würden dann von selbst sich zurückziehen, und die sich selbst überlassenen Preußen würden sich hüten, weiter vorzurücken. Nach Beschluß des Kriegsrathes ließ man denn 10.000 Mann unter Lobkowitz in Böhmen, das Hauptheer wandte sich, 30.000 Mann stark, nach Mähren, das Friedrich jetzt verlassen mußte. Von seinem Nachtrab nahmen die Oesterreicher 60 Kanonen und 600 Wagen weg, während sie selber überall von den Mährern mit Jubel empfangen wurden. Mit Mühe erreichten die Preußen Chrudim in Böhmen, wo sie ihre Magazine hatten, und Friedrich Verstärkungen aus Schlesien an sich zog. Während dessen ging Eger an die Franzosen verloren; Broglie wollte den Rücken frei haben und sandte darum Moriz von Sachsen gegen diese wichtige Festung, die Oberst Doffing mit 809 Oesterreichern, meist Invaliden, umsichtig und entschlossen vom 2. bis 22. April vertheidigte. Erst als die Stadt unmöglich länger zu halten war, capitulirte er und zog mit 700 Mann, mit Gewehr und Gepäck und kriegerischen Ehren ab.

Der Feldzug in Mähren war fehlgeschlagen, mit Franzosen und Sachsen stand Friedrich auf gespanntem Fuße, darum drückte er jetzt Lord Hyndford seine Geneigtheit aus, Frieden zu schließen. Noch immer waren die Engländer der Ansicht, Maria Theresia müsse sich mit Friedrich vertragen, dann erst könne man gemeinsam die Franzosen demüthigen; darum suchten sie noch immer, zwischen beiden zu vermitteln. Friedrich verlangte Oberschlesien und Glatz, denn ohne dieses sei Niederschlesien nicht zu behaupten, zudem zwei Kreise in Böhmen an der oberen Elbe. Hyndford entgegnete, Friedrich solle dann mit

seinem Heere auf die Seite Maria Theresias treten. Das verwarf der König unbedingt: „Wenn die Königin nicht stark genug ist, Franzosen und Sachsen zurückzuweisen, wie will sie ihnen widerstehen, wenn ich mit ihnen verbunden bin? Fühlt sie sich stark genug, uns allen Widerstand zu leisten, so muß sie um so leichter jene allein besiegen. Meinen Beistand braucht sie nicht, meine Neutralität schon verschafft ihr den Sieg." Man konnte sich also nicht einigen und eine Schlacht mußte entscheiden. Karl von Lothringen erhielt Befehl in Böhmen einzurücken, die Preußen zu schlagen und Prag zu erobern; er nahm seinen Weg durch Deutschbrod und Zwittau und suchte sich zwischen Prag und die Preußen zu stellen. Friedrich gedachte durch einen Sieg den Abschluß des Friedens zu beschleunigen und eilte ihm entgegen. Beide Heere zogen auf Kuttenberg zu, die Preußen von Osten nach Westen, die Oesterreicher von Süden nach Norden. Wo sich ihre Wege begegneten, mußte es zur Schlacht kommen. Dies geschah am 17. Mai 1742 bei Czaslau, das die Oesterreicher besetzten. Die Schlacht wird auch vom Orte Chotusitz benannt, welcher der Mittelpunct der Preußen war. Beide Theile waren ungefähr 30.000 Mann stark, die Preußen hatten aber 80, die Oesterreicher nur 40 Geschütze. Die Schlacht begann um 7 Uhr mit einer starken Kanonade und währte bis 11 Uhr. Von beiden Seiten wurde mit größter Tapferkeit gestritten, das österreichische Fußvolk hielt Stand gegen das preußische, die österreichische Reiterei warf die preußische und richtete sie zu Grund, versäumte aber über der Plünderung des preußischen Lagers den entscheidenden Augenblick, die Artillerie und eine schöne Wendung des Königs gaben den Ausschlag. Die Oesterreicher räumten das Schlachtfeld und nahmen in geordnetem Rückzuge Stellung hinter Czaslau. Die Preußen hatten 1000 Todte und Verwundete mehr als die

Oesterreicher, diese hatten aber 2400 Gefangene mehr verloren und 18 Kanonen.

Der König war nicht im Stande gewesen, seinen Gegner zu vernichten, die Königin hatte das Anrücken eines neuen französischen Heeres zu befürchten. Beide Theile waren also getrieben, sich zu vertragen, und von neuem begannen die Friedensverhandlungen zwischen Podewils und Hyndford zu Breslau, aber im tiefsten Geheimniß. Deßungeachtet mahnte Friedrich Broglie, die Oesterreicher anzugreifen. Die Franzosen thaten es auch und griffen Lobkowitz an, welcher Frauenberg belagerte, und zwangen ihn, sich zurückzuziehen. Bei Sahai kam es zum Gefecht; die Oesterreicher verloren 100 Todte, die Franzosen aber prahlten mit dem großen Siege von Sahai. Friedrich warnte die Franzosen, als Karl von Lothringen Lobkowitz zu Hilfe zog. Die Oesterreicher drängten die Franzosen gegen Prag und nahmen ihnen viel Gepäck weg. Als die französische Besatzung in Pisek sich nicht ergeben wollte, schwammen die Croaten unter Rádasdy über den Fluß, stiegen einer über die Schultern des anderen auf die Mauer und nahmen den Platz.

10.000 Mann Verstärkung hatten Prag erreicht, Belleisle war wieder in der böhmischen Hauptstadt und trug sich mit dem Plane eines neuen vereinten Zuges der Franzosen, Sachsen und Preußen gegen die Oesterreicher. Als ihm Broglie erklärte, Friedrich gehe mit Verrath um, eilte Belleisle, der sich große Gewalt über den König zutraute, in das preußische Lager, verhandelte drei Tage mit ihm — vergebens. Friedrich klagt über die Falschheit der Franzosen und beruft sich auf viele Beweise davon; so habe der französische Gesandte in Petersburg der russischen Kaiserin erklärt: das sicherste Mittel, sich mit Schweden auszusöhnen, sei, diese Macht mit Pommern auf Kosten des Königs von Preußen zu entschädigen. Cardinal

Tencin habe im Namen seines Hofes dem Papste erklärt, Frankreich werde diese Preußen schon wieder niederzuhalten wissen, wie es sie auch erhöht habe. Es wird ferner erzählt, ein österreichischer General sei verwundet in die Hände der Preußen gerathen und von Friedrich besucht worden. „Wie Schade ist es," habe der Oesterreicher zu Friedrich gesagt „daß Sie und meine Königin einander bekriegen und daß Sie die Franzosen ins Land rufen, die doch nur falsch gegen Sie sind." Und auf die Frage nach dem Beweise der Falschheit habe der Oesterreicher einen Brief von Fleury an Maria Theresia vorgewiesen, worin dieser ihr den Frieden antrug; mit ihrem preußischen Nachbar könne sie dann machen, was sie wolle. Diesen Brief habe Friedrich Belleisle gezeigt und dieser bittere Flüche über die Friedensliebe des Cardinals ausgestoßen, die ihm alles verderbe. Friedrich sagt: „Ein Hauptgrund des Friedens kam aus dem Finanzfache, welches die stärksten und entscheidendsten Gründe liefert, nämlich der, daß kaum noch 150.000 Thaler im Schatze sich vorräthig fanden; mit einer so geringen Summe konnte man unmöglich die Kosten eines neuen Feldzuges decken und auf ein Anleihen war nicht zu rechnen."

Am 11. Juni verließ Belleisle Kuttenberg, am 15. Juni brachte der Preußenkönig bei einem Bankett einen Toast auf Maria Theresia aus: er habe nie die Absicht gehabt, die Königin zu unterdrücken (!), daher habe er beschlossen, sich mit ihr zu vergleichen und die Vorschläge anzunehmen, welche sie ihm zur Genugthuung für sein Recht (!) gegeben. Der Friede war in der That dem Abschlusse nahe, nur Friedrichs Anspruch auf zwei Kreise in Böhmen hielten selben noch auf. Zwar die Engländer unterstützten Friedrichs Forderungen, allein Maria Theresia war nicht zu bewegen, auch nur einen Schuh Land in Böhmen abzutreten: keine Gewalt der Erde werde sie dazu bringen;

eher wolle sie alles dulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen Wiens mit dem Schwerte in der Hand sterben. Am 11. Juni wurden denn die Präliminarien des Friedens abgeschlossen: die Königin von Ungarn trat darin für sich und ihre Nachfolger mit voller Souveränität und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone das niedere und obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land diesseits der Oppa und des hohen Gebirges an den König von Preußen ab. Die Preußen sind gehalten, 1,700.000 Thaler, welche pfandweise auf Schlesien geliehen sind, den Engländern zurückzuzahlen. Der König verspricht die Erhaltung der katholischen Religion in ihrem bisherigen Zustande, mit Vorbehalt völliger Gewissensfreiheit für die Protestanten. Großbritannien, Rußland und Dänemark sind in den Frieden mit eingeschlossen, Sachsen auch unter der Bedingung, daß es sechzehn Tage nach erhaltener förmlicher Anzeige vom Vertrage seine Truppen aus Böhmen zurückziehe. König Georg II. gewährleistete den Frieden, dessen endgiltiger Abschluß am 28. Juli 1742 in Berlin erfolgte.

So hatte denn Friedrich Schlesien gewonnen, dieses fruchtbare Land von 700 Quadratmeilen mit einem gewerbfleißigen Volke von 1,400.000 Seelen, das in 100 Städten und 5000 Dörfern und Vorwerken wohnte. Preußen war um ein volles Drittheil größer geworden, eine Macht zweiten Ranges. Maria Theresia war nur der Nothwendigkeit gewichen, sie fühlte aber den Verlust tief, ihr Schmerz, sich von treuen Unterthanen trennen zu müssen, war groß. Der englische Gesandte in Wien schrieb an seine Regierung: „Lord Hyndford kann in der Ferne leicht davon reden, daß eine Amputation nöthig ist; wenn man aber einer solchen Operation beiwohnt, so leidet man mit dem Patienten und durch den Patienten. Der Schmerz der Königin ist sehr groß. Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung

Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht."

Trotzdem Maria Theresia dem Preußenkönige dieses Opfer brachte, so war er auch jetzt nicht ehrlich an ihr und ermunterte den Kurfürsten von Sachsen, ja bei dem französischen Bündnisse zu bleiben und den Krieg gegen Maria Theresia recht kräftig fortzusetzen, um auch ein Stück Land zu erobern. Was wollte der König mit diesem Rathe? Er sagt es selber in der Geschichte seiner Zeit: „Je länger der Krieg dauert, desto mehr erschöpft das Haus Oesterreich seine Hilfsquellen, und je länger Preußen in Ruhe bleibt, desto größere Stärke erwirbt es." Also Friedrich wollte nur sein erschöpftes Heer ausruhen lassen und seine Kassen wieder füllen, dann wollte er von neuem über das durch den anhaltenden Krieg erschöpfte Oesterreich herfallen und den Schiedsrichter in Europa spielen! Der Kurfürst von Sachsen folgte seinem Rathe nicht; empört über Friedrichs Treulosigkeit und froh, aus der Verlegenheit zu kommen, trat er dem Frieden bei und rief seine Truppen sogleich aus Böhmen ab.

Das Aufsehen über diesen Frieden war natürlich groß. Belleisle fiel in Ohnmacht, der alte Cardinal Fleury brach in Thränen aus. Um die Franzosen zu besänftigen, sagte der Preußenkönig zu ihrem Gesandten Valori, er sehe sein Bündniß mit Frankreich noch nicht für gelöst an, und schrieb an den Cardinal Fleury, wie viel er für Frankreich gethan, wie er alle Absichten seines Königs unterstützt, die Sachsen von der Partei der Königin von Ungarn abgezogen, den König von England, der ihr helfen wollte, in Schranken gehalten, wie er die Wahl und Krönung Karl Alberts beschleunigt, wie er die Franzosen in Linz und Prag zu retten und die Oesterreicher zu vernichten getrachtet habe. Nur die Fehler der Franzosen, nur die Lahmheit und Verrätherei der Sachsen, nur die Thatkraft Maria

Theresias und die eigene Noth habe ihn gezwungen, Frieden zu schließen. Friedrich werde aber deßungeachtet immerdar den gleichen Eifer beweisen, den Vortheil des Königs von Frankreich und das Beste seines Reiches zu befördern, und eher seine Waffen gegen sich selbst, als gegen Frankreich führen!

Den Vorwurf des Wortbruches gegen seine Verbündeten sucht Friedrich in der Vorrede zur Geschichte seiner Zeit mit den Worten abzuweisen: der Privatmann sei verbunden, seinem Worte nachzukommen, selbst wenn er es unbedachtsam gegeben, aber nicht ein Fürst; denn die Fürsten seien nur Diener des Staates, dessen Wohlfahrt allein ihr unveränderliches Gesetz sei. Er rüstete nach dem Frieden sogleich wieder zu neuem Krieg: Glogau, Brieg, Neisse, Glatz und Kosel wurden ganz neu befestigt, das Heer durch 18.000 Mann vermehrt, die Truppen, von denen in Schlesien allein 35.000 Mann standen, eifrigst für den Krieg eingeübt.

16.

Die Franzosen verlieren Prag.

Wir kehren jetzt wieder nach Böhmen zurück, wo Prinz Karl von Lothringen sich mit den Schaaren des Fürsten Lobkowitz vereinigt und die Franzosen unter steten Gefechten bei Tag und Nacht zu ihrem großen Verluste an Mannschaft und Geschütz nach Prag zurückgeworfen hat. Die Hauptstadt Böhmens ward nun von allen Seiten umschlossen. Zwar hatte ein französisches Hilfscorps von 30.000 Mann unter Harcourt das Heer in Böhmen verstärken sollen, nachdem es Bayern befreit hätte; allein es gelang ihm nicht, Bayern von den Oesterreichern zu säubern, obschon Segur unter nichtigen Vorwänden die Capitulation von Linz brach und die Auslieferung von Donauwörth,

Stärke erwirbt es.
erschöpftes Heer ausruhen lassen
wieder füllen, dann wollte er von neuem üb
anhaltenden Krieg erschöpfte Oesterreich bei
Schiedsrichter in Europa spielen! Der Kurf
folgte seinem Rathe nicht; empört über Fried
und sich aus der Verlegenheit zu kommen. tr
Truppen zugleich aus Böhm

Wemding und Rain verweigerte. Harcourt hatte sich mit Törring vereint, jenem bayerischen General, von dem der Volkswitz sagte, er gleiche der Trommel, von der man nur höre, wenn sie geschlagen werde. Obschon Khevenhüller durch Absendung mehrerer Regimenter nach Böhmen und Mähren sein Corps sehr geschwächt hatte, obschon an mehreren Orten in Bayern der gemeine Mann sich erhob und einzelne Soldaten niederschoß, so behauptete er dennoch den Inn, die Isar und die Donau. Einmal am 28. April 1742 räumten die Oesterreicher München und ein Tolpatsche, der zurückgeblieben war, wurde von der Bevölkerung umgebracht. Am 6. Mai kehrten aber die Oesterreicher wieder zurück, erzwangen durch das Karlsthor den Eingang und nur der Fußfall des Bürgermeisters rettete die Stadt vor Plünderung; doch eine starke Kriegssteuer ward erhoben. Die Freude Karls VII. über die Räumung seiner Hauptstadt war also von kurzer Dauer! Und dennoch war das Verhältniß der vereinten französisch-bayerischen Armee zu der Khevenhüllers, wie 30.000 zu 18.000. In der Nacht vom 27. Mai machten die Franzosen einen Versuch auf das Schloß Hilgertsberg; ihre Grenadiere wurden aber von den wachsamen Oesterreichern mit einer vollen Salve in die Front und die Flanke empfangen und flohen augenblicklich mit Zurücklassung von 100 Todten, 150 Verwundeten und 50 Kanonen. Es war dies das letzte Unternehmen Törrings. Seckendorf, früher österreichischer General, übernahm jetzt den Oberbefehl über die Bayern.

Während die Dinge in Bayern so standen, traf Broglie am 13. Juni wieder in Prag ein. Prag und Eger waren in kurzer Zeit allein noch im Besitze der Franzosen. So traf Belle-isle die Sachen, als er von Versailles die Weisung erhielt, den Oberbefehl in Böhmen zu übernehmen, Broglie solle an die Spitze der französischen Armee in Bayern treten. Der Befehl

war aber nicht förmlich vom Kriegsminister ausgefertigt und Broglie weigerte sich zu gehorchen, und so war denn in Böhmen wie in Bayern keine Einigkeit unter den Befehlshabern. Broglie wollte nicht gehen, die Officiere wollten nur Belleisle folgen, Belleisle bat sie, um die Disciplin zu erhalten, Broglie zu gehorchen, so lange er in Prag wäre.

Am 27. Juni übernahm Franz Stephan den Oberbefehl über das Belagerungsheer von ungefähr 44.000 Mann, das Hauptquartier war in Motol. Am 17. August begann das Bombardement aus 36 Mörsern und 100 schweren Kanonen. Der Donner der Geschütze war so heftig, daß die Franzosen selbst gestanden, sie hätten nie ein gleiches gehört. Dennoch hielten sie muthig aus. In der Stadt waren die strengsten Vorkehrungen getroffen: die Einwohner mußten ihre sämmtlichen Waffen ausliefern; nachdem der Zapfenstreich geschlagen, durfte sich niemand auf der Gasse blicken lassen; entstand ein Lärm, so war es unter Todesstrafe verboten, aus dem Hause zu gehen oder auch nur aus dem Fenster zu schauen. Dabei hatten die Bürger große Lasten zu tragen; über 7,000.000 Gulden mußten sie nach und nach während der Belagerung steuern. Aber alles das konnte die steigende Noth nicht aufhalten. Den Franzosen fingen die Lebensmittel an zu fehlen und das Futter für die Pferde, darum machten sie eine Reihe von Ausfällen; so einen am 18. August, der ziemlich gelang, einen zweiten noch viel stärkeren am 22. An 12.000 Mann rückten sie aus dem Strahower Thore aus, bemächtigten sich einer Batterie, deren Kanonen sie theils vernagelten, theils wegschleppten, tödteten 500 Mann, machten 200 zu Gefangenen. Allein trotz aller Wunder von Tapferkeit (Belleisle selber wurde schwer verwundet) konnten sie nichts ausrichten und mußten sich mit einem Verluste von 900 Todten und 1500 Verwundeten wieder in die Stadt

zurückziehen. Die Augen Europas waren auf Prag gerichtet und mit Sorge blickte Frankreich auf die Blüthe seines Adels, die darin eingeschlossen war und der es nicht helfen konnte, denn Prag war weit und Harcourt konnte nicht dahin kommen. All' diese jungen Herren hatten ihre Verwandten und Fürsprecher in Versailles, die den armen Cardinal mit Bitten und Beschwerden bedrängten, so daß dieser an Belleisle schrieb: „Schließen Sie Frieden". Belleisle bat den Feldmarschall Königsegg um eine Unterredung und erbot sich, Prag und ganz Böhmen zu räumen gegen freien Abzug nach Bayern. Königsegg erklärte: „Die Königin wird nie ohne ihre Verbündeten Frieden schließen, auch ist das Lager kein Ort für derartige Verhandlungen", und berichtete hierüber nach Wien. Bald darauf erhielt Königsegg von Fleury selber ein Schreiben, in welchem es unter anderm hieß: „Ich bedauere, daß man mich für den Haupturheber der Wirren in Deutschland ansieht. Ihr Hof ist hierin nicht gerecht gegen mich. Viele Leute wissen es, wie sehr ich mich der Kriegspartei entgegenstellte und wie ich nur nothgedrungen endlich nachgab. Sie errathen den gewiß, der alles in Bewegung setzte, um den König zu einer Allianz fortzureißen, die meiner Neigung und meinen Grundsätzen so sehr zuwider ist." So bat also der erste Minister Frankreichs Maria Theresia um Mäßigung und Erbarmen und stellte Belleisle als den Urheber alles Unheiles hin, denselben, der doch so eben für Frankreich unterhandelte! Welch ein Zwiespalt in der französischen Regierung!

In einer neuen Unterredung trug Belleisle an, mit seinen Truppen über den Rhein zurückzuziehen, wenn die Oesterreicher Bayern räumten. Ihr Gemahl wie Prinz Karl von Lothringen riethen der Königin, den Vorschlag anzunehmen; allein ihr stolzes Herz war dagegen; diese Franzosen sollten für das, was sie ihren Unterthanen angethan hatten, durch Kriegs-

gefangenschaft büßen! Sie wollte keinen augenblicklichen Frieden ohne Entschädigung für das Vergangene, ohne Sicherung für die Zukunft! Um Fleury für seine Schwäche, Falschheit und Wortbrüchigkeit zu strafen, ließ sie seinen Brief in den Zeitungen veröffentlichen und gab den Minister und Frankreich so dem Gelächter der Welt preis. Sie erklärte vor ihrem Hofe: „Ich will dem französischen Heere keine Capitulation bewilligen; ich verbiete, daß man mir irgend einen Vorschlag oder Entwurf, der vom Cardinal kommt, mittheilt. Alles was von ihm kommt, würde mir verdächtig sein. Wende er sich an meine Bundesgenossen. Diese Gnade allein gewähre ich ihm. — Ich erstaune über Belleisles Forderung. Man muß Er sein, um sie zu wagen: Mit Geld und allerlei Versprechungen hat er die Religion fast aller Reichsfürsten berückt, um Deutschland gegen mich zu empören und mich zu zerschmettern. Nicht ich, nicht meine Nachkommen werden vergessen, daß er in Friedenszeiten Kundschafter in Luxemburg gehalten, die Besatzung zu verführen und die Stadt anzuzünden. Ich habe zu viel mit dem französischen Hofe zu schaffen gehabt; gezwungen vom Drange der Zeiten habe ich meine königliche Würde vergessen und an den Herrn Cardinal in Ausdrücken geschrieben, welche den härtesten Felsen erweicht hätten. Er hat meine Bitten verschmäht; man hat mir geantwortet, ich käme zu spät, der allerchristlichste König hätte bereits sich in Verbindlichkeiten eingelassen, welche zu brechen nicht mehr in seiner Macht stände. Ich habe Urkunden in Händen, die beweisen, daß man Deutschland an allen vier Enden anzünden, die Reichsgrundgesetze umstürzen und hier Aufruhr erregen wollte. Ich will diese Beweise der Nachwelt überliefern, damit das Reich künftighin nicht in eine Schlinge gehe, worin es das Gesetz einer auswärtigen Macht annehmen müßte."

Stolz verwarf Belleisle diese Bedingungen und machte sich auf das äußerste gefaßt; that aber auch alles, was ein guter Patriot und Feldherr thun kann, um seine Leute zur Ausdauer zu ermuthigen. Er ertrug geduldig den Hochmuth Broglies; bei allen Ausfällen voran, begeisterte er zum Widerstande; die Bevölkerung von Prag war voll Erbitterung gegen die Franzosen, er mahnte zu klugem Benehmen. Die Noth, die Theuerung in der belagerten Stadt hatte den Gipfelpunkt erreicht. Ein Pfund Butter kostete 1 fl. 30 kr., ein Pfund Rindfleisch 2 bis 3 fl., eine Gans 9—10 fl., ein Strich Mehl 20 fl., ein Ochse 500 fl. Man mußte zum Pferdefleisch greifen und über 7600 Rosse wurden während der Belagerung geschlachtet. Der Wein war schlecht, das Brod spärlich, Belleisle ging voran mit dem Beispiele der Entsagung.

Von Versailles aber erging an Maillebois, der mit 40.000 Mann am Niederrhein die englisch-deutsche in Belgien sich sammelnde Armee überwachen sollte, der Befehl, sogleich aufzubrechen, sich mit den Franzosen in Bayern zu vereinen und Prag zu entsetzen. Der Volkswitz in Paris nannte diese Armee die Mathuriner, von einem geistlichen Orden, dessen Beruf es war, gefangene Christen aus der Sclaverei zu befreien. Am 9. August brach Maillebois auf gegen Südosten; in Frankfurt traf er den landlosen Kaiser, den er aber nicht wie eine geheiligte Majestät, sondern wie einen französischen Schützling behandelte; seine Officiere lachten und schrieen im Vorzimmer des Kaisers, als ob sie in einer Wirthsstube wären, so daß der gedemüthigte Nachfolger Karl des Großen sich jede weitere Aufwartung verbitten mußte. Von Frankfurt ging der Marsch gegen Amberg; ebendahin suchten, wenn auch auf vielen Umwegen, die in Bayern stehenden Franzosen zu kommen, die seit dem 15. August nicht mehr unter Harcourt, sondern unter Moriz von Sachsen

standen. Seckendorf aber nahm mit seinen Bayern Stellung bei Kehlheim, um, wenn Khevenhüller nach Böhmen abberufen würde, sich des südlichen Bayerns schnell wieder zu bemächtigen. In Hohenstrauß vereinten sich die beiden französischen Heere am 19. September, und wandten sich, jetzt 60.000 Mann zusammen, nach dem Böhmerwalde.

Am 11. September bemerkten die Franzosen in Prag, daß das Feuer der Oesterreicher nachließ, am 14. hörte es ganz auf. Franz Stephan und Karl von Lothringen zogen Maillebois entgegen, um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen. Vor Prag ließen sie Festetics mit 9000 Mann, meist Reitern, zurück, um die Franzosen in Prag zu beobachten und am Einsammeln von Lebensmitteln zu verhindern. Allein trotz aller Wachsamkeit der Belagerungstruppen gelang es Broglie, 6000 Franzosen aus der Stadt hinauszuführen, um über Teplitz Maillebois die Hand zu reichen. Wie gerne sah Belleisle den hochmüthigen und unverträglichen Nebenbuhler scheiden! Maillebois wollte zuerst über Hayd in Böhmen eindringen, fand es aber bald unmöglich und die Oesterreicher bereit, ihn bestens zu empfangen. Dann wandte er sich nördlich, um bei Mähring sein Glück zu versuchen; es gelang, er kam bis Plan. Aber hier tritt ihm schon Franz Stephan zur Schlacht gerüstet entgegen, zu dem über Hayd der rasche Khevenhüller gestoßen ist. Ueber Tepl nach Prag ist der Weg gesperrt, Maillebois zieht sich jetzt nach Eger zurück — ob es vielleicht gelingt, in langen Umwegen über Kaaden nach Leitmeritz vorzudringen, dort will Broglie ihm die Hand reichen. Allein Broglie wartet vergebens in Leitmeritz auf Maillebois, sendet endlich die Hälfte seiner Mannschaft nach Prag zurück, läßt die andere in Leitmeritz und geht über Dresden nach Bayern. Die Oesterreicher waren Maillebois in Kaaden zuvorgekommen, er sah keine Möglichkeit mehr

Prag zu erreichen und zog über Eger und Neustadt nach Bayern zurück. 15.000 Mann hatten seine Franzosen in steten Gefechten, im Regen und Ungemach verloren, und trotz aller dieser Opfer war Prag nicht erreicht; die Oesterreicher rückten den Franzosen nach in das Flußgebiet der Donau, um Bayern wieder zu gewinnen, das Bärenklau vor dem überlegenen Seckendorf hatte räumen müssen.

Fürst Christian Lobkowitz aber ward mit 20.000 Mann vom Hauptheere entsendet, um Prag wieder einzuschließen. Ehe er der Stadt wieder nahte, gelang es ihm auch, den französischen Posten in Leitmeritz mit 2000 Mann aufzuheben. Wieder hätte sich der Kampf um Prag gedreht, da bekam jedoch Belleisle den Befehl, die böhmische Hauptstadt schnell zu räumen. Lobkowitz konnte mit nur 20.000 Mann Prag weder vollständig einschließen, noch ein Entweichen verhindern. In der Nacht vom 16. December 1742 brach Belleisle mit 11.000 Mann zu Fuß, 3000 Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durch, auf dem Wege nach Pilsen. 4000 Kranke und Reconvalescenten ließ er als Besatzung unter Chevert zurück. Die Franzosen waren mit Lebensmitteln hinlänglich versehen, in fünf Züge getheilt, die Waffen gemischt, die Anordnungen vortrefflich. Der Gedanke an die Heimath feuert alle an, die Nähe des Feindes treibt zur Eile; aber die Brücken sind überall abgebrochen, die Kälte ist schneidend, der Nordwind bläst scharf, man muß durch Wälder und auf Feldwegen voranziehen, bei Torffeuer im Schnee Beiwacht halten, die Nächte unter freiem Himmel zubringen. Die Stellen am Lager waren am Morgen immer durch Gruppen Erfrorener bezeichnet; an 1300 Mann gingen auf diese Weise zu Grunde; der Weg war bedeckt mit Todten und Sterbenden, mit Wagen und Pferden, die halbe Armee war krank, als man am 26. December Eger

erreichte! Die meisten hatten Hände und Füße erfroren, viele starben nach wenig Tagen, so daß den Franzosen dieser Rückzug bei 6000 Mann an Gestorbenen oder Verdorbenen kostete. In Eger acht Tage Aufenthalt; was dienstfähig war, stieß zur Armee in Bayern, die anderen zogen, den Todeskeim im Herzen, ein Bild des Jammers und Elends, über den Rhein in die Heimath, unter ihnen auch der geniale Jüngling Vauvenargues, der das Talent eines Fenelon und Pascal besaß, aber leider, eine früh geknickte Blüthe, den Folgen der Leiden bei diesem Rückzuge erlag. Belleisle ging nach Frankfurt. Solch ein Ende nahm der Kriegsplan dieses Mannes, welcher Oesterreich zertrümmern wollte; Bilder des Elends zogen seine Schaaren heim, während Oesterreich in stolzer Mächtigkeit dastand. Chevert, zur Uebergabe aufgefordert, drohte Prag anzuzünden und sich mit allem in die Luft zu sprengen, wenn man ihn nicht frei abziehen lasse. Man wußte, daß er Wort zu halten im Stande war, die Menschlichkeit gebot, die Bevölkerung zu schonen; Lobkowitz gab ihm und seinen Kranken Wagen und freien Abzug nach Eger am 26. December.

Eine französische Denkschrift aus dieser Zeit weist nach, daß Frankreich in den letzten sechzehn Monaten mehr als 70.000 Soldaten verloren und ebenso im Auslande ungeheuere Summen ausgegeben habe, die nie mehr nach Frankreich zurückkehren würden; sie räth zum Frieden an und zum Rückzug hinter den Rhein!

Dahin kam es zunächst noch nicht, sondern noch zu kleinen Kämpfen und Heeresbewegungen in Bayern. Dort hatte sich Bärenklau mit 6000 Mann nach Khevenhüllers Abgang nach Böhmen gegen den ihm an Mannschaft weit überlegenen Seckendorf so gut als möglich zu halten versucht. Seckendorf bot den bayerischen Landsturm auf. Jeder solle kommen, der einen

Spieß oder Hacken oder einen Morgenstern habe, man müsse endlich an Oesterreich rächen, was es an Bayern verübt habe. Bärenklau räumte München am 6. October und suchte nur, sich hinter dem Inn zu halten, räumte zuletzt selbst Braunau und behauptete nur die Linie Schärding-Passau. Mitte November kam das Heer des Maillebois auf dem rechten Ufer der Naab und das österreichische unter Franz Stephan auf dem linken Ufer aus Böhmen gegen die Donau herab, und das Bärenklausche Corps wurde dem Heere nun wieder einverleibt. Broglie übernahm den 21. November den Oberbefehl über das französische, Prinz Karl von Lothringen am 25. November den Oberbefehl über das österreichische Heer. Seckendorf und Broglie waren uneins. Seckendorf wollte thatkräftige Kriegführung; durch Vordringen an der Donau könne man Lobkowitz von Prag abziehen. Broglie hingegen war mit vielen französischen hohen Officieren der Ansicht, es sei gegen Frankreichs Vortheil, den Krieg in so entfernten Gegenden fortzuführen, und kümmerte sich wenig um den Befehl Passau zu nehmen. Als Prinz Karl Braunau zu belagern anfing, rückte Broglie so weit gegen den Inn vor, daß die Oesterreicher sich zurückzogen. Kaum war dies geschehen, so bezog er Winterquartiere hinter der Vils, und die Oesterreicher hinter dem Inn, ihr Hauptquartier war in Linz.

17.

Der Krieg in Italien im Jahre 1742.

Wir sahen oben, wie die rastlos erwerbsüchtige Königin von Spanien ihren zweiten Sohn Don Philipp mit einem Königreiche Lombardien auszustatten gedachte, wie sie im Gedanken, wenn man viel verlange, werde man doch wenigstens

etwas herausschlagen, das ganze österreichische Erbe ansprach. Unablässig bettelte sie in Paris um Unterstützung, unterhandelte sie mit Sardinien. Karl Emanuel III. (1730—1773) hoffte Anfangs, auch ein Stück Land aus der Habsburgischen Beute herauszuschlagen, horchte dahin und dorthin, aber war auch empfänglich für österreichische Vorschläge, entschlossen die Partei zu ergreifen, die ihm den meisten Vortheil böte. Der Sardinier hütete den Schlüssel der Alpen; wenn er das Thor nicht aufmachte, konnten die Spanier zu Land nicht in die Lombardei gelangen, den Weg zur See aber sperrten ihnen die Engländer. Man begreift, daß die Spanierin alles aufbot ihn zu gewinnen, und ihn sogar durch die Vorspiegelung, man werde ihn zum Könige von Lombardien machen, welche Würde sie doch ihrem Sohne zugedachte, zu födern suchte. Der englische Gesandte war nicht müßig Gegenvorstellungen zu machen. Maria Theresia rechnete nur auf eines sicher, nämlich, daß sich dem König von Sardinien nach und nach von selbst die Ueberzeugung aufdringen müsse, es sei um seine Selbstständigkeit geschehen, wenn die Bourbonen in Italien übermächtig wären und nicht an Oesterreich ein Gegengewicht hätten. Hierin rechnete sie sicher. Der Sardinier schwankte lange hin und her; schon meinte man in Versailles ihn auf der Seite zu haben; bald merkte er, daß die Spanier Mailand für sich behalten wollten; endlich am 1. Februar 1742 schloß er mit Maria Theresia den Vertrag ab, wonach er ihr Mailand mit seiner ganzen Macht zu erhalten versprach, dafür aber einen Theil des Gebietes von Vigevano, die Stadt Piacenza, den größten Theil des Gebietes von Pavia und Oesterreichs Ansprüche an die Grafschaft Finale zugestanden erhielt. Karl Emanuel war ein tapferer Haudegen, seine Soldaten waren tüchtig und für Strapatzen geeignet.

Schwankend und charakterlos war die Politik Frankreichs. Mit Spanien war es verbunden und doch hatte es Oesterreich noch nicht den Krieg erklärt; es war noch immer ein französischer Gesandter in Wien, den Krieg in Deutschland und Böhmen hatte es nur als Bundesgenosse Karl Alberts geführt. Fleury wünschte von Herzen den spanischen Waffen in Italien den Sieg und doch stellte er keine Soldaten zu ihrem Heere; die Spanier durften Toscana nicht als feindliches Land behandeln, wohl aber durch dasselbe gegen die Besitzungen Maria Theresias ziehen.

Im Mailändischen standen 14.000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd unter Feldmarschall-Lieutenant Otto Traun, als der Erbfolgekrieg ausbrach; aber die Festungen waren verfallen, es fehlte an Geschütz und Munition, die Cassen waren leer. In Toscana stand Feldzeugmeister Wachtendonk an der Spitze von 6000 Mann, aber auch dieser hatte kein Geld, die Officiere konnten sich nicht ausrüsten. Als man in Wien hörte, daß 30.000 Spanier und 8000 Neapolitaner Mailand angreifen würden, ward Traun unbedingte Vollmacht ertheilt; doch kamen die Spanier noch nicht, der Sommer 1741 verstrich. Als die Bayern im September Wien bedrohten, mußte Traun neun Regimenter absenden, und bekam die Weisung, im Nothfalle nur die Citadelle von Mailand zu besetzen, Mantua zu erhalten und sich nicht von Tyrol abschneiden zu lassen.

Endlich im November nahten die Spanier. 15.000 Mann und Transportschiffe standen schon längst im Hafen von Barcelona zur Ueberfahrt bereit, allein der englische Admiral Haddock blockirte diesen Hafen, wie den von Cadix. Mitte October 1741 mußte aber der Engländer seine Schiffe von Cadix zurückziehen, um sie in Gibraltar ausbessern zu lassen. Sogleich flogen die spanischen Schiffe aus diesem Hafen nach Barcelona und die

mische Flotte lief hier aus, sobald die Einschiffung der 15.000
llendet war. Haddock machte einen Versuch sie abzufangen; da
ır aber an der Seite der spanischen Flotte eine französische,
ren Admiral erklärte, er habe den Befehl die Spanier zu
rtheidigen, im Falle sie angegriffen würden. Nun hatten sich
ıgland und Frankreich den Krieg noch nicht erklärt, auch
hlte sich Haddock gegen so viele Schiffe nicht stark genug, und
g sich nach Port Mahon auf der Insel Minorca zurück. So
ıdeten denn die Spanier unangefochten unter ihrem Herzoge
'ontemar bei Orbitello. Bald stießen 6000 Neapolitaner zu
ıen und bezogen im Januar 1742 Quartiere im Kirchen-
ıat. Ein zweiter und dritter Zug landete in Spezzia. Bald
ınd Montemar an der Spitze von 26.000 Mann, gegen
elche Traun mit mühevoll zusammengebrachten 9500 Mann
ı Fuß und 2500 zu Pferd den Krieg führen sollte. Doch schlug
h um diese Zeit der Sardinier zu Maria Theresia. Man wußte,
ıß der Herzog von Modena seine 8000 Mann den Spaniern
ıführen wolle; Traun forderte ihn deshalb auf, ihm seine
'estungen zu öffnen, was jener unter dem Vorwande der Neu-
:alität verweigerte. Traun zog nun ins Modenesische und nahm
:in Hauptquartier in Correggio. Der König von Sardinien
esetzte Parma und Piacenza, die spanisch-neapolitanische Armee
ahm Stellung bei Rimini, Cesena, Forli und Imola. Traun
edachte mit den Sardiniern über die Spanier herzufallen, Karl
Emanuel III. aber wollte seine Regimenter nicht so weit ent-
ernen, weil Savoyen durch Don Philipp bedroht war, und ließ
Traun blos einen Theil seiner Mannschaft. Der Herzog von
Modena floh ins Venetianische, Traun rückte vor seine Haupt-
tadt, die sich schnell ergab; die Citadelle aber mußte belagert
verden. Montemar hatte Absichten auf Mirandola, Traun
ereitelte sie und erzwang die Uebergabe der Citadelle von

Modena am 28. Juni, der von Mirandola am 22. Juli; dann wandte er sich wieder gegen die Spanier, Montemar zog sich aber nach Rimini und von da nach Pesaro zurück. Auch hier wollte Traun die Spanier angreifen, allein die sardinischen Regimenter wurden abberufen; Karl Emanuel III. hatte um sein eigenes Land zu kämpfen. Traun zog sich nun hinter den Panaro, einen Nebenfluß des Po zurück.

Auch die Neapolitaner wurden abberufen, in ganz eigener, den stolzen Geist Englands kennzeichnender Weise. Sonntag den 19. August 1742 erschien nämlich Commodore Martin mit fünf Linienschiffen unerwartet in der Bucht von Neapel und sandte an den König Don Carlos die Botschaft: „Weil die Regierung beider Sicilien nicht neutral bleibt, wie sie soll, sondern sich den Spaniern, den Feinden Englands angeschlossen hat, so ist sie auch Englands Feindin geworden; sie wird daher aufgefordert, ihre Truppen sogleich vom spanischen Heere zurückzuziehen, widrigenfalls ihr der Krieg erklärt und die Stadt beschossen wird.“ Schrecken fährt in die Räthe des Königs, sie wollen die Sache in die Länge ziehen, vielleicht kommt guter Rath mit der Zeit! Der englische Admiral aber legt die Uhr auf den Tisch und gibt zwei Stunden Bedenkzeit; ähnlich jenem Römer, der um den König von Syrien in Egypten einen Kreis zog und sagte: „Du mußt dich entscheiden, ehe Du diese Linie überschreitest; bleibst Du in Egypten, so bist Du unser Feind.“ Neapel war eben so wenig im Zustand der Vertheidigung, als die Regierung kriegslustig und todesmuthig. Schon nach Verfluß einer Stunde wurde die Neutralität angenommen und die Depesche abgesandt, welche die Truppen zurückrief.

Der Sardinier bestand noch in diesem Spätjahr einen schweren Kampf. Ein spanisches Heer unter Glimes war durch Frankreich an den Var gerückt. Don Philipp verließ im

Februar 1742 Madrid, brachte den April in Toulon zu, auf französische Hilfe rechnend. Vergebens! Fleury wollte weder als Feind Oesterreichs auftreten, noch sich mit Sardinien entzweien. Endlich im September brachen die Spanier über Brianeon in Savoyen ein, und nahmen den Einwohnern den Eid der Treue für den König von Spanien ab. Der Sardinier unternahm einen Zug über die Alpen, obwohl es so spät im Jahre war; eine Heeresabtheilung unter Schulenburg überschritt den Monteenis, die andere unter dem Könige selber den kleinen Bernhard. Die Spanier mußten nacheinander Moutiers und Conflans räumen, und St. Pierre und Montmeillan; allein bald bekamen sie Verstärkung unter dem Marquis de las Minas und drangen wieder vor. Der König hatte keinen festen Platz in Savoyen, die Herbstregen stellten sich ein, Krankheiten verminderten sein Heer; er mußte sich zurückziehen, wenn er nicht die Waffen strecken wollte; denn er hatte den rechten Augenblick, die Spanier zu schlagen, versäumt. Aber auch mit dem Rückzuge zögerte er zu lange, und als er ihn endlich antrat, hatten seine tapferen und standhaften Soldaten mit allen Schrecken der Alpennatur im Winter zu kämpfen; viele erfroren, viele versanken im Schnee, die Kranken starben schnell, die Gesunden holten den Keim zu schrecklichen Krankheiten, den Verstorbenen fielen gleich Nase, Finger und Zehen ab. Nie vergaß Karl Emanuel die Schrecken dieses Zuges! Mit Mühe erreichte er mit der Hälfte seines Heeres Turin; die Spanier aber breiteten sich von neuem in ganz Savoyen aus.

In Madrid war man empört über die Säumigkeit Montemars; er ward in Ungnade abberufen und von der Residenz auf eine Entfernung von zwanzig Stunden verbannt. An seiner Stelle erhielt der Niederländer Gages den Oberbefehl mit der Weisung, schnell an den Po vorzurücken und die Oesterreicher zu

schlagen. Gages that nichts, er wollte den Muth seines Heeres erst wieder heben; auch Traun erhielt zweimal aus Wien Befehl, die Spanier, die bei Bologna feste Stellung hatten, zu schlagen; er folgte nicht, weil er keinen Erfolg voraussah. Jetzt erhielt im Jänner 1743 Gages neue Weisung Traun zu vernichten, er mußte gehorchen, wollte er nicht abgesetzt werden. Gages sammelte in der Stille sein Heer und gedachte die Oesterreicher zu überraschen; er entschlüpfte ganz still einem Balle zu Bologna, zog an den Panaro und überschritt ihn. Aber Traun ließ sich nicht überrumpeln; er hatte seine Truppen beisammen, als Gages anrückte. Der Versuch war fehlgeschlagen, Gages wollte über den Panaro zurück. Mit schnellem Blicke bemerkte der österreichische Feldherr die fehlerhafte Aufstellung seines Feindes und griff das spanische Heer am 8. Februar 1743, obschon es an Zahl dem österreichischen weit überlegen war, entschlossen an. Durch eine kluge Aufstellung hielt er den linken Flügel seines Gegners in Schach und packte den rechten mit aller Macht an. Ein wilder Kampf entbrannte, Traun wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, als er das dritte bestieg, riefen seine Soldaten jubelnd: „Unser Vater Traun lebt noch!“ Die spanischen Garden schlugen sich mit echt spanischer Tapferkeit und echt spanischem Stolz. Die irischen Regimenter, die ihnen zu Hilfe geschickt wurden, wollten sie nicht in gleicher Linie mitkämpfen lassen; die Iren stürzten aber in wildem Ansturme vor, die österreichische Reiterei ward geworfen, das Fußvolk aber hielt Stand. Erst das Dunkel machte der Schlacht ein Ende, in der die Spanier 3976 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Oesterreicher aber nur 1703 verloren. Sieger war eigentlich Traun, er hatte das Unternehmen seines Gegners vereitelt und diesen gezwungen, hinter den Panaro zurückzukehren, Maria Theresia drückte ihm auch ihre

volle Zufriedenheit aus; in Madrid hielt man aber dessungeachtet eine großartige Siegesfeier und ernannte Gages zum Generalcapitän. Gages zog sich nach Rimini zurück, Traun in die Herzogthümer. Von Wien kam an Traun Befehl, die Spanier anzugreifen und nach Neapel vorzubringen; Traun sah keinen Erfolg voraus und legte den Oberbefehl nieder. Fürst Lobkowitz kam an seine Stelle als Generalcapitän der Herzogthümer Mailand, Parma, Mantua und Piacenza, Traun aber erhielt das Generalcommando in Mähren.

18.

Das Jahr 1743. Maria Theresia läßt sich in Prag krönen.

Immer mehr erweiterte sich der Schauplatz der Kämpfe, die sich aus dem Streite um das österreichische Erbe entspannen; im Jahre 1743 schlugen sich die Krieger Maria Theresias in der Umgebung Roms, in den Alpen, welche Piemont und Savoyen trennen, in Bayern, am Main, am Oberrhein, am Niederrhein.

Vor allem wurde die kriegerische Stimmung in Frankreich stärker. Dort war am 29. Februar 1743 das Haupt der Friedenspartei, Fleury gestorben, nachdem er so lange regiert hatte, als Richelieu und Mazarin. Der Minister des Friedens zu sein, die Wunden zu heilen, welche der spanische Erbfolgekrieg und die liederliche Geldwirthschaft unter dem Regenten Frankreich geschlagen hatte, das war sein Ziel und sein Ruhm. Er hat Frankreichs Staatshaushalt geordnet und ihm Lothringen erworben. Gegen Ende seines Lebens war er schwach, er trennte sich ungern von der Herrschaft, ungern vom Leben, man durfte

den Namen Tod in seiner Nähe nicht aussprechen. Sein königlicher Zeitgenosse charakterisirt Fleury trefflich mit den Worten: „Er besaß nicht die stolze Seele eines Richelieu, nicht den kunstvollen Geist eines Mazarin; das waren Löwen, die Schafe zerrissen; er war ein einsichtsvoller Hirt, der für die Erhaltung seiner Heerde wachte."

Mit Fleury geht die Einheit in der Leitung Frankreichs zu Ende, die ganze Staasverwaltung lag bisher in seinen Händen, Finanzen wie Krieg, Justiz wie Seewesen, der König überließ ihm alles, wenn er nur selber nichts thun mußte. Nach Fleurys Tod erklärte Ludwig XV. auf einmal, er werde in Zukunft keinen ersten Minister halten, sondern selber regieren wie Ludwig XIV. Es wurde auch wirklich kein Ministerpräsident mehr ernannt, aber der König regierte auch nicht selber. Nach acht Tagen war ihm schon jede Arbeit verleidet und jeder Minister that, was er wollte. So fehlte der französischen Regierung der rechte Halt und Mittelpunct; sie war ein Schiff, das ohne Compaß auf dem Meere trieb. Es fehlte Ludwig XV. nicht an Geist, aber an Begeisterung, an jenem hohen Pflichtgefühle, das im Herzen eines Monarchen sich zu allererst regen soll. Die Minister waren bunt gewählt: ein ehemaliger Dragoner-Officier Orri leitete die Finanzen, ein schöngeistiger Schriftsteller Amelot das Aeußere; der leichtfertige Liederdichter Maurepas schmeichelte als Minister der Marine dem Könige, er wolle ihn zum Herrn des Meeres machen; der Handel stand unter dem leichtfertigen Herzog von Richelieu. Einen gewissen Einklang gab dem Ganzen doch die kriegerische Stimmung der Nation. Das Volk war opferbereit und die Chateauroux, eine glänzende stolze Schönheit, reizte den König zum Kriege.

Auch in England war der Minister des Friedens Walpole nicht mehr am Ruder. Der Neutralitäts-Vertrag (siehe

Seite 67) hatte den Unwillen der Nation erregt, und das Ministerium Walpole fiel nach zwanzigjähriger Dauer unter den vereinten Schlägen einer furchtbaren Opposition. Eine Begeisterung ohne gleichen herrschte im englischen Volke für Maria Theresia, die schöne und kühne Königin, und dieser Stimmung folgend beschloß das Parlament 1742 nicht blos, ihr 500.000 Pfund Hilfsgelder zu bewilligen, sondern setzte auch für Fortsetzung des Krieges eine Summe von mehr als fünf Millionen Pfund aus. Carteret, der neue Staatssecretär, hatte so oft über Walpoles Schlaffheit geklagt, daß er jetzt entschlossene Maßregeln treffen mußte. 16.000 Mann wurden als Hilfstruppen nach Flandern gesendet, der Graf von Stair, ein tüchtiger General, ein Mann, der mit Marlborough gegen Frankreich gekämpft und den Haß jener Zeit gegen diese Nachbarn im Herzen trug, wurde als Feldmarschall an die Spitze gestellt. Leider vermochte seine feurige Rede das Phlegma der Holländer noch nicht aufzurütteln, sie bewilligten Geld, aber keine Mannschaft; und so kam es im Jahre 1743 noch zu keinen größeren Kämpfen an der Nordgrenze Frankreichs.

Maria Theresia hielt sich in ihrem Gewissen verpflichtet, das ererbte Reich in seiner Einheit und Vollständigkeit zu erhalten; der Erfolg hob ihren Muth, sie glaubte, sie stehe unter dem sichtbaren Schutze Gottes; sie wollte nur Frieden schließen gegen Schadloshaltung für das, was sie geopfert, und gegen Sicherung für die Zukunft. Das zu erfüllen glaubte sie sich auch durch den Eid gebunden, den sie bei ihrer Königskrönung im St. Veits-Dome zu Prag feierlich ablegte und womit sie unter anderem beschwor, „daß sie von dem Königreich nichts veralieniren, sondern vielmehr nach Vermögen dasselbe vermehren und erweitern und alles das, was zu dessen Nutz und Ehre gereichet, thun wolle.“

Nach dem Abzuge der Franzosen aus Prag und bald darauf aus ganz Böhmen, war unter dem größten Theile der Bevölkerung Freude und Jubel. Man schämte sich der früheren Hingebung an den Bayern. Man hatte in bitterer Erinnerung, was man unter den Franzosen erdulden mußte. „Die ganze Stadt“, schreibt ein Mönch aus jener Zeit, „war dazumal ein Kloster oder vielmehr ein Armenhaus, wo alle Tage Fasten ist.“ Es gab aber auch viele, die sich bewußt waren, in den Tagen der Prüfung nicht treu bestanden zu haben. Unter diesen herrschte nun gewaltige Bestürzung; in ihrer gerechten Furcht und Angst malten sie den Andern die schrecklichsten Dinge vor: es werde über Prag eine so scharfe Züchtigung kommen wie Anno 1620 unter Kaiser Ferdinand II.; einige Herren vom Adel flüchteten sich nach Bayern. Bevor Maria Theresia zur Krönung kam, mußte im Lande Ordnung gemacht sein. Es erging darum an alle, die sich aus dem Lande entfernt hatten, der Befehl, innerhalb sechs Wochen nach Prag oder auf ihre Güter zurückzukehren. Die meisten folgten, viele wurden begnadigt, andere mit Geldstrafen belegt; einige, die sich schuldiger wußten, blieben draußen im Reich und nahmen Dienste bei Kaiser Karl VII. Drei Herren vom Adel wurden festgenommen; zwei davon, die ihre Unschuld nachwiesen, ließ man bald wieder los; nicht so den dritten. Er hatte unter der fremdländischen Regierung die Stelle eines Kreishauptmannes versehen und die Einwohner wider Maria Theresia aufgewiegelt. Die Richter sprachen über ihn das Todesurtheil, er sollte geköpft werden und man führte ihn auf die Richtstätte; als er aber da schon kniete und sich vorbereitete, den Streich zu empfangen, bekam er Gnade; die Todesstrafe wurde in lebenslängliche Haft umgewandelt. Auch unter den Bürgern hatten es einige mit den Franzosen und Bayern gehalten. In der Nacht zum 27. April wurden mehrere in ihren Wohnungen aufgehoben

und in Gewahrsam genommen; sieben davon wurden des Landes verwiesen. Die Gerechtigkeit erlaubte es nicht, daß alle, die sich wider Maria Theresia so schwer vergangen hatten, straflos ausgingen; allein so viel als möglich wurde Gnade geübt und keiner, so wollte es die edle Fürstin, am Leben gestraft.

Maria Theresia kam nun selbst in Begleitung ihres Gemahls nach Böhmen. Am 25. April verließ sie Wien, kam noch am Abend desselben Tages bis Iglau, am 26. bis Deutschbrod, am 27. um 4 Uhr Nachmittags nach Brandeis an der Elbe. Das war nach damaligen Begriffen sehr schnell gereist! Andere Menschenkinder brauchten vier bis fünf, auch wohl sechs Tage für diese Strecke. Den 28. verfügte sich Maria Theresia und Franz Stephan in das nahe Alt-Bunzlau, hörten in der dortigen berühmten Wallfahrtskirche eine Messe und besuchten die Marterstelle des heiligen Wenzel. Am 29. erhoben sie sich von Brandeis gegen Prag, wo außerhalb des Roßthores drei prachtvolle türkische Zelte zur Unterkunft der Königin, ihres Gemahls und des Hofstaates aufgeschlagen waren. Gegen 4 Uhr Nachmittags begann der feierliche Einzug, in langem Zuge die berittene Bürgerschaft der vier Prager Städte, der böhmische Adel mit seinen Reitknechten, Pagen, Aufwärtern und Officieren, alle zu Pferde und in neuen funkelnden Anzügen, die drei Herolde von Ungarn, Böhmen und Oesterreich in ihrem prächtigen Ceremonien-Anzuge, endlich die Königin und ihr Gemahl in einem mit sechs schwarz-braunen Neapolitanern bespannten Galla-Wagen — von allen Stadtwällen donnerten die Geschütze, von allen Kirchenthürmen tönte das Geläute aller Glocken, auf allen Plätzen, wo Abtheilungen von Militär oder Bürgerwehr aufgestellt waren, wirbelten Pauken und schmetterten Trompeten; auf dem Knopf des Neustädter Rathhausthurmes standen drei Personen, einer schwang

eine Fahne, der zweite feuerte ein Gewehr ab, der dritte stieß in die Trompete; und dazwischen unaufhörlich rief die freudig erregte Menge, an welcher die blühende Monarchin vorbei kam: Vivat Maria Theresia!

Den 11. Mai fand in der königlichen Landstube ob dem Prager Schlosse die Erbhuldigung statt und sind dazu die böhmischen Stände, wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt, „in einer sehr großen und solcher Anzahl erschienen, daß die innern und äußern Anti-Kammern, wie auch die große Ritterstuben darmit angefüllet waren." Auf den folgenden Tag war die Krönung bestimmt. In dem Augenblicke, da Maria Theresia sich in den St. Veitsdom begeben wollte, traf ein vom Herzog Karl von Lothringen abgeschickter Eilbote mit der Nachricht eines glänzenden über die Bayern erfochtenen Sieges ein. Sogleich ließ die Königin mit der Krönungsfestlichkeit innehalten und zuvor dem Allerhöchsten ein dankerfülltes Te Deum laudamus darbringen. Nun erst fand die feierliche Salbung und Krönung statt, welche diesmal der Bischof von Olmütz anstatt des Prager Erzbischofs vornahm; letzterer hatte dem bayrischen Karl Albert die Krone auf das Haupt gesetzt, und sich darum vor der Ankunft Maria Theresias aus Prag entfernen müssen. Ein dreimaliges „Vivat et triumphet — Es lebe und es siege unsere allergnädigste Königin und Erbfrau!" ertönte aus allen Kehlen der dichtgedrängten Menge, während Pauken und Trompeten einen dreimaligen frohen Tusch gaben. Maria Theresia ließ sich auf den Thronsessel nächst dem Altare nieder, zog das Schwert des heiligen Wenzel aus der Scheide und ertheilte einer Anzahl Edlen, die sie zu St. Wenzelsrittern erkoren hatte, den Ritterschlag. Mit der Krone auf dem Haupte durchschritt sodann die junge und schöne Königin von Böhmen die Kirche und die Reihen des jubelnden und zurufenden Volkes, dem man Münzen auswarf,

und das roth-weiße Tuch, über welches die Herrscherin geschritten war, preisgab. Bei dem Krönungsmahle im prächtigen Wladislaischen Saale schickte Maria Theresia ein kostbares Trinkgeschirr aus Bergkrystall, mit edlem Wein gefüllt, zur Tafel des Oberstburggrafen hinüber und ließ ihm den Spruch entbieten: „Auf das Wohl dieses Erbkönigreiches und Derer, die es mit Ihro königlichen Majestät, Dero Erzhaus und dem Königreich wohlgemeinet und wohlmeinen."

Maria Theresia weilte zur großen Freude der Bevölkerung acht und vierzig Tage lang in Prag. Sie hatte nun das Werk der schnöden Verbrüderung, die ihr Land und Krone entreißen wollte, zu Schanden gemacht. Sie war jetzt gekrönte Königin von Ungarn und Böhmen, sie war gesalbt und geweiht in der Martinskirche zu Preßburg und im St. Veitsdome von Prag, sie hatte von Scepter und Reichsapfel beider Länder feierlich Besitz ergriffen, sie war umgürtet worden mit dem Schwerte des heiligen Stephan von Ungarn und des heiligen Wenzel von Böhmen. Vernichtet war das Werk der Afterkrönung und armseligen Huldigung Karl Alberts in Prag, der sein eigenes Land verlor, während er die gierige Hand nach fremdem Eigenthume ausstreckte, und dem fast nichts mehr übrig blieb von seinen geträumten Herrlichkeiten, als ein Kaisertitel ohne Macht und Ansehen, und daneben — so weit konnte der irregeführte Monarch seine und des Reiches Würde vergessen! — das Patent eines General-Lieutenants des Königs von Frankreich.

20.

Der Krieg in Bayern.

Während Maria Theresia in Prag weilte, hatte bereits auf allen vom Krieg heimgesuchten Gebieten der Feldzug

begonnen. Wir wollen zunächst den Kampf in Bayern im Jahre 1743 betrachten!

Frankreich konnte Bayern nicht im Stiche lassen und sandte darum gleich beim Beginn des Jahres neue Schaaren dahin mit großen Geldsummen. Das französische Heer erreichte eine Höhe von 55.000 Mann, das bayerische sollte 35.000 Mann stark werden. Vereint wollte man über die Oesterreicher herfallen, sie schlagen und so den Frieden erzwingen. Zum Unglücke ließ man Broglie als Feldherrn an der Spitze, der entmuthigt war und meinte, er thue genug, wenn er Isar und Donau behaupte. Belleisle und der arme Kaiser verlangten, er solle die obere Naab besetzen und die Verbindung mit Eger erhalten. Broglie erklärte dies für unmöglich, doch wußte er, in das ausgehungerte Eger unter du Chayla Mannschaft, Lebensmittel und Geld zu bringen, so daß sich die Festung bis September halten konnte. Damit wurde der Feldzug eröffnet.

Wollte der französische Feldherr blos vertheidigen, so waren die Oesterreicher, die jetzt ein kühner Geist beseelte, entschlossen anzugreifen. Diese Franzosen mußten einmal aus ganz Deutschland vertrieben werden; das englisch-österreichische Heer sollte vom Niederrhein an den Main heraufkommen und die Franzosen verhindern, neue Mannschaft nach Bayern zu senden. Die österreichische Macht an der Donau bestand aus 52.000 Mann zu Fuß und 15.000 zu Pferd. Der umsichtige und thatkräftige Khevenhüller griff im April an und wußte Franzosen und Bayern zu trennen, und Starrkopf Broglie, der sich in Sicherheit einwiegte und nur die Isar vertheidigen wollte, arbeitete ihm hiebei in die Hände; die Oesterreicher, sagte er, zielten eigentlich auf die Oberpfalz los. Bald übernahm Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl. Der bayerische General Minuzzi wurde am 8. Mai in einem glänzenden Treffen bei

Simbach in der Nähe von Braunau geschlagen, die Oesterreicher verloren nur 100 Mann, die Bayern allein an Gefangenen 2027, darunter Minuzzi und zwei andere Generale. Das war jener Sieg, dessen Botschaft gerade in dem Augenblicke nach Prag kam, als sich Maria Theresia zur Krönung anschickte. Vergebens beschwor Karl VII. Broglie bei einer persönlichen Zusammenkunft, doch bis an die Vils vorzurücken und mit den Bayern vereint zu kämpfen. Broglie konnte es in fünf Stunden, er that es nicht; trocken entgegnete er: „Ich habe keinen Befehl dazu." „„Gut, so gehorchen Sie meinem Befehle"", entgegnete der Kaiser, „„hier ist das Patent Ihres Königs, das mich zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernennt."" „Ich kann nicht", antwortete Broglie, „ich habe spätere Befehle, die mich anders zu thun heißen". „„Wohlan"", rief der Kaiser, indem er das Patent auf den Tisch warf, „„so nehmt das auch mit, ich kann es doch zu nichts brauchen."" Man trennte sich erbittert, Seckendorf mußte über Mühldorf sich nach Wasserburg zurückziehen, Braunau litt Mangel an Lebensmitteln und aus Tyrol drangen die Oesterreicher ebenfalls hervor.

Jetzt gingen die Oesterreicher mit kriegerischem Feuer unaufhaltsam voran. Am 17. Mai forderten sie die französische Besatzung in Dingolfing auf, sich zu ergeben; die Stadt war fest, hatte Besatzung und Lebensmittel genug. Der Feldmarschall du Chatelet antwortete mit einem trotzigen Nein. Die Oesterreicher eröffneten alsbald ein zerstörendes Feuer, um Mittags standen schon die Vorstädte und einige Häuser der Stadt in Brand. Die Franzosen baten um eine Stunde Waffenstillstand; nein, hieß es, ergebt euch! Die Vorwerke wurden genommen, die Stadtthore eingeschossen, du Chatelet befahl den Rückzug, er artete aber schnell in Flucht aus; viele wurden in die Isar gesprengt; die Franzosen ließen 600 Todte und Ver-

wundete auf dem Platze, die Oesterreicher zählten nur 30 Todte. Am Abend des gleichen Tages standen die Oesterreicher vor Landau; es war an und für sich schon mit Mauern und Gräben umgeben, die Franzosen hatten es durch Pallisaden und Erdwerke noch fester gemacht. Im Sturmlaufe werden die Redouten genommen, werden die Vorstädte besetzt, schon beginnt der Kampf um die eigentliche Stadt. Da lodert sie plötzlich in der Nacht in Flammen auf. Die Franzosen haben dieses grausame Mittel gewählt, um ihre Vorräthe wie die Stadt nicht in die Hände ihrer Gegner gelangen zu lassen. In derselben Zeit wurde Seckendorfs letzter Versuch Braunau zu entsetzen, bei dem diesesmal Broglie mithelfen wollte, vereitelt. Die Vorhut des Corps, das er hiezu absandte, ward von den Husaren Ghilanys und Nádasdys zersprengt.

Indeß schlug Prinz Karl eine Brücke bei Niederaltaich und verband sich mit Lobkowitz, der im Norden der Donau stand. Es galt diesesmal Deggendorf; zehn Bataillone, fünf Schwadronen, viel Geschütz und eine Menge Lebensmittel waren unter dem Prinzen Conti in diesem Orte, welcher eine Feldfestung war, mit starkem Walle und tiefem Graben umschlossen, Schanzen rings auf den Höhen. Broglie hatte die Festung vor kurzem besichtigt und sie für unbezwinglich erklärt; Browne machte am 27. Mai dieses Wort zu Schanden. Kaum hatte das Geschütz die Pallisaden niedergerissen, so erstürmten seine Grenadiere die Redouten und warfen die Franzosen gegen die Festung. Die Flüchtlinge rissen die mit sich fort, die heranrückten ihnen zu helfen; ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Franzosen, sie stürzten in wirrer Flucht auf die Brücken, welche das österreichische Geschütz bestrich. Als auf den Boten, welcher zur Uebergabe aufforderte, geschossen wurde, ließ Browne die Sturm-Colonnen anrücken und 3000 Oesterreicher nahmen eine Stadt,

die von 6000 Franzosen vertheidigt war. Jetzt ordnete Broglie auf seiner ganzen Linie den Rückzug an. Moriz von Sachsen, der von Burglengenfeld bis Amberg stand, mußte nach Stadt am Hof zurück; Seckendorf sollte die Isar von München bis Wörth, Broglie wollte sie von da bis an die Mündung vertheidigen.

Aber auch aus dieser Stellung verdrängten die Oesterreicher ihre Gegner sehr schnell. Nach einem kühnen Plane schlugen sie im Rücken ihrer Feinde eine Brücke und gingen vom linken Ufer auf das rechte der Donau über. Durch falschen Lärm geschreckt, erwarteten Franzosen und Bayern einen Uebergang über die Isar und jetzt war auch die Isarlinie nicht mehr zu halten, Seckendorf zog sich nach München, Broglie nach Regensburg zurück und that, als wolle er sich in Ingolstadt halten. Am 7. Juni mußte der arme Kaiser wieder seiner Residenz München Lebewohl sagen, am 9. rückten die Oesterreicher unter Bärenklau ein. In Amberg nahmen sie zwanzig Kanonen und dreizehn Mörser, Straubing ward eingeschlossen. Bayern und Franzosen waren entmuthigt, Broglie hatte den Kopf vollständig verloren, keine Stellung schien ihm mehr sicher, er sah Oesterreicher, wo keine waren. „Drei Heere", schrieb er nach Haus, „stehen gegen mich", und doch stand nur eines ihm gegenüber. Verstärkung unter Noailles war zu ihm gestoßen — vergebens. Vor Angst schrieb er nach Hause: „ich habe keine Lebensmittel", und doch hatte er Lebensmittel genug und Geld in Hülle und Fülle. Am 23. Juni erreichte er Donauwörth, am 26. erklärte er dem Kaiser, er müsse wegen Mangel an Lebensmitteln mit dem gesammten Heere den Rückzug über den Rhein antreten. Empört über dieses Benehmen ließ ihm der Kaiser erklären, er werde sein Heer von dem französischen trennen, und verlangte, mit den Oesterreichern zu unterhandeln. Seckendorf

bat um eine Zusammenkunft mit dem Prinzen Karl, sie fand am 27. Juni im Kloster Niederschönfeld statt. Seckendorf beantragte erstens: Braunau wird übergeben, die Besatzung nach Bayern verlegt; zweitens: Straubing wird übergeben, dafür dürfen aber die Franzosen und Bayern frei abziehen; drittens: ebenso wird Reichenhall übergeben; viertens: die Franzosen verlassen Ingolstadt, wenn an ihre Stelle gleich viel Bayern treten dürfen; fünftens: Donauwörth wird von 200 Bayern besetzt, den Oesterreichern aber zum Durchmarsch geöffnet; sechstens: die Bayern hindern die Oesterreicher nicht weiter, werden aber ferner nicht feindlich behandelt. Maria Theresia genehmigte die drei ersten Puncte (Braunau hatte sich aber indessen ergeben), verwarf aber die anderen: „der Kurfürst von Bayern, denn als Kaiser könne sie ihn nicht anerkennen, sei ihr Feind, dessen Truppen sie bekämpfe; obschon zur Versöhnung geneigt, könne sie doch nur mit Zustimmung ihrer Verbündeten Frieden schließen."

Prinz Karl ließ neunzehn Bataillone zur Behauptung Bayerns, zur Bezwingung Ingolstadts und Straubings zurück und eilte Broglie nach, der so eilig dem Neckar zufloh, daß nur die Husaren ihm noch namhafte Verluste beibrachten. So nahm Nádasdy bei Eßlingen 1400 Mann gefangen. Bei Mannheim überschritt Broglie im Juli den Rhein; in Straßburg gab er nichts desto weniger stolz auf seine Heldenthaten gleich nach seiner Ankunft einen Ball, seine Regierung aber setzte ihn ab und verwies ihn auf seine Güter, um dem verletzten Ehrgefühle der Nation und dem beleidigten Kaiser wenigstens einige Genugthuung zu geben.

21.

Die Schlacht bei Dettingen.

Ehe noch Broglie über den Rhein zurückging, traf die Franzosen ein anderer harter Schlag am Main den 27. Juni 1743. Es schlug ihn die pragmatische Armee, so genannt, weil sie die pragmatische Sanction aufrecht erhalten sollte. Diese bestand aus 16.000 Engländern, die gut gekleidet Weiber und Hunde mit sich führten, 16.000 Hannoveranern und 12.000 Oesterreichern unter dem Herzoge von Arenberg. Die Engländer befehligte Graf Stair. Diese Armee stand anfangs in Flandern und wollte von da nach Frankreich eindringen, die Oesterreicher fürchteten aber die Ankunft des neuen Heeres, das 70.000 Mann stark unter Noailles im Nieder-Elsaß sich sammelte, und verlangten, zuerst solle man Deutschland von den Franzosen säubern. Der französische Kriegsminister befahl, Noailles solle sich am Neckar aufstellen, dieser wollte aber vom Main aus die heranziehende pragmatische Armee in den Westerwald werfen, sich dann mit dem aus Bayern sich zurückziehenden Broglie verbinden und den Franzosen wieder das Uebergewicht in Deutschland verschaffen. Merkwürdiger Weise stritten jetzt Franzosen und Engländer gegeneinander, ohne sich den Krieg erklärt zu haben; die Engländer halfen nur Maria Theresia und die Franzosen nur dem Bayer. „Mit Spanien haben wir Krieg", schrieb Horace Walpole, „bekämpfen es aber nicht, mit Frankreich sind wir im Kampfe, vermeiden aber den Namen."

Wäre die pragmatische Armee schneller vorgerückt, sie hätte für Broglies Heer verderblich werden, und den Versuch Noailles, ein neues Heer zu sammeln, vereiteln können. Allein sie verlor eine kostbare Zeit, die Noailles benützte, um sein Heer

zu sammeln. Ueber Frankfurt zog die pragmatische Armee Main-aufwärts Aschaffenburg zu, um sich mit Khevenhüller und Prinz Karl zu vereinen, welche gerade daran waren, Bayern von den Franzosen zu säubern. Noailles war aber schon Meister des linken Mainufers geworden; er folgte der pragmatischen Armee, die auf dem rechten Mainufer hinaufzog, Schritt für Schritt und brachte sie in eine üble Lage dadurch, daß er sie am Fouragiren hinderte. Die Gegend war zudem arm an Lebensmitteln; was war zu thun? Stair wollte gerade gegen die Franzosen losgehen und ihnen eine Schlacht anbieten; Arenberg rieth, erst 12.000 Mann-Verstärkung abzuwarten, da die Franzosen an Zahl überlegen seien. Bei Aschaffenburg wollte man auf die südliche Seite des Main; allein da standen die Franzosen in so günstiger Stellung, daß ein Angriff nicht gerathen war. Man mußte sich deswegen am 26. Juni entschließen, auf dem nördlichen Ufer nach Hanau zurückzukehren, wo die Magazine standen. Denn die Noth war groß, die Soldaten waren auf halbe Rationen herabgesetzt und das Futter fehlte in solchem Grade, daß man schon mit dem Gedanken umging, den Pferden die Kniekehlen zu durchhauen, damit die Franzosen sie nicht gebrauchen könnten. Man begann also am 27. Juni den Rückzug dem rechten Ufer des Main entlang, zwischen den waldigen Ausläufern des Spessart und dem Flusse. Mit Luchsaugen hatte Noailles alles bemerkt; kaum hatten die Engländer Aschaffenburg verlassen, so ließ er diesen wichtigen Posten mit 12.000 Mann besetzen. Engländer und Oesterreicher konnten also nicht mehr zurück, bald aber auch nicht mehr vorwärts; denn Noailles hatte bei Seligenstadt zwei Brücken geschlagen und 23.000 Mann auf das rechte Ufer des Main geworfen, welche jetzt die durch einen Hohlweg, einen Bach und eine sumpfige Wiese so leicht zu vertheidigende Stellung bei Dettingen besetzten,

durch welches die pragmatische Armee ziehen mußte, wollte sie Hanau erreichen. So waren also Engländer, Oesterreicher und Hannoveraner in der Gefahr, die Waffen strecken oder sich in die Waldwege des Spessart zerstreuen zu müssen. Noailles frohlockte über die Mausefalle, worin er seine Gegner gefangen habe, denn rechts von ihnen waren die waldigen Höhen des Spessart, links der Main, vor ihnen in Dettingen die Franzosen, hinter ihnen in Aschaffenburg wieder Franzosen und auf dem anderen Ufer des Main wieder Franzosen. Auf dem Marsche war die pragmatische Armee fortwährend durch die französischen Batterien belästigt, die am linken Ufer des Main aufgestellt waren. Doch verlor man den Muth nicht so leicht, sondern entschloß sich, mit dem Schwerte in der Hand durch Dettingen sich Bahn zu brechen. Neipperg, der beim Heere schon durch längere Zeit war, gab guten Rath, und König Georg II. von England, der aus Hannover zu seiner Armee geeilt kam, war gleichfalls ein Mann, der die Furcht nicht kannte. Anfangs war er beim Nachtrab, weil man meinte, von Aschaffenburg her angegriffen zu werden; als man aber bei Dettingen auf die Franzosen stieß und merkte, daß hier der Posten der Gefahr war, eilte er an die Spitze des Zuges und ordnete mit Neipperg das Heer zur Schlacht. Er ist der letzte König von England, der persönlich den Oberbefehl in einer Schlacht führte. Es währte mehrere Stunden, bis die Schlachtordnung hergestellt war, und Oesterreicher und Engländer litten schwer, aber auch standhaft, durch die französischen Batterien auf dem linken Ufer des Main. Zum Glück für die pragmatische Armee war Noailles nicht in Dettingen geblieben; den Befehl führte dort sein Neffe, der Herzog von Grammont. Statt in seiner vortheilhaften Stellung zu bleiben und sich angreifen zu lassen, entschloß sich dieser zum Angriff, weil seine heißblütige Umgebung, der Kern des franzö-

sischen Adels, das Warten nicht länger ertrug. Mit wilder Furie stürmte das sogenannte „königliche Haus" zum Angriff vor, brach sich durch das Fußvolk der Verbündeten Bahn bis an das erste Treffen der Reiterei; doch sammelte sich das Fußvolk der Verbündeten bald wieder. Nun rückten auch die französischen Garden zu Fuß aus ihrer Stellung, um die Verbündeten an der linken Flanke zu fassen. Dort standen die Oesterreicher; Feldmarschalllieutenant Salm ließ seine Bataillone einen Haken bilden und rückte ihnen gefaßt entgegen. Noailles hatte befohlen, das erste Feuer des Feindes abzuwarten und dann mit dem Bajonnet auf ihn loszugehen. Das Feuer der Oesterreicher war aber so wirksam, daß die Garden in Verwirrung an den Main zurückwichen. Das französische Geschütz auf dem linken Mainufer konnte jetzt nicht feuern, sonst hätte es die eigenen Leute getroffen; händeringend sah Noailles vom anderen Ufer der Verwirrung seiner Leute zu und konnte nicht helfen, und nun ging die ganze pragmatische Armee unaufhaltsam vorwärts, in festem Feuer, ein wandelnder Bajonnetwald; ein wildes Gemetzel beginnt, die Franzosen stürzen in wilder Verzweiflung auf die Brücken, die französischen Garden werfen die Waffen weg und springen in den Main; nach vier Stunden war der Kampf vorüber und die Verbündeten Herren von Dettingen. Die Franzosen verloren 6000, die Verbündeten 3000 Mann. König Georg II. war im dichtesten Kugelregen mit größter Kälte an der Spitze der Engländer gestanden; „fest meine Burschen, feuert gut," war die stete Mahnung an seine Leute. Der Antheil der Oesterreicher an diesem Kampfe entschied den Sieg, namentlich hatte das Regiment Styrum sich hervorgethan. Doch die Folgen der Schlacht entsprachen den Erwartungen nicht; man hoffte in Wien vergebens, daß die Sieger noch einmal auf Noailles losstürzen und Frankreichs Macht beugen

würden; man sandte vergebens Browne an Georg II., um ihn zum schnellen Mainübergang anzutreiben. Der König lobte die Tapferkeit der Oesterreicher bei Dettingen, sagte aber, er wolle mit weiteren Schritten warten, bis Prinz Karl von Lothringen mit Verstärkung da sei. Vergebens entgegnete Browne, man brauche keine Verstärkung, die Franzosen seien entmuthigt. Statt daß man ins Elsaß eingerückt wäre, blieb man in Mainz stehen und ließ Noailles am 17. Juli ruhig bei Rheintürkheim über den Strom zurückkehren.

Am 26. Juli traf Prinz Karl in Hanau ein, und wurde in den sogenannten Hanauer Conferenzen beschlossen: er solle den Oberrhein zwischen Hüningen und Straßburg überschreiten, Georg II. aber von Mainz aus zwischen Mosel und Rhein vorrücken; dagegen sollten die Holländer, die endlich zur Theilnahme am Krieg sich entschlossen hatten, die rechte Flanke des letzteren decken. Prinz Karl hatte offenbar die schwerste Aufgabe, machte sich aber mit Eifer daran; sein Heer war schnell am Oberrhein; zwischen Altbreisach, Rimsingen und Munzingen wurde ein Lager bezogen; Karl hatte in jener Gegend 31.000 Mann zu Fuß und 17.000 Reiter. In der Nacht vom 5. August ging Trenk mit 130 Panduren bei Altbreisach über den Rhein und hob drei französische Posten auf. Wenn die Oesterreicher und Engländer von Hanau aus schnell vordrangen, so mußte die französische Macht am Oberrhein geschwächt und Karl der Uebergang erleichtert werden. Dem war aber nicht so; mit größter Langsamkeit verließen die Engländer erst am 21. August Hanau, am 30. waren sie erst in Worms, langsam zog sich Noailles vor ihnen zurück bis hinter die Queich. Nur Menzel mit seinen Reitern kam mit den Franzosen in Kampf, und drang bis nach Lothringen vor; Stanislaus Lescinsky mußte aus Luneville entfliehen, um seinen

Husaren nicht in die Hände zu fallen. Menzel trank überall auf die Gesundheit der Königin, denn die französische Herrschaft werde in Lothringen bald ein Ende haben; wer sich dem widersetze, dem werde er Nase und Ohren abschneiden und ihn dann an einem Baume aufhängen.

Die Langsamkeit der Engländer war Schuld, daß Coigni mit großer Macht im oberen Elsaß bleiben konnte. Der Uebergang über den Rhein, den Prinz Karl in der Nacht vom 3. September an zwei Orten versuchte, mißlang. Die Schiffe, welche bei Rheinweiler Truppen übersetzen sollten, kamen wegen dicken Nebels und unsicherer Fahrt an den unrechten Ort und landeten bei einer französischen Redoute, die zwar schnell genommen wurde, aber bald waren sieben französische Bataillone da; die kleine Schaar vertheidigte sich muthig, erlag aber, weil sie nicht unterstützt wurde. Der Uebergang bei Altbreisach gelang nur zum Theile; die Panduren nahmen die Insel Rheinach, hieben 60 Mann dort zusammen und bauten rasch einen Brückenkopf. Zum Brückenschlagen brauchte man aber vierzehn statt vier Stunden, weil die Anker auf dem steinigen Grunde nicht faßten. Die Brücke wurde geschlagen unter furchtbarem Feuer aus Fort Mortier und erhalten trotz der französischen Höllenmaschinen und brennenden Flöße, die sie zerstören sollten. Noailles schickte seine Mannschaft nach dem Elsaß und Karl hatte keine Aussicht, gegen Uebermacht zu siegen, wenn es ihm auch gelang, die Brücke von der Insel Rheinach aus bis an das französische Ufer zu vollenden, weil die 50.000 Mann unter Georg II. zuerst in Worms und dann in Speier lange in Unthätigkeit blieben. Bald ward es zu spät und man mußte Winterquartiere beziehen. Georg II. zog nach Hannover ab, die Holländer gingen nach Hause, Karl besetzte Freiburg gehörig, zog eine Postirung am Oberrhein und verlegte den Rest des Heeres nach Schwaben und Bayern.

So ward die günstigste Gelegenheit, Frankreichs Macht zu demüthigen, versäumt. Nicht an Karl liegt die Schuld, sondern an Georg II. Seine Säumigkeit hatte in Verhandlungen, die damals gepflogen wurden, ihren Grund; denn die Gründe, die Georg den Oesterreichern für sein Zögern angab, sind nicht stichhaltig. Eine Andeutung des wahren Verhaltes geben uns die Worte Friedrichs in seinem bisher mehrmals genannten Geschichtswerke: „Dem König von Preußen machte der Sieg von Dettingen nicht so viel Freude, als dem König von England. Er mußte befürchten, daß die französischen Minister, nicht fest genug in ihren Entschlüssen, jetzt durch eine Reihe von Unfällen muthlos gemacht wären, und daß sie daher Ludwigs XV. Ruhm und den Vortheil des Kaisers aufopfern möchten, um sich aus den täglich neu aufwachsenden Verlegenheiten zu retten. Zu dem Zwecke sandte er den jungen Grafen Fink an den König von England unter dem Vorwande, ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen, in der That aber in der Absicht, auf Lord Carterets Benehmen ein wachsames Auge zu halten und die Unterhandlungen, die sich in diesem Lager anspinnen könnten, zu ergründen."

In der That wurden die wichtigsten Verhandlungen gepflogen. Um ihre Bedeutung zu erklären, müssen wir weiter ausholen und zuerst einiges über Maria Theresia und ihre politischen Pläne mittheilen.

22.

Maria Theresia und ihre Politik.

Die Noth hatte Maria Theresia nicht gebeugt, im Glück erschlaffte ihre Seele nicht, sondern erhob sich nur zu kühnerem Schwung. Ein wunderbarer Zauber umgab ihr Wesen; alle,

Hohe und Niedere, verschlagene Staatsmänner wie einfache Naturen, wurden von ihr fortgerissen, bei jedem traf sie den Ton, der in seinem Herzen anschlug. Wie mußte es nicht blos den verdienstvollen Pálffy, sondern den gesammten ungarischen Adel ergreifen, als sie dem greisen Palatin ihr schönstes Reitpferd, einen mit Diamanten besetzten Degen und einen Ring von hohem Werth mit dem Schreiben übersandte: „Mein Vater Pálffy! Ich sende Euch dieses Pferd, welches nur von dem edelsten meiner getreuen Unterthanen bestiegen zu werden würdig ist. Empfanget zugleich diesen Degen, mich wider meine Feinde zu beschützen; und nehmet diesen Ring als das Zeichen meiner ewigen Zuneigung. Theresia.“ Wie wußte sie nicht die Herzen ihrer tapferen Soldaten zu rühren, als sie an den über Bayern und Franzosen siegreichen Khevenhüller ihr in Lebensgröße gemaltes Bild, mit dem Erzherzog Joseph auf dem Arme, mit folgendem Schreiben sandte: „Hier hast Du eine von aller Welt verlassene Königin vor den Augen; was meinest Du, wird aus dem Kinde werden? Siehe, Deine gnädigste Frau vertrauet Dir, als einem getreuen Diener, mit diesem Bildniß ihre ganze Macht und alles, was ihre Herrschaft vermag. Handle, o Held, als ein getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten gedenkest. Nimm die Gerechtigkeit zum Schilde, und thue, was Du gerecht zu sein glaubest. Sei unparteilich in Beurtheilung unserer Feinde, folge denen größesten Thaten des in Gott ruhenden Eugenii, und sei versichert, daß Du mit Deinem Geschlechte jetzo und zu ewigen Zeiten von uns und unseren Nachkommen alle Gnade, Huld und Dankbarkeit, vor der Welt aber einen unsterblichen Ruhm erlangen wirst. Solches betheuern Wir bei Unserer Majestät. Lebe wohl und streite wohl. Maria Theresia.“ In begeistertem Jubel entblößten die tapferen Krieger, als ihnen der Brief verlesen wurde, ihre Schwerter,

küßten sie und warfen dem Bilde ihre Küsse zu. Wie wußte sie nicht den ärmsten Landmann zutraulich zu machen und sein Herz zu erleichtern! Hin und wieder kam es vor, daß er eine Klage gegen einen Beamten, der ihn drückte, nicht schriftlich, nicht vor der Umgebung der Königin mündlich vorzubringen wagte. „Sei er nur muthig und sag' er mirs ins Ohr", rief ihm die Königin zu, und mancher Uebelstand ward auf diese Weise rascher behoben!

Hören wir eine Schilderung der herrlichen Frau, vom eifrigen und scharf beobachtenden Diener ihres größten Feindes entworfen und ihm in Chiffreschrift zugesendet. 1746 schickte Friedrich II. seinen Minister Podewils als Gesandten an den Hof in Wien und gab ihm den Auftrag, ihm alle bedeutenden Persönlichkeiten am Hofe zu Wien genau zu schildern. Graf Podewils schreibt nun: „Ich beginne mit dem Portrait der Kaiserin-Königin als der Hauptperson auf meinem Bilde. Ihr Gang ist frei, ihre Haltung majestätisch, ihre Gestalt ist groß, ihr Antlitz rund und voll, ihre Stimme frei. Ihre Augenbraunen sind schön gezogen und wie ihre Haare blond, ohne ins Roth zu streifen. Ihre Augen sind groß, lebhaft und zugleich voll Milde, wozu ihre Farbe, ein tiefes Blau, nicht wenig beiträgt. Die Nase ist regelmäßig, nicht Adler- nicht Stumpfnase. Ihre Zähne sind weiß, ihr Lächeln ist angenehm. Ihr Mund ist etwas groß, aber recht schön. Nacken und Hals sind wohl gebildet, die Arme und die Hände aber bewunderungswürdig. Ihr Teint muß es ebenso gewesen sein troß der geringen Sorgfalt, die sie sich darum gibt. Sie hat regelmäßig viel Farbe. Ihre Physiognomie ist offen und glücklich, ihre Annäherung ist heiter und anmuthig, kurz man kann es nicht bestreiten, sie ist eine schöne Frau."

„Als sie den Thron bestieg, fand sie das Geheimniß, die Liebe und Bewunderung Aller zu erregen. Ihr Geschlecht, ihre Schönheit, ihr Unglück trugen nicht wenig zur Verbreitung

ihres Lobes bei. Sie nahm sich zusammen, sie zeigte sich nur von der guten Seite, leutselig, fromm, freisinnig, volksthümlich, barmherzig, muthig, hochsinnig; so gewann sie bald das Herz ihrer Unterthanen, die jetzt die Hinneigung, die sie zum Kurfürsten von Bayern empfunden hatten, sich als eine Sünde anrechneten. Sie gab Jedem Gehör, las selber die Bittschriften, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm sich selber der Geschäfte an, belohnte den Einen mit guten Worten, den Anderen mit einem Lächeln oder huldvollen Zuwinken, und wo sie etwas abschlagen mußte, that sie es in der anmuthigsten Weise. Sie machte großartige Versprechungen und bezeugte den frömmsten Sinn, indem sie oft erklärte, sie vertraue in allem auf Gott, hielt die Geistlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröstete offenkundig die Armen, gründete Spitäler, vertheilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es nöthig war, in allem Glanze als Herrscherin auf, redete die Ständeversammlung selber an, schilderte in rührender Weise ihre Lage, klagte über das Unglück, in das sie ihre Feinde stürzten, und sagte, sie sei untröstlich, daß ihre Unterthanen mit ihr und für sie leiden müßten; verhieß, bei günstiger Gelegenheit den Eifer eines Jeden zu belohnen, sicherte den Ungarn die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte und die Abstellung vieler Beschwerden zu. Ueberhaupt bekundete sie eine große Stärke der Seele, sie trotzte dem Unglücke und suchte durch ihren eigenen Muth den Muth im Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen. Man hörte nur Lob über sie, jeder erhob sie zum Himmel, alle priesen sich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Die Stände steuerten, so viel sie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug seine Lasten ohne Murren, die Großen streckten ihr Geld vor, oft ohne erst zu warten, bis man sie darum bat. Die Ungarn stürzten sich mit Eifer in den Kampf für sie, Officiere dienten ihr gerne um den

halben Sold, ihre Verbündeten waren überzeugt, daß sie ihnen ungern zur Last fiel und leisteten ihr eifrigen Beistand. Jeder beeilte sich, sich zu opfern für die beste der Fürstinnen. Man vergötterte sie. Jedermann wollte ihr Bildniß besitzen. Nie erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit Jubel und Zuruf empfing!"

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sicheren Urtheile vereint sie das glücklichste Gedächtniß, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, daß es schwer ist, aus ihrer Miene das zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Ihr Nahen ist immer heiter, huldvoll, und ermuntert auch die Zaghaftesten. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich immer mit Anmuth aus. Der Zutritt zu ihr ist leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Kammerfrau, die gerade Dienst bei ihr hat; selten wird jemand abgewiesen. Die Kaiserin hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selber in Empfang."

„Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau und vollkommen zu kennen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten an den fremden Höfen selber durch oder läßt sie sich vorlesen. Sie sieht den Entwurf aller wichtigen Actenstücke noch einmal durch, ehe sie ins reine geschrieben werden. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind, insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen und gibt sich alle Mühe, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale ganz genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr hinreichend. Aus eigener Wahl hat sie alle die ernannt, die im letzten Feldzuge in Italien gedient haben, und es sind dies, wie alle Welt versichert, die

tüchtigsten unter den Officieren. Sie zeichnet das Militär aus das jetzt in viel höherem Ansehen steht, als unter dem vorigen Kaiser. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche sein Glück machen. Die Officiere, die gerade Wache bei ihr haben, müssen immer an ihrer Tafel speisen, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, was dem hohen Adel sehr mißfällt, der auch darum verstimmt ist, weil die Kaiserin in ihrer Abneigung gegen die Etikette einige hergebrachte Förmlichkeiten abgebracht hat. Die Soldaten sucht sie durch Freigebigkeit für sich zu gewinnen, läßt oft Geld unter sie austheilen und geht selten an ihrer Leibwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. Auch haben die Soldaten sie sehr gerne, denn der Muth der Kaiserin in ihrem größten Unglücke hat ihr ohnedies ihre Achtung erworben. Es ist ganz gewiß, daß sie einige Zeit hindurch im Sinne hatte, sich selbst an die Spitze ihres Heeres zu stellen."

„Aus Ehrgeiz wünscht sie, selbständig zu regieren, und es gelingt ihr das besser, als der Mehrzahl ihrer Vorfahren; aber das Interesse, das ihre Umgebung hat, ihr eine genaue Kenntniß der Sachlage zu entziehen und sie an Abstellung von Mißbräuchen zu verhindern, aus denen sie oder ihre Familien Vortheil ziehen, macht das Streben der Kaiserin oft unnütz oder wenigstens fruchtlos. Sie durchblickt zwar oft die Täuschung, in die man sie wiegen will, hat aber nicht immer die Macht durchzugreifen. Oft spricht sie ihren Unmuth darüber aus und hat oft erklärt, daß sie Gott am inbrünstigsten darum bitte, daß er ihr die Augen öffne."

„Im allgemeinen sucht sie die Schwächen ihres Geschlechtes sich ferne zu halten, und geizt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und selten sein Erbtheil sind. Es scheint, sie ist oft unmuthig darüber, daß sie als Weib und nicht als Mann auf

die Welt kam. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar nichts; ohne sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden in der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren; Kälte erträgt sie übrigens leichter als Hitze. Ebenso verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz; Gallatage ausgenommen trägt sie und nach ihrem Beispiele der Hof ganz einfache Kleider."

„Es wäre unmöglich, sie der Coquetterie zu beschuldigen, nie hat sie sich in dieser Beziehung auch nur das geringste zu Schulden kommen lassen. Sie liebt ihren Gemahl treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm und wacht mit der Eifersucht der Liebe über ihn. Ihre Kinder, die immer um sie sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hing ihr Herz am ältesten Töchterlein, das aber gestorben ist. Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Joseph ganz verliebt, sie läßt ihm manches durchgehen, was sie rügen sollte; doch ist sie auch hin und wieder sehr strenge gegen ihn und will ihn um keinen Preis verziehen. Eines Tages befahl sie, man solle ihm die Ruthe geben. Man stellte ihr vor, noch nie sei ein Erzherzog geschlagen worden; sie entgegnete: „„Es ist auch nie ein Erzherzog so böse und unfolgsam gewesen."" — Gegen die Kaiserin Mutter ist sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinen Einfluß auf die Geschäfte."

„Sie liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen. Früher tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gern, jetzt macht sie sich nichts mehr daraus; obschon sie gut Clavier spielt, sehr schön singt und eine gründliche Kennerin der Musik ist, so kümmert sie sich doch wenig mehr darum. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazierritt. Da fliegt sie wie im Sturme dahin; der Kaiser und mehrere Andere haben vergebens versucht, sie davon abzubringen. Sie mußte reiten lernen wegen der ungarischen Krönung und sie

setzte es fort aus Politik, weil sie bemerkte, daß die Ungarn ihre Freude daran hatten, sie zu Pferde zu sehen. Nach und nach gewann sie derart Geschmack am Reiten, daß es jetzt ihre liebste Erholung ist; sie reitet bald dahin bald dorthin aufs Land, nimmt da oder dort bei einem ihrer Unterthanen ein Frühstück oder eine Tasse Caffee. Auch zu Fuße geht sie oft drei oder vier Stunden in einem fort; auf die Jagd geht sie nur selten und meist nur ihrem Gemahl zu Gefallen."

„Von Natur hat sie eine heitere Stimmung, aber es scheint, daß die schweren Schicksalsschläge, unter denen sie leiden mußte, dieselbe sehr verbittert haben. Sie ist jetzt bisweilen scharf und barsch. Es scheint, sie hat ihr Unglück schwer zu Herzen genommen, und ich hörte sie eines Tages sagen, daß sie ihr Leben nicht noch einmal von vorne anfangen möchte. Ihre Frauen wagen sich nicht, in irgend ein Geschäft sich zu mischen, außer auf Seitenwegen. Unter ihren Kammerfrauen hat jetzt eine gewisse Fritzen den größten Einfluß auf sie. Man behauptet, daß diese Dame, die immer um die Kaiserin ist, viele Gewalt über ihren Geist habe, und daß die Kaiserin sie oft über Geschäfte zu Rath ziehe. Doch kann ich letzteres nur schwer glauben, denn es ist unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieser Fürstin und ihrem Wunsche, selbst zu herrschen, selber alles zu sehen und zu thun, und verträgt sich nicht mit der Sorgfalt, mit der sie auch den leisesten Verdacht, daß sie sich von jemand leiten lasse, von sich fern zu halten sucht."

„Eine Eigenschaft hat die Kaiserin nie verläugnet, die der Großmuth; sie ist von Natur wohlwollend und liebt es Menschen glücklich zu machen. Aber sie verlangt auch eine dankbare Gesinnung und hat das schon oft merken lassen."

„Ihre Lebensweise ist sehr regelmäßig, sie steht gewöhnlich im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 oder 5 Uhr in der

Früh auf und arbeitet den ganzen Vormittag, liest die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle, und wohnt den Berathungen ihrer Minister bei. Um 1 Uhr speist sie und ruht kaum anderthalb Stunden aus. Hin und wieder speist sie ganz allein. Im Sommer und bisweilen auch im Winter geht sie nach dem Essen allein spazieren und liest dabei Depeschen. Gegen 7 Uhr setzt sie sich zum Spiele, in der Regel bis 8½ Uhr. Dann ißt sie etwas zu Nacht, meist nur eine Fleischsuppe, geht ein wenig spazieren, und legt sich vor 10 Uhr zur Ruhe."

„Um ihre Gesundheit kümmert sie sich wenig und verläßt sich auf ihre gute Constitution. Wenn es ihr sehr warm wird setzt sie sich oft mitten im Winter an das offene Fenster, das auch in der Regel in ihrem Zimmer offen bleiben muß, wodurch alle belästigt werden, nur sie selbst nicht. Ihre Aerzte stellen ihr unaufhörlich vor, sie werde die üblen Folgen davon schon spüren, aber sie lacht nur darüber."

„Was ihre Gesinnung anlangt, so habe ich schon in früheren Depeschen einige Züge davon mitgetheilt. Sie hat einen außerordentlichen Ehrgeiz und möchte dem Hause Oesterreich einen noch viel höheren Glanz verschaffen, als es je unter einem ihrer Vorfahren besessen hat. Sie hat von ihren Ahnen den vollen Haß gegen Frankreich geerbt, mit dem sie schwerlich je auf gutem Fuße stehen wird, obschon sie Herrin ihrer Leidenschaft ist, wenn ihr Interesse es erfordert. Sie kann Eure Majestät nicht leiden, anerkennt aber Ihre Eigenschaften. Sie kann den Verlust Schlesiens nicht vergessen, der für sie, wie ich aus guter Quelle weiß, um so schmerzlicher ist, als ihre Truppen zu gleicher Zeit an Ruf verloren haben. Sie hält Eure Majestät für ein Hinderniß für Oesterreichs Vergrößerung und sein Ansehen im Reiche, das sie so sehr erweitern möchte, als es je unter einem ihrer Vorfahren geschah."

Von Maria Theresias Liebling, dem kleinen Erzherzog Joseph, bemerkt derselbe Berichterstatter: „Der Erzherzog ist nicht groß für sein Alter, aber gut gewachsen und sehr schön. Seine Miene ist angenehm. Er hat die Augen der Kaiserin, sonst aber meist die Züge seines Vaters. Man flößt ihm vielen Haß gegen Frankreich ein, und das gefällt ihm so gut, daß er sich weigert, die französische Sprache zu erlernen und sie nie spricht. Er ist edelmüthig. Vergangenes Jahr nahm er der Kaiserin, während sie in Schönbrunn spielte, Geld weg und vertheilte es an arme Officiere und Soldaten."

Aus dieser merkwürdigen Schilderung der hohen Frau betonen wir zunächst nur zwei Züge, ihren Haß gegen Frankreich, den steten Feind Deutschlands, und ihr Streben, das Kaiserthum ihrem Hause zu erhalten und Deutschland durch ihr Haus so groß und mächtig zu machen, als es je unter einem Kaiser war. Sie fand für ihre Pläne einen Halt an der Stimmung der Bevölkerung, an die sie sich wendete, und die in diesen wichtigen Krisen politischen Tact und einen feurigen Sinn für die Größe ihres Herrscherhauses bewies. Als die Nachricht von der Kaiserwahl Karls VII. eintraf, versammelten sich die österreichischen Stände am 3. Februar 1742 auf der Favorita. Hier saß sie auf dem Throne, das Scepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, zu ihrer Rechten, wo um ein Crucifix die Kerzen brannten, die Geistlichkeit, zur Linken der Adel, vor ihr die Abgeordneten der Städte, zu Füßen des Thrones waren ihre Minister. Nachdem der Antrag des Kurfürsten von Mainz, der die Wahl meldete und auf Frieden antrug, verlesen war, ergriff die Königin das Wort und sagte, daß sie nach reiflicher Erwägung beschlossen habe, den Kaiser nicht anzuerkennen und die von Gott gesegneten Waffen nicht niederzulegen; sie fragte die Anwesenden, ob sie in jedem Falle die so oft beschworene Treue

bewähren, und die nöthigen Befehle befolgen, ob sie Gut und Blut für die Krone und das Vaterland opfern wollten. Ein begeistertes Ja war die Antwort, die alte Treue ward von neuem beschworen.

Die Theilnahme, die Anhänglichkeit an die Herrscherin waren fortwährend im Steigen, bald suchten die einzelnen Völker in Leistungen einander zu überbieten. Der Zauber ihrer Persönlichkeit, die Größe der Gedanken, die sie vertrat, riß sie fort. Als sie von der böhmischen Krönung nach Wien zurückkehrte, war da schon die Nachricht vom Siege bei Dettingen verbreitet; die Freude war unbeschreiblich, mit der sie empfangen wurde; man nannte sie die Große, die Liebreiche, das Volk stimmte das Te Deum an, als es ihrer ansichtig ward; ihr wurde es zu viel: „Ich kann nicht mehr, meine Kinder", rief sie, „lasset mich!" Aber so demüthig sie auch zu weit gehende Huldigungen zurückwies, so gab doch diese Zustimmung des Volkes ihrer Haltung Zuversicht und ihren Gedanken Schwung; sie fühlte sich als die Tochter einer Reihe von Kaisern. Wer mag es da übel deuten, daß sie den größten ihrer Ahnen würdig an die Seite zu treten, die höchste Krone der Christenheit wieder an ihr Haus zu bringen, den Glanz und die Macht dieses Hauses so weit als möglich zu erhöhen trachtete? Ihr Streben ging dahin, Deutschland und dessen Kaiserwürde wieder die Stellung zu geben, die es Jahrhunderte hindurch unter den Staaten Europas eingenommen hatte. Innere Spaltung, welche die französische Politik klug benützte, hatte das römisch-deutsche Kaiserreich um den Ehrenplatz, um die Macht, um das stolze Selbstgefühl seiner Angehörigen gebracht. Sollte Deutschland wieder geholfen sein, so mußte es geeinigt, so mußten Bayern, Preußen und Sachsen gedemüthigt, so mußten dem Franzosen

die Länder wieder genommen werden, die er durch List, Verrath und Gewalt an sich gerissen hatte: Elsaß, Lothringen, die Gebiete von Metz, Toul und Verdun. Darum wollte Maria Theresia, als das Glück ihren Waffen lächelte, den Krieg gegen Frankreich mit aller Kraft fortsetzen; als Entschädigung für Schlesien sollte Bayern mit Oesterreich vereint und das bayerische Haus durch Lothringen oder Neapel oder die Niederlande entschädigt werden. Der Spanier sollte Neapel und Sicilien, das er Karl VI. so schamlos entrissen, wieder verlieren und der Sardinier für seine Hilfe durch Gebiete in Italien belohnt werden. An Khevenhüller schreibt sie: „Da Engelland mit ungemein großer Heftigkeit auf den Vergleich mit Preußen gedrungen, und außerdeme zu keiner hülfsleistung sich einverstehen wollen: so hat derselbe anderst nicht, als sehr kostbar ausfallen können. Ist also zu sehen, daß dieser Verlust anderwärts wieder eingebracht werde. So nicht wohl in andere weege sich bewirken läßt, als wann wenigstens der Innstrich nebst der Grafschaft Cham und Oberen Pfalz Meinem Erzhauß zu theil, und allenfalls dem Kurhaus Bayern mit Abbruch der treulosen Cron Frankreich, wann es sich von selber trennet, ein Aequivalent verschaffet wird."

23.

Die Verhandlungen und der Vertrag zu Worms. Säcularisations-Pläne.

Wie verhielt sich England zu diesen Planen Maria Theresias? Robinson fand, vom Zauber ihres Wesens hingerissen, ihr Verlangen nach Entschädigung, ihre Erbitterung gegen Frankreich nur gerecht: „Ich konnte nicht umhin", schreibt er nach London an seinen Minister, „ihren gegenwärtigen Kummer

einigermaßen zu erleichtern, indem ich versprach, ihre Wünsche in Zukunft meinem Hofe im vortheilhaftesten Lichte darzustellen." Der Minister Carteret versprach Entschädigung; England werde alles thun, um Sardinien zur Wiedereroberung Neapels und Siciliens für Maria Theresia zu vermögen. Er war ein hochbegabter, aber kein fester Mann; „er ist niemals nüchtern", schreibt Horace Walpole über ihn, „aber sein Geist und seine Gaben erregen Erstaunen"; man nannte seine Verwaltung die betrunkene Regierung. Um so feuriger war Graf Stair, der Anführer der britischen Truppen in Deutschland. Obschon 88 Jahre alt und weißen Haares, war er noch voll Jugendfeuers; unter dem Schnee glühte ein Vulcan. Er haßte Frankreich mit der Gluth eines Whig von 1688. Die Freiheit Europas war nach seiner Ansicht so lange bedroht, als Frankreich so mächtig sei, darum müsse es verkleinert werden, die Niederlande müssen bis zur Somme ausgedehnt und dieses Gebiet mit Lothringen, mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, Luxemburg, der Franchecomté und dem Elsaß zu einem Grenzstaate gegen Frankreich vereint und an Kaiser Karl VII., Bayern aber als Entschädigung für Schlesien an Maria Theresia abgetreten werden. Neapel und Sicilien sollten Sardinien und Maria Theresia theilen. Dann sei man sicher vor Frankreich und vor Spaniens Eroberungssucht. Wie Simeon, als er den Erlöser sah, so wäre auch Stair gerne gestorben, wenn er an der Spitze eines deutsch-englischen Heeres vor Paris den Franzosen den demüthigenden Frieden dictiren und dadurch Europa für immer Ruhe hätte verschaffen können.

Stair wollte Sachsen schonen und gegen Maria Theresias Rath Friedrich in seinen Plan hineinziehen; für seine Mithilfe solle er einen Gebietszuwachs in Polen bekommen. So erfuhr denn Friedrich von diesem Plane und that sogleich das Mögliche,

um ihn scheitern zu machen. Das beste Vertheidigungs-Bündniß, erklärte er, sei ein Bund zwischen England, Preußen und Holland, Lord Stair aber sei ein wüthender sinnloser Mensch. Friedrich heuchelte auf einmal besondere Verehrung für Kaiser Karl VII., obschon er ihn zweimal in Stich gelassen hatte. Der Kern seiner Politik liegt in seinen eigenen Worten: „Sollte das Haus Oesterreich eine entscheidende Uebermacht im deutschen Reiche bekommen, so verlor Preußen seinen Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten. Man mußte es also zu hintertreiben suchen, daß der König von England und die Königin von Ungarn, durch die wahrscheinliche Hoffnung glücklicher Erfolge geblendet, den Kaiser des Thrones entsetzen“.

Auch Kaiser Karl VII. hatte Pläne, die Deutschland umgestaltet hätten. Er war ein armer Kaiser! Die Frankfurter versagten ihm bereits den Credit für seinen Haushalt. Als Noailles vor der Schlacht bei Dettingen nach Frankfurt kam, war das erste, daß der deutsche Kaiser über Geldnoth klagte und beim französischen General 40.000 Kronen borgte. Er fühlte wohl, daß er die Kaiserkrone nicht werde behaupten können. Aber etwas wollte er doch haben für seine vielen Sorgen und Enttäuschungen und Seelenleiden, einen Ersatz wenigstens für die vielen Opfer an Blut und Geld, die sein tapferes kernhaftes und gutes Volk für seine verfehlte Politik hatte bringen müssen. Bayern sollte ein Königreich und so groß werden, daß es 6 Millionen Gulden Einkünfte abwerfe und ein Heer von 40.000 Mann halten könne! Aber woher nehmen ohne zu rauben? Stücke von Tyrol, Oberösterreich und Böhmen, Besitzungen in Schwaben wären ihm sehr willkommen gewesen; allein er hatte gar zu bitter empfunden, wie fest der Geist Maria Theresias und wie schneidig die Schwerter ihrer tapfern Krieger waren. Kirchenraub und Unterdrückung einiger freien Städte

sollte helfen; die freien Städte Ulm und Augsburg sollten königlich, die geistlichen Fürstenthümer Salzburg, Passau, Freisingen, Regensburg, Eichstädt, Augsburg sollten für Bayern eingezogen oder säcularisirt werden. Um die anderen Fürsten für den Plan zu gewinnen, sollten sie auch rauben dürfen. Der liebe Vetter in der Pfalz sollte Worms und Speyer bekommen, und die kurpfälzischen Minister waren auf einmal Feuer und Flamme für diesen Plan. Der König von Preußen fand großes Wohlgefallen an der Sache, denn er hätte Münster und Paderborn gerne eingesteckt. Auf den katholischen Clerus, meinte er, brauche man keine Rücksicht zu nehmen, wo es sich um das „Wohl des Vaterlandes" handle. Auch Georg II. von England, der bei der Theilung des Raubes auf Osnabrück und Hildesheim rechnete, fand den Entwurf reizend; nur gegen die Einziehung der freien Reichsstädte Augsburg und Ulm hatte er Einwendungen, denn die Engländer und Holländer kamen häufig in Handelsverbindung mit ihnen. Die protestantischen Minister Englands hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn alle katholischen Bisthümer Deutschlands eingezogen worden wären. Andere kleine Fürsten wollten auch nicht leer ausgehen, Sachsen wollte ein Königreich, Hessen-Kassel ein Kurfürstenthum werden, wenn sie durch Einziehung katholischer Stifte sich vergrößert hätten. So wäre dann Deutschland damals schon geworden, was es jetzt ist, ein Haufen von souveränen Staaten, der letzte Schimmer der Einheit Deutschlands wäre geschwunden!

Da machte Maria Theresia den Herren einen Strich durch die Rechnung. Der Scharfsinn ihrer Diplomaten hatte diesen Plan bald ausgewittert und sie machte ihn bekannt und dadurch zu nichte, indem sie sich an die öffentliche Meinung wandte: „Der bayerische Hof sei eben so gewaltsam gegen Niedere, als

knechtisch Höheren gegenüber; Reichsunmittelbare wolle er zu Landsassen machen und geistliche Stände vernichten. Die Königin könne auch dabei ihren Vortheil haben; sie verschmähe aber, durch Kirchenraub zu gewinnen." Das Aufsehen, das diese Veröffentlichung hervorbrachte, war so gewaltig, daß der Kaiser den ganzen Plan ableugnete. Nicht blos die bedrohten Kleinen schrieen laut und hielten fortan treu zu ihrer Retterin Maria Theresia, sondern auch Holland wurde jetzt feurig für sie, weil nach dem Plane der Bayer Belgien so lange haben sollte, bis er 6 Millionen Einkünfte beziehe. Wie könne dieser unverbesserliche Vasall Ludwigs XV., hieß es, den Grenzschutz der Festungen gegen Frankreich, der im sogenannten Barrierenvertrag bedungen worden war, aufrecht erhalten?

In diesem Plane und den Verhandlungen darüber liegt der Grund, warum Georg II. nach der Schlacht bei Dettingen mit seinen 15.000 Mann nichts that, den Sieg zu benutzen. Er liebäugelte mit dem Kaiser: „Er wolle das Mögliche für ihn thun, Karl werde mehr erlangen, als man erwarte;" denn nur der Kaiser konnte ihm zu den Stiften Osnabrück und Hildesheim, die Georg II. für sich einzuziehen wünschte, verhelfen. Ein Vertrag ward zwischen ihm und dem Bayer verhandelt; der Bayer versprach: er wolle verzichten auf die österreichischen Erblande, er wolle Maria Theresia als Königin von Böhmen und Ungarn anerkennen, er wolle die böhmische Stimme in den Reichsgeschäften wieder herstellen, er wolle die Franzosen aus Eger und Ingolstadt entfernen und zu einem allgemeinen Frieden zwingen. Dafür versprach Georg II.: Karl Albert solle Bayern zurück erhalten, er solle ein angemessenes Einkommen und seine Nachfolger die Königswürde und dermalen vom König von England Hilfsgelder bekommen. Friedrich II. stimmte bei, nur könne er nicht gegen Frankreich das Schwert ziehen. Der Ver-

trag war dem Abschlusse nahe; Carteret hatte, um in Gunst beim Könige zu bleiben, in alles eingewilligt, nur um vierzehn Tage Frist gebeten, bis ein Courier aus England mit der Zustimmung der übrigen Minister da sein könne. Karl Albert war wieder einmal hoffnungsfreudig!

Der Courier kam am 1. August zurück. Lord Stair, unzufrieden mit der Säumigkeit des Königs und voll Unwillen über das, was vorging, hatte seine Stelle niedergelegt, mit ihm viele Officiere. Sie kehrten nach England zurück, sie schlugen Lärm über den Gang der auswärtigen Politik. Der Unmuth der Nation schwoll hoch an, Toaste wurden üblich: „Kein hannoverischer König!“ Am bittersten ward empfunden, daß der König, anstatt Frankreich zu demüthigen, thatlos in Worms stand und dem unverbesserlichen Vasallen Frankreichs Hilfsgelder versprach. Am grimmigsten wurde der Haß gegen Lord Carteret; der junge Pitt schalt ihn öffentlich „einen hannnoverischen, einen verabscheuungswürdigen Minister, welcher von dem Tranke geschlürft zu haben scheine, der die Menschen ihr Vaterland vergessen lasse.“ So mußte denn Carteret die Verhandlungen abbrechen, obschon er schamroth wurde, wenn er die sah, mit denen er sie angeknüpft hatte.

So kam es denn jetzt in Worms zu einem ganz andern Vertrag, da die Stimmung der englischen Nation Krieg gegen Spanien und Frankreich verlangte. Der Vertrag wurde zwischen dem österreichischen Gesandten Wasner, dem Sardinier Osorio und dem Minister Carteret am 13. September 1743 abgeschlossen. Oesterreich verhieß jetzt vertragsmäßig an den König von Sardinien, was es ihm früher schon in Aussicht gestellt hatte, nämlich: Vigevano, den größten Theil des Gebietes von Pavia, Piacenza und das Recht auf Finale, das Karl VI. an Genua um 1,200.000 Piaster unter der Bedingung verkauft hatte, daß

er gegen Erlegung des Kaufpreises das Ländchen wieder einlösen könne. Der Sarde sollte nun das Ländchen gegen Erlegung der genannten Summe an Genua bekommen; von England sollte er 300.000 Pfund sogleich und für die Zukunft 200.000 Pfund Hilfsgelder jährlich beziehen. Dagegen versprach Karl Emanuel, an der Spitze von 45.000 Mann, zu denen noch 30.000 Oesterreicher stoßen sollten, den Krieg gegen Spanier und Franzosen zu führen, und entsagte seinen Ansprüchen auf das Mailändische. England versprach, eine starke Flotte in das Mittelmeer zu senden. Von Neapel und Sicilien sagt der Vertrag nichts, deßungeachtet waren die Drei einig, daß es erobert und daß es mit der Königswürde an Karl Albert, Bayern hingegen an Maria Theresia fallen solle. Elsaß und Lothringen, die erobert werden sollten, wollte Maria Theresia für sich behalten. Nur ungern willigte Maria Theresia in Abtretungen in Italien. „England“, ließ sie Georg sagen, „will Opfer auf Opfer von mir; wenn ich, was man verlangt, abtrete, so wird es sich nicht der Mühe lohnen, das, was mir in Italien bleibt, zu vertheidigen, und die Wahl, die man mir läßt, ist die, mich von Frankreich oder von England ausplündern zu lassen“. Dennoch war dieser Vertrag gegen den früher von Carteret entworfenen ein großer Vortheil für sie.

Ein anderer Vortheil erwuchs für Maria Theresia in diesem Jahre aus dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Philipps von Elz, eines eifrigen Anhängers des Bayern. Die Domherren wußten, daß der Kaiser seinen Bruder Karl Theodor zum Coadjutor dieses Stiftes machen wollte, mochten aber nicht unter einem bayerischen Prinzen stehen und wählten darum schnell unter dem Eindrucke, den die Siege Maria Theresias und der Zug der pragmatischen Armee rheinaufwärts hervorbrachten, am 23. April den österreichisch gesinnten Grafen Ostein zum

Erzbischof. Dieser brachte am 23. September den Protest der Königin zur Dictatur, d. h. er ward im Reichstage vorgelesen. Darin protestirte nun Maria Theresia gegen die Ausschließung der böhmischen Stimme von der Kaiserwahl, bestritt dadurch die Rechtmäßigkeit dieser Wahl, ebenso der Verlegung des Reichstages von Regensburg nach Frankfurt, erklärte alles, was daraus erfolgt sei, für ungiltig, forderte Genugthuung für das Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft!

24.

Der französische Kriegsplan.

So war denn Krieg wieder die Losung! Zwar am Oberrhein kam es, wie gesagt, zu keinem Kampfe mehr in diesem Jahre; Prinz Karl eilte, nachdem er sein Heer in Winterquartiere verlegt, nach Wien, um sich mit der Schwester Maria Theresias, der Erzherzogin Maria Anna, zu vermählen. Es war keine Ehe, die die Politik zu Stande brachte, es war ein Bund der Herzen. Prinz Karl wurde zum Statthalter der Niederlande ernannt. Bald nach dieser Feier verschied in Wien der verdiente Khevenhüller. Thränen entstürzten dem Auge der Königin, als sie die Kunde vom Tode des Helden vernahm. „Ich verliere an ihm einen getreuen Unterthan und Beschützer", rief sie, „welchen nur Gott belohnen kann."

Dagegen kam es in Italien in diesem Jahre noch zu ernsten Kämpfen. Als der Vertrag von Worms bekannt wurde, schickte das Cabinet zu Versailles 10.000 Franzosen zu den Spaniern, die sich bei Moutiers zusammenzogen, während die Piemontesen Stellung bei Aosta nahmen. Franzosen und Spanier sollten über Saluzzo in das Genuesische einrücken und von da in die Lombardie, um sich mit dem Heere unter Gages zu ver-

einen. Den Uebergang über den Mont Cenis fand Minas wohl bewacht, die Franzosen und Spanier sammelten sich deshalb in Briancon. Von dort brachen sie am 27. September auf, die Franzosen sollten über den Col von St. Veran vordringen, die Spanier über den Col de l'Agnello. Auf der halben Höhe der Berge fing es schon an zu schneien, man lagerte bei heftiger Kälte auf Schnee und Eis. Unersteigliche Berge rechts und links, unangreifbare Verschanzungen vor der Fronte, gegen welche alle Keckheit der Miguelets oder Bergsteiger, alle Macht des Geschützes nichts vermochten! Vergebens beschoß Minas Castelponte, vergebens suchte er das Thal Vraita sich zu öffnen: die Piemontesen standen, 15.000 Mann stark, hinter guten Verschanzungen. Beim Angriff auf die Stellung von Belins sollten die Spanier die Höhen erklimmen, ohne daß sie sich gegen die herabfliegenden Kugeln und niederdonnernden Felsen wehren konnten; sie wurden unter gräßlichem Verlust zurückgeworfen. Die Franzosen, welche die Stellung umgehen sollten, stießen bald auf einen Gletscher, der ihr Vordringen hemmte, und als sie sich in die Tiefe hinabsenkten, standen sie auf einmal vor einer fünfzig Klafter tiefen Schlucht, an deren Rand hin piemontesisches Geschütz sie niederschmetterte. Am 10. October entschied sich Don Philipp für den Rückzug, der war aber sehr schwer; das Heer litt unsäglich durch Kälte und Hunger, die piemontesischen Geschütze rissen ganze Colonnen nieder, in der Nacht vom 12. auf den 13. October fiel tiefer Schnee. Die Feldgeschütze mußte man stehen lassen, nur die Berg-Kanonen brachte man weiter. Minas warf zuerst sein Gepäck in den Abgrund, die Uebrigen mußten seinem Beispiele folgen. Als man die Winterquartiere erreichte — die Franzosen in der Dauphiné, die Spanier in Savoyen — brachen unter denen, die sich gerettet hatten, in Folge der Strapazen tödtliche Krankheiten aus.

Dem Vertrage von Worms schleuderte der französische Hof am 25. October 1743 einen Vertrag mit Philipp V. (pacte de famille) entgegen, worin beide Mächte sich für unauflöslich verbunden erklärten. Frankreich versprach an England und Sardinien den Krieg zu erklären, Spanien in der Eroberung von ganz Mailand und Parma für Don Philipp zu unterstützen, und mit England nicht weiter zu verhandeln, ehe Gibraltar und Port Mahon auf Minorca an Spanien zurückgestellt wären. Also Frankreich versprach einen Krieg zum Nutzen Spaniens zu führen, ohne sich selbst einen wesentlichen Vortheil auszubedingen, und Ludwig unterschrieb auf Maurepas Antreiben den Vertrag, obschon er wußte, daß derselbe für Frankreich nur Opfer bringe! Der Krieg sollte geführt werden zur See wie zu Land, im Mittelmeer wie auf dem Ocean, in Italien wie in den Niederlanden. Aber man wollte ferner England einmal ans Herz gehen, ihm durch eine Revolution im eigenen Lande die ernstesten Gefahren bereiten, das Haus Hannover stürzen, das Haus Stuart wieder auf den Thron setzen und so den lästigen Feind in einen abhängigen Verbündeten verwandeln.

Die Stuarts waren durch die Revolution von 1688 vom englischen Throne gestoßen worden, hatten aber noch immer Anhänger in England und Schottland, wie etwa heutzutage die Bourbonen noch immer einen Anhang in Frankreich haben. Der Sohn des durch die glorreiche Revolution vertriebenen Königs Jakobs II. lebte als Jakob III., König von England, damals in Rom. Er hatte einem Franzosen, Tencin, seinerzeit zur Cardinalswürde verholfen und dieser bezeigte jetzt seinen Dank, indem er als Minister Ludwig XV. zum Versuche beredete, die Stuarts wieder auf den englischen Thron zu bringen. Eine Flotte wurde zu einer Landung in England ausgerüstet und mit

Jakob III. insgeheim verhandelt, daß er den Zug mitmache. Von Alter und Sorgen niedergedrückt, lehnte Jakob III. für sich den Vorschlag ab, und ernannte seinen 24jährigen Sohn Karl Eduard zum Regenten. Karl Stuart war ein schöner hochgewachsener muthiger Jüngling von athletischer Stärke, unternehmend, von Hoffnung strahlend, mit allen Eigenschaften begabt, Anhänger an sich zu fesseln; nicht so gebildet und gelehrt wie sein Vater, war er aber unendlich thatkräftiger als dieser; er hatte im spanischen Heere schon einen Feldzug mitgemacht, er liebte den Krieg, er verachtete die Gefahr, sein Verstand war hell, sein Ehrgefühl lebhaft, seine Gesinnung ritterlich; stolz gegen seines Gleichen, war er freundlich gegen Untergebene, mild gegen Gefangene und Unglückliche.

Um den englischen Spionen in Rom keine Andeutung zu geben, verließ Karl in der Nacht vom 9. Januar 1744 Rom unter dem Vorwande, er wolle in der Campagna jagen, und reiste, nur von einem treuen Diener begleitet, Tag und Nacht bis Savona. Von dort ging er zur See und kam auf einem kleinen Fahrzeuge mitten durch die englische Flotte hindurch glücklich nach Antibes. Am 20. Januar hatte er mit seinen wichtigsten Anhängern eine geheime Zusammenkunft in Paris, dann wartete er in Gravelines die Abfahrt der französischen Flotte ab; 15.000 Veteranen sollten unter dem tüchtigsten Officiere des französischen Heeres, dem Marschall Moriz von Sachsen, das Unternehmen mitmachen und eine Flotte von 18 Linienschiffen unter Roqueville die Transportschiffe geleiten. Roqueville kam bis zur Insel Wight, traf die englische Kriegsflotte nicht, hielt das Meer für frei, sandte ein Schiff mit dieser Meldung nach Dünkirchen und kehrte nach Frankreich zurück. Die Transportflotte fuhr ab, aber ein fürchterlicher Sturm brach aus, mehrere Schiffe versanken, die anderen kehrten um. Die Regierung gab

den Versuch auf, der Marschall von Sachsen mußte mit seinen Soldaten nach den Niederlanden, Karl Stuart aber gab seine Hoffnung nicht auf, in einem Fischerboote wollte er nach der Insel hinüber, weil seine Anhänger gerüstet seien. Nur ungern gab er seinen Rathgebern nach und kehrte nach Paris zurück, wo er in einem einsamen abgelegenen Hause besseren Zeiten entgegen harrte.

Bald nachher kam es zu einem Kampfe im Mittelmeer; die französische und spanische Flotte fuhren aus Toulon aus, um der englischen unter Matthews, die den Hafen blokirte, eine Schlacht anzubieten. Die französisch-spanische Flotte war nur 27, die englische 30 Schiffe stark. Der Kampf, der sich in der Nähe des Vorgebirges Sice am 22. Februar entspann, war heftig, aber wegen der Uneinigkeit der englischen Anführer unentschieden. Den Spaniern erschien aber, weil sie die See gegen die Engländer behauptet hatten, der Erfolg so groß, daß sie ihren Admiral Don Navarro zum Marquis della Vittoria ernannten.

Und nun erfolgte am 15. März 1744 die französische Kriegserklärung gegen den König von England wegen Bruchs des Vertrages von Hannover, wegen Angriffs auf französische Schiffe, wegen der Blocade des Hafens von Toulon. Mit Jubel empfing das Volk von Frankreich die Kriegserklärung gegen England; der alte Haß gegen den Nachbar über dem Canale, mit dem man schon so oft Leib an Leib gerungen, erwachte zu neuer Glut, einzelne Provinzen stellten aus eigenem Antriebe der Regierung Regimenter zur Verfügung. Aber auch in England schwoll die Kriegslust gegen Frankreich hoch an, die Stimmung hinsichtlich der Dynastie schlug um, die sie bekämpfenden Parteien vergaßen ihren Haß und dachten nur an die gemeinsame Gefahr, der alte Stair unterdrückte seinen Groll und bot dem Könige seine

Dienste an, und erhielt wieder den Oberbefehl über die Armee. Das Parlament bewilligte 10 Millionen Pfund für den Krieg, darunter 300.000 Pfund Hilfsgelder für Maria Theresia und 200.000 Pfund für den Sardinier. Die Habeas-Corpus-Acte wurde suspendirt, die Stuarts wurden, wenn sie landen sollten, für außer dem Gesetze erklärt.

Am 26. April 1744 erließ Frankreich die Kriegserklärung gegen die Königin von Ungarn wegen Angriffs auf das Elsaß und auf Lothringen.

So dehnte sich denn der Schauplatz des Krieges im Jahre 1744 noch weiter aus als bisher. Zuerst begann der Kampf in Italien.

25.

Der Krieg in Italien im Jahre 1744.

Am Var sammelten sich 14.000 Spanier und 20.000 Franzosen unter Don Philipp und Prinz Conti, in Savoyen ließ man nur 4000 Spanier unter Sade zurück. Um das Vordringen der Feinde zu hindern und mit der englischen Flotte in Verbindung zu bleiben, nahmen die Piemontesen eine verschanzte Stellung bei Villafranca ein, 6000 Mann stark unter dem Marquis von Susa. In der Nacht auf den 1. April überschritten die Franzosen den Var, ihr Versuch auf das verschanzte Lager der Piemontesen wurde jedoch durch ein Gewitter vereitelt, das den seichten Vagleone zum Strome anschwellen ließ. Am 20. April gewannen sie eine Vorhut durch Verrath, wobei der Marquis von Susa gefangen wurde. Ein Angriff auf das Hauptwerk aber mißlang nach hartnäckigem Kampfe. Die Piemontesen, auf 4500 Streiter herabgesunken, glaubten jedoch, diese Stellung gegen die Ueberzahl nicht länger behaupten zu können und fuhren in der nächsten Nacht auf englischen Schiffen nach Oneglia.

Unter den Franco-Spaniern brach aber jetzt Zwiespalt aus. Conti wollte Piemont erobern, Don Philipp aber durch das Genuesische nach Parma vordringen; die Franzosen zogen dem Col di Tenda zu, die Spanier gegen Oneglia, die Piemontesen wichen vor ihnen in das Stura-Thal zurück. Indessen bedrohte der König von Sardinien bei Exilles die Dauphiné; darum zog Conti nach Briancon, die Spanier gingen ihm nach und am 20. Juni über den Var zurück, indem sie einige tausend Mann in der Grafschaft Nizza ließen. Conti wollte durch das Stura-Thal vordringen, welches geräumig, leicht zugänglich ist, jedoch beim Dorf Bresse eng und durch zwei hohe Felsen, die sogenannten Barricaden gesperrt wird. Aber diese Stellung wurde von den Franzosen umgangen und die Piemontesen mußten sich zurückziehen. Zu gleicher Zeit drangen die Franzosen im Braita-Thal vor, nahmen jedoch die Stellung am langen Stein nur nach einem harten Kampfe, der ihnen gegen 1000 Todte und gleich viele Verwundete kostete. Die Festung Demonte ward genommen, der Erfolg des Feldzuges hing jedoch von Cuneo ab; wer es besaß, konnte in Piemont überwintern. Der Vertheidiger, General Leutrum, war ein tapferer einsichtsvoller Mann, und der König von Sardinien gab sich alle Mühe, die Festung zu entsetzen. Ein Angriff auf Madonna del Olmo, durch die Hitze der Croaten zu früh begonnen, führte zu einer Schlacht, die jedoch unentschieden blieb. Indessen wurde die Lage der Franzosen und Spanier immer schwieriger, ihre Zufuhren wurden meist aufgehoben, von allen Seiten erfolgten Angriffe. Dazu kamen Krankheiten und das kalte ungestüme Herbstwetter. Die Soldaten mußten sich von Kastanien und halbreifen Trauben nähren. Die Waldenser verschonten keinen Franzosen oder Spanier, der in ihre Gewalt fiel. So begann man denn am 23. October den Rückzug, auf dem man aber durch Sturm,

Krankheiten und die Angriffe der Waldenser, welche dem Feinde überall auf der Ferse waren, noch große Verluste erlitt. Mit allen diesen Opfern hatte man nur die Grafschaft Nizza gewonnen. Die Oesterreicher kehrten in die Lombardei zurück.

In Mittel-Italien begann Lobkowitz mit 14.000 Mann am 6. März den Feldzug gegen Gages, der bei Pesaro eine feste Stellung mit 10.000 inne hatte. Lobkowitz wollte seinen Gegner umgehen und zum Schlagen zwingen, Gages zog sich aber in einem fort zurück bis unter die Kanonen von Pescara. Hätten die Spanier nicht auf dem Rückzuge alle Brücken abgebrochen, und die angeschwollenen Bergflüsse nicht den Feldmarschall-Lieutenant Browne in seinen Verfolgungen überall aufgehalten, so hätten die Oesterreicher die Spanier schlagen können, ehe sich diese mit den Neapolitanern vereinten. Die Oesterreicher standen nun in Cantonirungen um Macerata, bis Maria Theresia Befehl gab, das Königreich Neapel anzugreifen.

In Neapel war große Sorge um die Zukunft: unterstützte man die Spanier, und der König von Neapel war ja der Sohn des Königs von Spanien, so brach man die den Engländern angelobte Neutralität. Nach vielem Schwanken entschied man sich endlich doch, die neapolitanischen Truppen zu den spanischen stoßen zu lassen und den Oesterreichern den Eintritt in das Königreich Neapel zu wehren. Bis die englische Flotte, die gerade in Mahon zur Ausbesserung lag, ankommen würde, hoffte man den Hafen befestigt zu haben. Weil man der Stimmung in der Hauptstadt, wo das österreichische Regiment noch in guter Erinnerung stand, nicht recht traute, so zog die Königin nach Gaëta, der König aber mit seinem Heere nach Castel di Sangro über die Apenninen. Als der König jedoch aus Rom von seinem eifrigen Cardinal Aquaviva, der durch einen Bestochenen im Hause des österreichischen Botschafters Grafen Thun alle Pläne der

Gegner erfuhr, die Kunde erhielt, daß die Oesterreicher über Ceperano in Neapel eindringen wollten, so brach er am 13. April über die Apenninen nach St. Germano auf und gebot Gages zu ihm zu stoßen. In der That zog Lobkowitz im Mai über Macerata, Spoleto, Civita Castellana über die Tiber, nahm Stellung bei Monte Rotondo und besetzte Tivoli. Die Spanier und Neapolitaner besetzten Velletri und die Oesterreicher hierauf Frascati und zuletzt die Umgebung des Sees Nemi. Statt schnell die Verbündeten in ihrer ungünstigen Stellung anzugreifen und zu schlagen, beschloß Lobkowitz, sie einzuengen und zum Verlassen ihrer Stellung zu zwingen. Die Gegner merkten dies und nahmen durch Ueberfall in der Nacht auf den 16. Juni die Stellung der Oesterreicher auf dem Berge Spina und Artemisio. Zum Glücke für die Oesterreicher versäumte es Gages ihre Verwirrung zu benützen. Bald darauf nahmen die Oesterreicher den Spina wieder weg und schlugen ihr Hauptquartier in Gensano auf. Hier traf Commodore Long ein, der mit 7 Schiffen in der Nähe stand, und man beschloß, auf englischen Schiffen 2000 Oesterreicher nach Neapel zu bringen, die sich der Stadt bemächtigen und einen Aufstand für Maria Theresia erregen sollten. Ehe dies noch ins Werk gesetzt wurde, beschloß Lobkowitz Velletri zu überfallen, um den König von Neapel und den Herzog von Modena dort gefangen zu nehmen. Der Ueberfall gelang aber nur zum Theil. Browne überraschte am 11. August in der Frühe die Vorposten, sprengte ein Thor, drang in die Stadt ein, in welcher alles in Verwirrung war, und hätte Velletri vielleicht behauptet, hätten die Grenzer Mannszucht gehalten und sich nicht in die Häuser zerstreut, um zu plündern. Die Linientruppen wurden vom Beispiele der Grenzer fortgerissen und so bekam der Feind Zeit, sich zu ordnen und es gelang dem König und dem Herzog aus der Stadt zu entfliehen. Indeß gelang den Oester-

reichern der Angriff auf Artemisio gleichfalls nur zur Hälfte. Bald begann in der Stadt ein wilder Kampf zwischen den Schweizern und Wallonen einerseits und den Oesterreichern andererseits. Die Grenzer griffen jetzt wieder zu den Waffen und schossen aus den Häusern; bald sah jedoch Browne, daß er die Stadt nicht behaupten könne, und ertheilte den Befehl zum Rückzuge, und die Spanier versäumten, ihm den Weg nach dem Lager abzuschneiden. So kamen die Oesterreicher sicher wieder in ihr Lager und nur einzelne, die unter der Last des geraubten Silbergeräthes nicht fortzukommen vermochten, wurden gefangen. Die Oesterreicher verloren 200 Todte und 300 Verwundete und Gefangene, hatten aber dem Feinde mehrere Regimenter zu Grunde gerichtet, 12 Fahnen, 1000 Pferde, 2 Generale und 85 Stabsoffiziere mit fortgenommen.

Um diese Zeit bekam Lobkowitz Befehl, ein Regiment an den von Franzosen und Spaniern gleich bedrängten König von Sardinien abzusenden. Der Kriegsrath erklärte, daß in diesem Falle nichts weiter gegen Neapel mit Erfolg könne unternommen werden. Am 6. September wurde der Befehl wiederholt: „da der König von Sardinien im Gedränge und nur 2000 Oesterreicher in der Lombardei seien, unverzüglich mit dem Heere dahin aufzubrechen und im Kirchenstaate nur 10.000 Mann zur Abhaltung der Spanier zurückzulassen.“ Lobkowitz kehrte nun am 1. November an Rom vorüber über den Ponte Molle nach dem Norden zurück und nahm sein Hauptquartier in Imola.

27.

Der Krieg in Belgien und am Oberrhein.

In Wien wußte man schon im Februar 1744, daß die Franzosen drei Armeen ins Feld stellen würden. Noailles sollte

in den Niederlanden, der zum Marschall erhobene Graf von Sachsen an der Mosel und Coigni vom Elsaß her vordringen. Zu welchem Heere wird aber der König von Frankreich gehen? Natürlich zu dem, bei welchem der Sieg am gewissesten ist, denn der König von Frankreich muß siegen! Also zum Heere in den Niederlanden, wo der Krieg nur ein Festungskrieg sein wird. Der genaue Kenner des Kriegswesens seiner Zeit, Friedrich, sagt selber: „Die Stärke der französischen Waffen zeigt sich bei der Belagerungskunst; sie haben die geschicktesten Ingenieure in Europa, und das zahlreiche schwere Geschütz, welches sie bei ihren Kriegsoperationen verwenden, sichert ihnen den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen. Brabant und Flandern sind der rechte Schauplatz ihrer Kriegsthaten, weil hier ihre Ingenieure den ganzen Umfang ihrer Kunst zeigen können. Die Menge der Flüsse und Canäle erleichtert das Fortbringen ihrer Kriegsbedürfnisse und ihre Grenzen sind ihnen im Rücken. Sie sind glücklicher im Belagerungskriege, als im Kriege der offenen Feldzüge und Schlachten.“

Also nach Flandern! Ganz Paris spricht nur vom Kriege und von den Fortschritten der Armee. Courtrai ergibt sich am 18. Mai, Menin, dessen Commandant wenig von der Vertheidigungskunst versteht, am 5. Juli, Ypern am 25. Juni, Furnes am 11. Juli. Die Siege sind leicht; Lord Stair, der kühne feurige Franzosenhasser, ist mit 12.000 Mann nach England abberufen worden, um die Insel gegen eine französische Landung und eine Erhebung der Partei Stuart zu schützen. Generale Wade, der den Rest der Engländer befehligt, ist kein Held; er und der Graf von Nassau, der an der Spitze der Holländer steht, und der Herzog von Arenberg, der Commandant der Oesterreicher, sind selten einig, auch kamen sie erst im Sommer zusammen. In den genannten Plätzen waren nur

geringe Garnisonen. So sind denn Ludwigs Erfolge leicht — da trifft die Nachricht ein, Karl von Lothringen stehe mit 70.000 Mann im Elsaß. Alsbald beschließt der König, dem bedrängten Coigni mit 40.000 Mann zu Hilfe zu eilen, und überläßt andere 40.000 Mann dem Moriz von Sachsen zur Deckung der Eroberungen.

In der That standen die Oesterreicher im Elsaß. Sie hatten sich bei Heilbronn gesammelt, 50.000 Mann; der tapfere Prinz Karl von Lothringen, der Liebling der Armee, führte sie, Graf Traun war sein Rathgeber. Weil die Franzosen Anfangs meinten, Karl werde an die Mosel oder nach den Niederlanden ziehen, befahl Ludwig dem Coigni, bei Ludwigsburg den Rhein zu überschreiten, sich mit den bayerischen Truppen zu vereinigen und sich so aufzustellen, daß die Oesterreicher bei Mannheim nicht über den Rhein gehen könnten. Die bayerischen Truppen waren damals gegen 14.000 Mann stark, darunter 5000 Reiter. Sie wurden großentheils von Frankreich unterhalten, denn der arme Kaiser hatte gar nichts mehr, sogar seine Edelsteine waren verpfändet. Nach vielen Verhandlungen kamen Seckendorf und Coigni auf den Plan: „die Franzosen schlagen bei Germersheim eine Schiffbrücke und halten zwölf Bataillone für die Bayern bereit; ziehen die Oesterreicher rheinabwärts, so geht Seckendorf über den Rhein, um mit Franzosen vereint den Uebergang abzuwehren; haben sie sich durch Truppenabsendungen geschwächt, so geht Coigni auf das rechte Rheinufer und greift sie mit Seckendorf vereint an". Doch Prinz Karl machte durch einen herrlichen Plan seinen Gegnern einen Strich durch die Rechnung. In der Nähe von Philippsburg wollte er über den Rhein, machte aber Miene, als würde er den Strom bei Mainz überschreiten. Bärenklau machte in der Nähe von Mainz derartige Scheinbewegungen (bei einer solchen in der Nähe von

Worms ward der rührige Oberst Menzel erschossen), daß die Bayern bei Philippsburg auf das linke Ufer des Rheins gingen und die Franzosen die Schiffbrücke abbrachen. Coigni ward vollkommen getäuscht und zog seine Truppen von Speyer gegen Mainz hinab. Um ihn in der Täuschung zu erhalten, wurde in Mainz auch wegen eines Ueberganges unterhandelt und wurde das Hauptquartier in Ladenburg aufgeschlagen. Indeß war Trenk in der Nacht auf den 1. Juli bei Schröck (Leopoldshafen bei Karlsruhe) schon auf 70 Schiffen über den Rhein gegangen, hatte mit seinen Panduren drei bayerische Reiterregimenter in einer Stunde auseinander gesprengt und all' ihr Gepäck und ihre Zelte als Beute gewonnen. Strassoldo baute schnell einen Brückenkopf, die Brücke ward glücklich geschlagen, am anderen Tage eine zweite bei Weißenau, und der Strom überschritten. Bayern und Franzosen sammelten sich nun bei Landau, um von da nach Weißenburg zu ziehen und die Linie der Lauter vor den Oesterreichern zu besetzen. Aber auch hier gedachte Prinz Karl ihnen zuvorzukommen. Von höchster Wichtigkeit war es, ob sich Lauterburg hielt, bis Franzosen und Bayern herbeikamen. Schnell umringte es Nádasdy, beschoß es, machte Anstalten zum Sturme; da verzagte der Commandant Gensay und übergab am 5. Juli die Stadt; das Kriegsgericht seines Königs verurtheilte ihn deshalb zum Tode. Gleich schnell ergab sich Weißenburg, die Besatzung wurde kriegsgefangen. Kaum war die Stadt besetzt, so nahten zwei französische Reiterregimenter und 150 Gendarmen. Nádasdy sprengte sie im ersten Anlaufe auseinander und nahm einen großen Theil gefangen.

Jetzt rückte aber Coigni heran mit 40.000 Mann. Nádasdy sah wohl, daß er die Stadt mit seiner geringen Abtheilung gegen ein solches Heer nicht halten könne, und befahl dem Obersten

Forgách, den Platz zu räumen; die Soldaten aber gehorchten nicht, weil sie es für unehrenhaft hielten, einen Platz, den sie so eben erobert hatten, so schnell zu verlassen, und schlugen zwei Stunden hindurch, nachdem sie ihr Pulver verschossen, die wiederholten Stürme der Franzosen mit den Säbeln ab, bis die Thore eingesprengt, die Wälle erstiegen und die meisten gefallen waren. Aehnlich machten es zwei ungarische Regimenter in Altstadt, das sie auch nicht räumen wollten; sie verwarfen den Befehl, sich zurückzuziehen, und schlugen sich wie Löwen. Dennoch prahlten die Franzosen wegen eines Sieges bei Weißenburg, obschon sie 100 Officiere und 1400 Mann verloren. Coigni suchte nun die Linie der Motter zu behaupten und zog am 7. Juli früh nach Hagenau. Die Oesterreicher zogen ihm nach, waren aber stets bestrebt, sich nicht zu weit vom Rhein und den Brücken zu entfernen; denn man wußte bereits, daß Ludwig XV. mit einem Heere herannahe und daß Friedrich in Böhmen einfallen werde. Fort Louis wurde umschlossen und Vorbereitungen getroffen, um den Uebergang über die Motter zu erzwingen, so daß Coigni sich hinter die Zorn zurückzog. Schon sprengten in Verfolgung der Franzosen die Husaren bis an die Schlagbäume von Straßburg, Hagenau und Bischweiler wurden besetzt, nirgends hielten die französischen Reiter gegen die österreichischen Stand. Auch hinter der Zorn hielt sich Coigni nicht sicher und zog sich bis vor Straßburg zurück. Nadasdy nahm Zabern im Sturm.

Dies ist der berühmte Rheinübergang des Prinzen Karl von Lothringen; er machte mit Recht großes Aufsehen. Ein Zeitgenosse vergleicht Karl darum mit Eugen: er habe den Franzosen, welche sich immer über die Oesterreicher lustig gemacht, einmal den Rang abgelaufen und sie aus ihrer stolzen Ruhe in Bestürzung versetzt. Ein Holländer jener Zeit aber meinte:

„Die Reihe, das Te Deum zu singen, ist nun wieder an uns. Wir haben bisher lange genug müssen zu Madrid und Versailles Te Deum singen hören: Te Deum über das Passiren des Panaro, Te Deum über Nizza, Te Deum über Villafranca, Te Deum über Monte Albano, Te Deum über Oneglia, Te Deum über Menin, Te Deum über Ypern, Te Deum über Fort Knock, Te Deum über Furnes, Te Deum über Kron-Weißenburg. Müssen nicht unsere Triumphlieder aufs neue nun angestimmt werden? Wir wollen also wieder anstimmen: Te Deum wegen glücklicher Passirung des Rheins, sowohl bei Schröck als Weißenau, Te Deum über die unüberwindlichen Linien an der Lauter, welche Elsaß bedecken sollen, Te Deum wegen Erblickung des französischen Bodens, Te Deum wegen Offenbarung der Anschläge des Chetardie in Rußland und der Conspirationen in Wien und England, Te Deum endlich wegen ernstlicher Entschließung unserer Herren von Holland."

Indessen rückte ein großes Heer Franzosen, das unterwegs noch Verstärkungen an sich zog, aus den Niederlanden an; die erste Abtheilung traf am 11. August über Metz ein. Da Ludwig XV. am 4. August in Metz erkrankte, so sollte Noailles den Oberbefehl über das gesammte Heer übernehmen. Vom Münster in Straßburg übersah dieser das Lager der Oesterreicher und beschloß, durch einen Uebergang über den Rhein die Gegner zum Rückzug zu zwingen. Eine Brücke wurde deshalb bei Kehl und eine bei Goldscheuer geschlagen, und Noailles gedachte an der Kinzig vorzurücken.

Da bekam Prinz Karl von Wien den Befehl, zur Vertheidigung Böhmens heimzukehren. Der Rückzug über den Rhein war aber jetzt einem an Macht so überlegenen Feinde gegenüber sehr gefährlich; dennoch wurde er mit großem Geschicke ausgeführt. Noailles ging von seinem Plane, auf das rechte Ufer

des Rheins ein Heer hinüberzuführen und den Oesterreichern die Brücken abzuschneiden, bald wieder ab, zumal der preußische Gesandte Schmettau in ihn drang, die Oesterreicher doch ja sogleich zu schlagen und nicht ungeschwächt nach Böhmen entkommen zu lassen. Und das Schwanken und Zagen des französischen Feldherrn gab Karl volle Freiheit der Bewegung. Karl handelte schnell und sicher; hinter der Zorn bei Weiersheim zog er seine Truppen zusammen, am 23. August war schon ein großer Theil derselben über den Rhein, Graf Daun deckte den Rückzug. Als Noailles den Rest der Oesterreicher auf dem linken Rheinufer in der Nacht bei Augenheim überfallen wollte und die Franzosen plötzlich unter hellem Schall von Pauken und Trompeten auf die Oesterreicher losstürzten, bekamen sie von diesen so wirksame Salven, daß sie in wilder Verwirrung flohen. Noailles wurde vom Pferde gerissen und war einige Zeit in Gefahr, zertreten zu werden. Am Morgen des 24. August war die gesammte österreichische Armee schon auf dem rechten Ufer des Rheins und brach ruhig die Brücken ab. Dieser schwierige Rückzug und der nächtliche Angriff der Franzosen hatte den Oesterreichern nur 36 Mann gekostet.

Hatte Noailles nicht gewagt, sich mit den Oesterreichern auf dem linken Rheinufer in eine Schlacht einzulassen, so gedachte er sie jetzt auf dem rechten zu bezwingen. Schnell zog er bei Fort Louis sein Heer zusammen und ließ zwei Brücken schlagen; am 29. August sollte Seckendorf bei Germersheim den Rhein überschreiten. Aber auch jetzt hatte der Franzose keinen Erfolg. Karl verstärkte Freiburg, stellte ein Corps zur Deckung Bayerns bei Ingolstadt auf und führte den Rest des Heeres unangefochten nach Böhmen. Seckendorf sollte den Krieg gegen die Oesterreicher in Bayern führen, Coigni aber traf am 8. September mit 70.000 Mann vor Freiburg ein, eine Armee von 15.000 Mann

wurde über den Schwarzwald entsendet, einmal, um durch die Besetzung von Villingen und Rothweil eine sichere Verbindung mit Bayern zu eröffnen, und dann, um in den österreichischen Städten am Rhein und Bodensee die Huldigung für Kaiser Karl VII. zu erzwingen. Darum hieß diese Armee auch die Huldigungs-Armee. Stockach, Radolfszell, Säkingen, Laufen, Constanz mußten denn auch huldigen, in Säkingen wehrte sich die österreichische Besatzung von 90 Mann drei Tage lang im Schlosse, bis es in Brand gerieth und nicht mehr zu halten war.

Warum kam König Ludwig XV. nicht in das Elsaß? Er erkrankte am 4. August in Metz an einem Faulfieber in Folge seiner Unmäßigkeit. Die Aerzte wußten ihm nicht zu helfen, am 12. August gaben sie ihn auf. Und nun erfaßte den leichtfertigen Mann auf einmal Angst vor der Hölle wegen seines unsittlichen Lebenswandels. Der Bischof von Soissons, Fitz James, sprach Worte voll hohen Ernstes an den Kranken und wie er durch sein liederliches Leben die Krone beschimpft habe, und ertheilte ihm die Absolution erst, nachdem die Chateauroux und ihre Schwester Befehl erhalten hatten, auf fünfzig Meilen vom Hofe sich zu entfernen. Sie verließen Metz unter den Verwünschungen des Volkes. In Paris herrschte noch solche Anhänglichkeit an den König, daß die Nachricht von seiner Gefahr die größte Bestürzung erregte. „Paris ist außer sich", schreibt ein berühmter Franzose jener Zeit, „es weiß nichts mehr von einer Zeit zum Schlafen und von der Ruhe." Die Massen umringten die Häuser der hohen Beamten und fragten nach dem Inhalte der neuesten Depeschen oder drängten sich unter Schreien und Schluchzen in die offenen Kirchen. Viele Leute wurden krank vor Kummer, Arme gaben anderen Armen Almosen: „Betet doch für den König!" oder opferten das Almosen, das sie selber so eben erhalten hatten, auf dem Altare. Das Volk rief in einem

fort: „Er stirbt, weil er für uns in den Krieg gezogen ist; er stirbt im Augenblick, wo er ein großer König zu werden begann.“ Am 15. August empfing Ludwig die Sterbesacramente; die Aerzte hatten ihn aufgegeben. Man versuchte noch Hausmittel am Sterbenden, ein Kurpfuscher versprach den König mit Brechweinstein zu retten, das Mittel wirkte heilsam; am 17. August erklärten die Aerzte schon, daß der König außer Gefahr sei. Als man am 19. in Paris die Kunde von der Besserung erhielt, wurde der Bote, der sie brachte, beinahe erdrückt, mit Geschenken überschüttet und ihm sogar die Stiefel geküßt. Dieser Jubel wiederhallte durch ganz Frankreich, der Name, den ein Volkssänger Vadé dem Könige gab, Louis le bien-aimé, der Vielgeliebte, wurde von ganz Frankreich angenommen. „Frankreich“, sagt ein französischer Schriftsteller sehr schön, „war wie ein Weib, das am Vorabende vor seiner ewigen Trennung sich noch bemüht, ein undankbares Herz durch den letzten Aufschwung von Zärtlichkeit zu sich zu bringen.“ Die lange Ehe Frankreichs mit dem kapetingischen Königthum fing an sich aufzulösen; dieser letzte monarchische Aufschwung in Paris ist aber eine ehrwürdige Sache. Selbst Ludwig ward von diesem Aufflammen der Liebe des Volkes zu ihm einen Augenblick ergriffen „Was habe ich denn gethan, um so beliebt zu sein?“ rief er. Das war aber auch alles; sein schlaffes Herz verfiel bald wieder in die alten schlimmen Neigungen.

28.

Die Vorspiele des zweiten schlesischen Krieges. Schweden und Rußland.

Ein Zeitgenosse beklagt den Prinzen Karl von Lothringen, daß er im Augenblick, wo er sich die Bahn in das Herz Frank-

reichs eröffnet hatte, wo er daran war, durch seine Tapferkeit dem Reiche die alten verlorenen Provinzen wieder zu erobern, daß er sich in diesem Augenblicke die Palme aus den Händen gewunden sah und seine Armee gegen einen unvermutheten Feind nach Böhmen führen mußte. Es ist das ein richtiges Gefühl, das gewiß damals alle patriotischen Herzen durchdrang und heute noch durchdringt. Wir waren daran, diese schönen fruchtbaren Länder wieder zu gewinnen, da trat ein deutscher Fürst gegen das Interesse Deutschlands auf, Friedrich II., und fiel unter nichtigen Vorwänden in Böhmen ein. Die Erfolge Oesterreichs ängstigten ihn und so überfiel er Maria Theresias Länder plötzlich mit seiner Armee. Zwar hatte sich Friedrich durch Verträge und Privatversprechungen an Maria Theresia an den Frieden gebunden, aber sein liberaler Geist machte sich, wie Lord Mahon witzig bemerkt, schnell von dem engherzigen Vorurtheil los, daß man die Wahrheit sprechen und sein Wort halten müsse.

Seine beharrlich feindselige Gesinnung gegen Oesterreich zeigt Friedrich in der Art, wie er in Petersburg dem österreichischen Einflusse fortwährend entgegen wirkte. Friedrichs Verhalten Rußland gegenüber hatte für Deutschland die ernstesten Folgen. Der Geschichtschreiber Gfrörer macht hierüber die wahre Bemerkung: „Preußen ist es, das die Erreichung des Hauptzieles, welches die russischen Selbstherrscher und Herrscherinnen seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erstrebten, möglich gemacht hat. Der Bruch Friedrichs II. mit Maria Theresia zog unausbleiblich zwei Folgen nach sich: erstlich suchte Friedrich II., um der schwer beleidigten Nachbarin die Spitze bieten zu können, einen Rückhalt an Rußland; zweitens ward Maria Theresia dadurch genöthigt, gleichfalls um die Gunst des Petersburger Cabinets sich zu bemühen. So öffneten sich für die Moskowiten zwei Thore in das Herz unseres Welttheils, ein

österreichisches und ein preußisches. Das Verdienst aber, oder je nachdem man die Sache betrachtet, die Schuld, eine solche Einmischung der früher halbasiatischen Russenmacht in die Angelegenheiten des Abendlandes herbeigeführt zu haben, muß ohne Frage der Krone Preußen beigemessen werden."

Werfen wir einen Blick auf die Angelegenheiten des Nordens von 1740 bis 1745; es ist dies nöthig zum Verständnisse der Politik Maria Theresias. Wir sahen oben (Seite 35), wie die Großfürstin Anna die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Iwan übernahm. Münnich hatte Biron gestürzt und gedachte die Gewalt in seinen Händen zu behalten; er war, wie gesagt, ein Feind Oesterreichs und für die Politik Preußens gewonnen; darum leistete Rußland die vertragsmäßige Hilfe von 30.000 Mann nicht, schloß sogar ein Schutzbündniß mit Friedrich II. ab und erhielt dafür die Grafschaft Wartemberg in Schlesien. Dieser Eifer für Preußen führte aber auch seinen Sturz herbei; bei der Regentin galt der schöne sächsische Gesandte Lynar sehr viel, und durch diesen gewann der österreichische Gesandte Botta d'Adorno Einfluß. Bald standen sich in Botta und Münnich Oesterreich und Preußen am russischen Hofe als feindselige Mächte entgegen, bald entschied sich die Regentin gegen die Anträge Münnichs; auf seine Unentbehrlichkeit bauend bot der Minister seine Entlassung an und erhielt sie am 24. März 1741 wider alle Erwartung. Die Regentin erklärte entrüstet: „Obschon ich ihm mehrmals meinen Willen kundthat, die Königin von Ungarn zu unterstützen, so that er doch das Gegentheil; dieses Benehmen ist nicht zu entschuldigen." Sofort erklärte Rußland an den Höfen, daß es seinen Verpflichtungen gegen Oesterreich nachzukommen gedenke. Botta und Ostermann spielten jetzt die erste Rolle am Hofe in Petersburg, und in Wien gab man sich der Hoffnung auf wirksame Hilfe von Seite Rußlands hin.

Jetzt trat aber Frankreich ins Mittel. Auf sein Betreiben erklärte Schweden einmal im Juli 1741 den Krieg an Rußland und dann arbeitete es am Sturz der Oesterreich freundlich gesinnten Regentin Anna. Schnell standen die Schweden in Finnland, sie gedachten, die Ostseeprovinzen mit Riga, Petersburg, Kronstadt der moskowitischen Großmacht wieder zu entreißen. In der Kriegserklärung stand unter anderen Gründen auch der, daß Elisabeth, Peters des Großen Tochter, widerrechtlich vom Throne Rußlands ausgeschlossen sei; ein Beweis, daß der Thron auf vulcanischem Boden stand, und daß Frankreich Anna durch Elisabeth und ihren Anhang zu stürzen gedachte. Diese Elisabeth war wirklich eine Tochter Peters des Großen aus zweiter Ehe mit der Schwedin Katharina, geboren 1709, damals also 32 Jahre alt, schön, gutherzig, fromm, bei den gemeinen Soldaten beliebt, aber auch leichtfertig, vergnügungssüchtig, ausschweifend in einer Weise, daß die Kaiserin Anna sie für die Thronfolge unfähig erklärt hatte. An die Regierung dachte Elisabeth nicht, nur an Vergnügen, und dennoch gelang es der französischen Politik mit ihr besser, als mit dem schwedischen Krieg; denn die Schweden unter Wrangel wurden vor Willmanstrand gleich in der ersten Schlacht von den Russen unter Lascy geschlagen. Elisabeth brauchte Geld, viel Geld, die Regentin knauserte, der französische Gesandte aber, der Marquis de la Chetardie, stellte ihr große Summen zur Verfügung und reizte die leichtfertige Prinzessin zu geheimen Umtrieben. In den Garde-Regimentern wurden Anhänger für sie gewonnen, und endlich zettelten unter Leitung des französischen Gesandten ihr Leibarzt Lestocq, ein Musikus Schwarz und ein Kammerjunker Woronzoff offen eine Verschwörung an, um Elisabeth auf den Thron zu erheben. Da die Verschworenen sich mit der größten Unvorsichtigkeit benahmen, so bekam die Regie-

rung Winke; Anna aber hielt Elisabeth für zu leichtsinnig, um eine Verschwörung leiten zu können, redete übrigens offen über die erhaltenen Anzeigen mit Elisabeth, welche unter Schwüren und Thränen betheuerte, sie fürchte Gott und die Hölle viel zu sehr, als daß sie je ihren Treueid brechen würde. Dieses Gespräch mahnte die Verschworenen zur Eile, noch mehr aber der Umstand, daß die Garden, unter welchen Mitverschworene waren, Befehl erhielten, gegen die Schweden auszuziehen. Eines Morgens brachte ihr Lestocq ein Doppelgemälde, auf der einen Seite war ihr Bild mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, auf der andern saß sie im Nonnenkleide in einem Kloster, vor dem an Galgen und Rad die Verschworenen hingen. „Wählet, gnädige Frau!“ hieß es, „morgen seid ihr entweder Kaiserin oder in einem Kloster, und euere Anhänger ermordet.“ Die Angst wirkte, Elisabeth gab ihre Zustimmung zu den Beschlüssen der Verschworenen. In der Nacht von dem 5. auf den 6. December 1741 fuhr sie nach einer Gardecaserne und redete die ihrer schon harrenden Soldaten an, wie sie eine Tochter Peter des Großen und rechtmäßige Kaiserin und um den Thron betrogen sei. Die Soldaten schworen ihr Treue, eilten mit ihr in den Winterpalast, wo die Wachen zu ihr übergingen, und im Namen der Kaiserin Elisabeth wurden die Regentin, ihr Gemahl und ihre Anhänger verhaftet. Blut wurde keines vergossen. Alles ging ruhig ab, so daß am Morgen die Hauptstadt über die Wendung der Dinge staunte. Um 4 Uhr Mittags zog Elisabeth unter dem Jubel des Volkes in den Winterpalast und empfing die Huldigung. Münnich und Ostermann wurden nach Sibirien verbannt, Anna und ihr Gemahl nach einem Dorfe an der Dwina, Iwan wurde als Staatsgefangener in Schlüsselburg erzogen; erst die Kaiserin Katharina gab 1764 den Befehl, ihn in der Stille zu ermorden.

So war denn Elisabeth Kaiserin. Sie kümmerte sich wenig um die Regierung, sie lebte nur dem Genusse, sie arbeitete nicht; sie konnte es sechs Jahre verschieben, blos ihren Namen zu unterschreiben; sie war mild, sie verbot die Todesstrafe, sie konnte den Gedanken an Blut nicht ertragen; sie rief in ihrer Gutmüthigkeit alle Verbannten aus Sibirien zurück, gegen 20.000. An ihrer Stelle regierten ihre Günstlinge, zuerst die Garden, welche die Regentin gestürzt hatten — ein wahres Prätorianerthum bedrohte Rußland einige Zeit —, dann Lestocq und Bestuchef. Lestocq, vom deutschen Kaiser Karl VII. zum deutschen Reichsgrafen ernannt, war der Vertreter der französisch-bayerisch-preußischen Politik bei Elisabeth, dagegen war der arbeitsame und scharfsinnige Bestuchef für Oesterreich.

Frankreich vermittelte schnell einen Waffenstillstand mit Schweden. Ein Hauptgrund der schwedischen Kriegserklärung, die Verdrängung Elisabeths vom Throne, war zwar behoben. Allein dessenungeachtet wollten die Schweden Krieg; denn sie hielten Rußland für geschwächt und verlangten darum, es sollte das südliche Finnland mit Wiborg abtreten. Also Krieg! Er nahm aber den schimpflichsten Verlauf für Schweden. Man findet in ihm nichts mehr von den Soldaten unter Gustav Adolf und Karl XII., sie räumten eine Stellung nach der andern, Wiborg, Friedrichsham, bald standen die Russen bei Helsingfors. Aber obschon sie dort nicht mehr Mannschaft als die Gegner, und die Schweden ihre Flotte in der Nähe hatten, so wollten diese doch bis Abo sich zurückziehen. Da schnitten ihnen die Russen den Weg ab, und nun capitulirte (25. August 1742) das schwedische Heer: die Finnen gingen nach Hause, die schwedischen Fußsoldaten wurden auf schwedischen Schiffen mit russischen Pässen heimgeschickt, die Reiterei nahm auf weitem Umwege ihre Richtung ebenfalls nach der Heimat; ganz Finnland gerieth in die

Gewalt der Russen. Woher diese schmähliche Entartung einer sonst so tapferen Armee? Der Geist der Disciplin war dahin, die Parteien der Hüte und Mützen bekämpften sich in jeder Compagnie. Die schwedische Armee hatte sich unter ihren Königen hervorgethan, jetzt war aber das Königthum ganz machtlos, die Adelsparteien besetzten die Officiersstellen mit ihren Günstlingen.

Auf den schmählichen Krieg folgte ein demüthigender Friede. Elisabeth verlangte, daß Schweden den fruchtbarsten Theil Finnlands an sie abtrete und die Erbfolge nach ihrem Gutdünken ordne. Die Schwester Karls XII., Ulrike Eleonore, war nämlich 1741 kinderlos gestorben, und ihr Gemahl Friedrich von Hessen-Kassel war schon alt. Das Volk wünschte nun den Erbprinzen von Dänemark zum Thronfolger, dann wären Schweden, Norwegen und Dänemark vereint worden und eine Macht entstanden stark genug, um Rußland die Wage zu halten. Das aber wollte weder Rußland, noch die schwedische Aristokratie. Letztere wünschte einen schwachen Herrscher, und schlug darum einen Enkel Peters des Großen vor, den Herzog Ulrich von Holstein-Gottorp, der auch vom Reichstage gewählt wurde; der Herzog aber, der in Petersburg lebte und der Nachfolger seiner Tante Elisabeth zu werden hoffte, wies die angebotene Krone zurück. Elisabeth schlug nun den Vetter desselben zum Thronfolger vor, den Prinzen Adolph Friedrich von Eutin, welcher den Titel eines Bischofs von Lübeck führte. Der schwedische Reichstag mußte thun, was die Zarin wollte, und ernannte am 7. Juli 1743 den Prinzen Adolph Friedrich zum Thronfolger. Empört über diese Schmach erhob sich das Landvolk, die Bewegung wurde jedoch niedergeschlagen. Als die Gährung fortdauerte und die Regierung den eigenen Soldaten nicht mehr trauen durfte, so wandte sie sich nach Rußland um Hilfe, und 11.000 Russen kamen 1743, bezogen Quartiere

in der Nähe von Stockholm und hielten das Volk nieder. Die Regierung mußte aber bald wieder um ihre Abberufung bitten, da die Russen Schweden wie ein erobertes Land behandelten.

Auch Friedrich II. verwendete sich in Petersburg für die Abberufung der Russen aus Schweden. Diese Einmischung nahm ihm Elisabeth übel, die sich bisher der preußischen Politik geneigt gezeigt hatte, und sie wendete sich wieder Oesterreich zu. Da erfolgte aber ein Gegenschlag. Eine Verschwörung gegen Elisabeth, hieß es, bestehe, und der österreichische Gesandte Botta sollte sie angezettelt haben. Dieser war damals gar nicht mehr Gesandter in Petersburg, sondern in Berlin. Er sollte geäußert haben, die neue Regierung könne sich nicht lange halten. Mehrere Damen hatten behauptet, sie seien schöner als Elisabeth, und wurden deshalb zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, denn die Zarin war sehr eitel und konnte stundenlange vor dem Spiegel stehen. Im ersten Feuer ihrer Entrüstung verlangte Elisabeth, Maria Theresia solle Botta schnell abstrafen. Da die Königin von Ungarn erklärte, sie könne nicht strafen ohne Untersuchung, so wurde ein ganzer Stoß Acten nach Wien geschickt — er enthielt nichts als Weibergeschwätz — Botta konnte darauf hin nicht verurtheilt werden; doch mußte Maria Theresia auf Rußland Rücksicht nehmen, sie rief Botta von Berlin ab, steckte ihn einige Zeit auf die Festung in Grätz, überhäufte ihn aber bald wieder mit Ehren.

All' das bewirkte, daß zwischen Petersburg und Wien eine Spannung herrschte, daß hingegen Elisabeth und Friedrich II. sich nahe kamen. 1743 trat die Zarin dem Breslauer Frieden bei und bestätigte ihm also Schlesien; bald darauf bat sie ihn um seine Schwester für ihren Neffen Peter, den sie inzwischen zum Thronfolger ernannt hatte. Friedrich, der seine Schwester nicht unglücklich machen wollte, entschuldigte sich damit, er sei das

Haupt der protestantischen Partei in Deutschland, und würde diese Stellung verlieren, wenn eine Brandenburgerin ihren Glauben abschwören würde. Nun bat ihn Elisabeth um Rath wegen einer anderen deutschen Prinzessin; er empfahl ihr Sophia von Anhalt-Zerbst. Diese war die Tochter seines Feldmarschalls, sehr schön, und obschon erst vierzehn Jahre alt, doch schon vollkommen ausgebildet. Um Neujahr 1744 traf am kleinen Hofe von Anhalt ein Courier aus Rußland ein, welcher Tochter und Mutter nach Petersburg einlud, und ein Schreiben Friedrichs, das die Bedeutung dieser Einladung auseinandersetzte. Die Mutter jubelte über die künftige Größe ihrer Tochter; der Vater aber, ein Lutheraner von altem Schrott und Korn, der auf seinen Glauben etwas hielt, wollte nicht einwilligen, daß seine Tochter eine Ketzerin werde, bis endlich ein Geistlicher, der besser mit sich handeln ließ, ihn überredete, daß die griechische Religion ungefähr dasselbe Ding sei, wie das Lutherthum. Aber noch eine andere Schwierigkeit war zu besiegen: die jungen Verlobten waren Blutsverwandte, Geschwisterkinder. Der preußische Gesandte bestach Popen und Bischöfe und diese erkärten: die Ehe sei vollkommen den Gesetzen der Kirche gemäß. Sophia kam mit ihrer Mutter nach St. Petersburg und gefiel. Am 9. Juli 1744 trat sie zur griechischen Religion über und erhielt den Namen Katharina Alexiewna. 1745 wurde sie mit dem Thronfolger vermählt, sie zeigte viel Tact und begriff ihre Lage; die Ehe war aber nicht glücklich. In den vor kurzem herausgegebenen eigenhändigen Denkwürdigkeiten Katharinas schildert sie ihre Leiden, wie man sie an einen verpesteten Hof geschleppt habe und an einen verdorbenen Knaben schmiedete, der sie nicht liebte und den sie bald haßte, und wie sie endlich sich gleichfalls dem Strome des Lasters hingab und alles duldete und that, nur um einst die Krone zu erlangen.

1744 vermählte Friedrich seine Schwester Ulrike Eleonore an den Thronfolger von Schweden. Auf diese beiden Bündnisse gründete er seine Sicherheit nach Norden und Osten. „Eine preußische Prinzessin nahe am schwedischen Throne", sagt er, „konnte gegen den König, ihren Bruder, nicht feindselig gesinnt sein; und eine Großfürstin von Rußland, in den preußischen Staaten erzogen und aufgewachsen, und die ihr Glück dem Könige zu verdanken hatte, konnte ihm ohne Undankbarkeit nicht zuwider handeln." Bald ward über ein Bündniß zwischen Schweden und Rußland verhandelt.

Aeußerte Friedrich bisher das Bestreben, Maria Theresia jede Hilfe, die ihr von Rußland kommen könnte, abzuschneiden und sich durch eine Verbindung mit St. Petersburg nach Norden und Osten zu decken, so zeigen seine Verhandlungen mit Frankreich und Karl VII. sein unablässiges Bemühen, Maria Theresia Feinde zu erwecken, um Oesterreichs Macht zu brechen, damit er ihr neue Provinzen entreißen könne. Schon nach der Schlacht bei Dettingen suchte er eine Fürstenverbindung zu stiften, „zur Aufrechthaltung des Kaisers und für einen allgemeinen Frieden," und bereiste mehrere Höfe. Die Reise war jedoch erfolglos. Friedrich selbst gesteht: „Alle Versuche, alle Vorstellungen, alle Gründe waren umsonst. Die schwärmerischen Anhänger des Hauses Oesterreich hätten sich selbst für dessen Wohl aufgeopfert, und die Freunde des Kaisers waren durch die vielen Unfälle, die dieser Fürst erlitten hatte, so muthlos geworden, daß sie glaubten, sie würden in dem nämlichen Augenblicke, wo sie sich zu seiner Unterstützung entschlössen, sogleich ihre eigenen Staaten verlieren."

Bald darauf legte Seckendorf dem Preußenkönige einen Plan vor, „zu einer engeren und festeren Bindung, vor allem zur Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe, Freiheit und Sicherheit des Reiches, vornehmlich, um den rechtmäßig erwählten

Kaiser bei den ihm zukommenden Ehren und Befugnissen zu erhalten." Man sollte eine gemeinschaftliche Armee aufstellen und die Bayern sich mit den Franzosen von neuem verbinden. Auch bereiste damals ein Herr von Chavigny die deutschen Höfe; in Frankfurt warf ihm der Kaiser vor, Frankreich habe ihn zum Kriege verleitet und lasse ihn jetzt sitzen, und verlangte Geld. Mehrere kleine Fürsten waren geneigt, in französischen Sold zu gehen. Von Friedrich wurde Chavigny nicht empfangen, der König äußerte, es sei eine deutsche Angelegenheit, die den Franzosen nichts angehe; die deutschen Fürsten sollten sich anstrengen und ein Heer zusammenbringen, er wolle dann 30.000 Mann zu diesem Heere stoßen lassen; man müsse in der Stille rüsten; sei Oesterreich mit Frankreich und Spanien in rechten Kampf verwickelt, dann müsse man plötzlich auftreten und ein entscheidendes Wort sprechen. Mit anderen Worten, Friedrich wollte die Leitung der Sache in der Hand behalten, bis er gerüstet wäre; und er rüstete außerordentlich. „Wenn die Festungen vollendet, neue Truppen geworben, die Finanzen vollkommen wieder in Ordnung sind, dann werde ich mich im Stande fühlen, ein Wort mitzureden."

Daß man die Franzosen ferne halten und den Streit zwischen dem Kaiser und der Königin von Ungarn als rein deutsche Angelegenheit betrachten solle, war nur eine schöne Redensart, nicht seine Herzensmeinung; denn Friedrich selber wandte sich in dieser Zeit an das französische Cabinet. Aber Ludwig XV. und seine Minister sahen auf den Preußen mit großem Mißtrauen; zweimal hatte er sie betrogen, und gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Vor der Schlacht bei Dettingen hatten sie dem Wiener Cabinet einen Wink gegeben, daß sie Maria Theresia gerne wieder zu Schlesien verhelfen wollten, wenn die Königin von Ungarn sich entschließen könne, Bayern an Karl Albert zurückzugeben. Nach der Schlacht bei Dettingen

stieg aber die Kriegslust wieder in Frankreich; diesen Augenblick benützte Friedrich, mit dem Cabinete zu Versailles wieder anzuknüpfen; er suchte jene Chateauroux, welche später der heilige Eifer des Bischofs von Soissons aus der Nähe des Königs verjagte, dafür zu gewinnen. Ein Graf von Rothenburg, welcher Güter im Elsaß und in Preußen besaß und mit den ansehnlichsten Familien des französischen Hofes in Verwandtschaftsverbindungen stand, im Jahre 1740 aber den französischen Dienst mit dem preußischen vertauscht hatte, wurde nach Versailles gesandt, um die Stimmung zu erforschen und womöglich einen Vertrag zwischen Frankreich und Preußen abzuschließen. Der Minister Amelot war gegen eine Allianz mit Preußen, die Chateauroux und Rothenburg wußten aber ihn zu stürzen; Belleisle und Noailles schlossen sich ihnen an. Die Chateauroux wußte Ludwig XV. zu entflammen, er solle als Kriegsheld Friedrich nacheifern. Ludwig fing an Geschichte, Politik, Kriegskunst zu studiren; bald aber siegte wieder seine Faulheit, er überließ alles dem alten Noailles, der fleißig aber unentschieden war; und die Chateauroux, Rothenburg und Noailles waren Meister der Lage. Im Frühlinge kam man über einen Vertrag überein, wornach die Franzosen Flandern wegnehmen, mit einem anderen Heere in Hannover einrücken und Georg II. zwingen sollten, vom Bunde mit Maria Theresia zurückzutreten; dafür versprach Friedrich, wenn Prinz Karl in das Elsaß einfalle, so werde er durch einen Angriff auf Böhmen ihn zur Rückkehr zwingen; das französische Heer müsse dann dem österreichischen nachrücken, schnell Bayern erobern und dann Maria Theresias Erblande bedrängen; aber man dürfe nicht zaudern, es müsse Nerv in den Operationen sein, es dürfe keinen Augenblick Unthätigkeit geben. Friedrich jubelte als der Vertrag abgeschlossen war: „Ich bin sehr zufrieden, an die Stelle Schwedens zu treten“ (Schweden

war der alte Lakai Frankreichs), „das ist jetzt ein Leib ohne Seele, ich aber habe eine Seele und man wird mit mir zufrieden sein.“ An Noailles schrieb Friedrich, er möge doch Ludwig XV. versichern, dieser könne mächtigere, aber nicht treuere, weniger neidische und für seinen wahren Ruhm ergebenere Bundesgenossen haben als ihn. An Ludwig XV. aber schrieb Friedrich am 12. Juli: „Ich höre, daß der Prinz Karl in das Elsaß eingebrochen ist. Das genügt, um meine Operationen zu bestimmen. Ich werde an der Spitze meiner Armee am 13. August auf dem Marsche und Ende August vor Prag sein. Es ist ein Wagestück, doch Anhänglichkeit und Freundschaft für Sie bewegen mich dazu, der Sie mich nie verlassen werden. Drei große Schläge sind zu thun: erstens der Angriff auf Böhmen und Mähren, zweitens daß die Kaiserlichen und Franzosen an die Donau rücken, und drittens, und das ist der Hauptpunkt, der Angriff auf Hannover.“ Und dieser Mann, der den Todfeind des Vaterlandes in das Herz Deutschlands trieb und ihn aufforderte, er solle doch ja angriffsweise und nicht vertheidigungsweise vorgehen, wie Turenne und Luxembourg, er solle den Marschall von Sachsen und Belleisle, denn diese wären die tüchtigsten, zu Feldherrn erwählen, dieser Mann war — ein deutscher Fürst!

Der Krieg war also beschlossen. Das ganze schmähliche Getriebe sollte aber durch einen schönen Vorwand verdeckt werden. Friedrich glaubte nicht, daß seine Verhandlungen mit Frankreich je bekannt würden. Für sich hatte er sich als Belohnung seiner Hilfe vier böhmische Kreise, Bunzlau, Leitmeritz, Pardubitz, Königgrätz, ausbedungen. Am 22. Mai 1744 schlossen Preußen, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Kurfürst von der Pfalz und Kaiser Karl VII. die Union, um die deutsche Freiheit zu retten, das alte Reich bei seiner Verfassung zu erhalten, Maria Theresia zur Anerkennung des Kaisers zu zwingen und den

Streit über die österreichische Erbfolge beizulegen. In einem besonderen Vertrage mit dem Kaiser ward festgesetzt, daß Friedrich die vier Kreise, Karl VII. aber den Rest von Böhmen bekommen solle. Zur Union wurden auch die anderen Fürsten eingeladen, allein sie trauten dem Kaiser kein Glück mehr zu, selbst dessen Bruder gab die Sache für verloren; Cöln ging im nächsten Jahre zu Maria Theresia über. Frankreich aber trat am 6. Juni der Union bei als Garant des westphälischen Friedens.

Damit Ungarn Maria Theresia keine Hilfe bieten könne, suchte Friedrich die dortigen Protestanten gegen ihre katholische Herrin aufzuhetzen; aber er bewirkte gerade das Gegentheil. Der wackere Pálffy erließ einen Aufruf an die Nation: „Man müsse die Verfassung, welche die Landesmutter genehmiget, gegen einen grausamen Nachbar, welcher die Religion und die Freiheit unterdrücke, vertheidigen. An Schlesien könne man sehen, was Ungarn von Friedrich zu erwarten hätte; dort habe er die Verfassung gestürzt, dort habe er nach Art der Tataren den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne weggenommen, um sie unter seine Soldaten zu stecken.“ Das griff an. Als Maria Theresia nach Preßburg kam, wurde sie mit unermeßlichem Jubel begrüßt.

Erst nachdem Friedrich den Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte, erfuhren seine Minister davon. Sie riethen dringend vom Kriege ab: wer sich wohl befinde, müsse seine Lage nicht verlassen, es sei ein böser politischer Grundsatz, Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden. Friedrich hielt seinen Ministern entgegen: „Sollen wir es abwarten, daß die Königin von Ungarn sich aus aller ihrer Verlegenheit gezogen hat, daß sie mit den Franzosen in Frieden ist und den Kaiser zur Niederlegung seiner Krone zwingt? Sollen wir es abwarten, daß sie dann aller ihrer Macht sich bedient und der Macht der Sachsen dazu und des englischen Geldes, um mit diesen gesammten Vortheilen uns in dem Augen-

blicke anzugreifen, wo wir keinen Bundesgenossen haben werden und keine anderen Hilfsmittel besitzen, als unsere eigene Macht?" Friedrich glaubt also, daß Maria Theresia den Breslauer Frieden nicht halten werde, weil er selbst ihn nicht zu halten entschlossen war. „Was reizt wohl die Königin von Ungarn, die Franzosen mit so vieler Hitze in die Enge zu treiben, als die Hoffnung Elsaß und Lothringen wieder zu erobern?" Ein deutscher Fürst wundert sich also darüber, daß deutsche Truppen diese schmachvoll entrissenen Länder wieder zum Reiche zurückbringen wollen! Friedrich beruft sich auf eine Aeußerung König Georgs, welcher Maria Theresia auf ihre Klage, daß sie von England zur Abtretung so mancher Provinz, namentlich Schlesiens, gezwungen worden sei, zur Antwort schrieb: „Madame! das Nehmen schmeckt gut, aber das Wiedergeben muß auch sein;" er beruft sich auf die Aeußerung eines österreichischen Generals gegen Schmettau: „Mein Hof handelt nicht so unüberlegt, daß er Schlesien angreifen sollte; wir sind Blutsverwandte des Dresdener Hofes, der Weg durch die Lausitz führt am geradesten nach Berlin, dort haben wir Gelegenheit, Frieden zu schließen." Anekdoten sind aber keine Beweise.

Der deutsche König verlangte vom Kaiser und von Frankreich, Schweden müsse versprechen, in Bremen einzufallen, während die Franzosen Hannover angriffen; er verlangte von Frankreich, keine der verbündeten Mächte dürfe einen Frieden für sich schließen, sondern sie müßten standhaft beisammen bleiben, um gemeinsam das neue Haus Oesterreich demüthigen zu helfen. Am meisten steift sich Friedrich auf einen Vertrag, den Maria Theresia mit Sachsen am 20. December 1743 in Warschau abschloß, und worin sie sich ihre Staaten und Länder garantirten, ohne den Breslauer Frieden zu erwähnen, während der pragmatischen Sanction gedacht sei, und des Artikels 13 im Vertrage von

Worms, worin der Sardinier der Königin Truppen für Sicherung der Lombardie verspricht, damit ihr eine um so größere Anzahl der ihrigen in Deutschland zu Gebote stehe. Friedrich meint: „wider wen in Deutschland? wider Preußen!“ Alle diese Gründe sind nicht stichhaltig; denn in diesen Verträgen war ausdrücklich besagt, daß sie dem Breslauer Frieden nicht entgegen sein sollten. Maria Theresia verlangte ja von ihren Verbündeten Entschädigung für Schlesien; sie war also entschlossen, den Breslauer Frieden zu halten, und verzichtete auf Schlesien, so schwer es sie auch ankam. Wenn aber der Preuße den Frieden selber brach, so war sie an ihr Wort auch nicht mehr gebunden. Darum erregte auch die Nachricht von Friedrichs Vertragsbruch und seinem Einmarsch in Böhmen in Wien keinen Schrecken, sondern eine gewisse Befriedigung, Maria Theresia war jetzt ihres Wortes entbunden.

29.

Friedrich II. fällt in Böhmen ein.

Am 7. August 1744 erklärte Graf Dohna, der preußische Gesandte in Wien, sein König könne als Kurfürst nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen, daß der Wiener Hof die kaiserliche Würde unterdrücke, die Verfassung des Reiches umstoße und den Ständen Gewalt anthue; deshalb habe er dem Kaiser einige Truppen überlassen und eine Union geschlossen. In einem Manifeste aber erklärte der König: alle seine Bemühungen für den Frieden in Deutschland seien vergeblich gewesen; aus unbegrenztem Ehrgeize schlage Maria Theresia die deutsche Freiheit in Fesseln, sie wolle deutsche Bisthümer einziehen und damit England födern, sie habe freie Reichsstädte gewaltsam eingenommen; sie spiele mit Treue und Glauben; sie habe die

Friedensanträge des Kaisers hochmüthig verworfen; wie aber die alten Germanen durch Jahrhunderte ihr Vaterland und ihre Freiheit gegen die ganze Herrlichkeit der Römerwelt beschützten, so würden auch ihre Nachkommen die bedrohte Freiheit des Vaterlandes vertheidigen; darum ergreife auch er jetzt die Waffen für die Freiheit des Reiches, für die Würde des Kaisers, für die Ruhe Europas; er habe gar kein persönliches Interesse dabei, er verlange für sich gar nichts!

So viel Worte, so viel Lügen. Friedrich rief ja die Franzosen in das Land, er hatte sich ja vier böhmische Kreise ausbedungen! Aber er glaubte, daß diese Verhandlungen ewig verschwiegen blieben. Auch an die Engländer richtete Friedrich ein ähnliches Manifest, worin er gleichfalls seine Uneigennützigkeit betheuerte. Horace Walpole sagte darüber: „Ein trauriges Machwerk! Sein Voltaire und seine Literaten sollten seine Arbeiten durchsehen, ehe sie gedruckt werden. Manifeste zu schreiben, welche schlechter sind, als sie der gemeinste Commis liefert, den sich zwei oder drei Markgrafen gemeinschaftlich halten, ist unerträglich."

80.000 Preußen zogen zu gleicher Zeit als kaiserliche Hilfstruppen in drei Abtheilungen auf Prag los, eine unter Schwerin aus Schlesien, eine unter dem Erbprinzen von Dessau durch die Lausitz, die dritte unter dem Könige selber durch Sachsen. 17.000 Mann blieben unter dem Fürsten von Anhalt in Brandenburg als Drohung für Sachsen und mit 22.000 Mann stand Marwitz in Oberschlesien und bedrohte Mähren. Am 16. August verlangte der König auf kaiserliche Requisitorial-Schreiben hin freien Durchmarsch durch Sachsen. Der Hof war gerade in Warschau. Die Regierung war überrascht, betäubt, wollte Zeit gewinnen, Dresden schnell in Vertheidigungszustand setzen; allein das Land war mit preußischen Truppen überschwemmt und man mußte dazu noch Lebensmittel schaffen und Schiffe stellen.

Der Marsch der Preußen ging gerade auf Prag los. Sie fanden fast gar keinen Widerstand; denn das österreichische Heer stand im Elsaß, in den Niederlanden, in Italien; in Bayern befanden sich nur 22.000 Mann zu Fuß unter Batthyány. Prag war mehr ein verschanztes Lager als eine Festung; der Commandant Harsch hatte nur 1600 Mann reguläres Militär unter sich, nicht Artilleristen genug, um den Dienst in den Laboratorien zu versehen, und nur 30 Bergknappen statt der Mineure. Harsch hatte den Befehl, nicht an Uebergabe zu denken, bis ein bedeutendes Werk durch Wallbruch genommen und ein Sturm abgeschlagen sei. Er zog Landmilizen in die Stadt, Studenten und Bürger zeigten sich sehr eifrig und stellten Freiwillige. Wenn der Feind von Schlesien aus in Mähren einfiel, so fand er auch da kein Heer. Es galt also nur, die Festungen möglichst zu halten. In Brünn standen 4000 Mann; der Commandant hatte den Befehl, die Stadt erst zu übergeben, wenn ein Sturm abgeschlagen wäre, den Spielberg aber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Auch der Commandant von Olmütz empfing die Weisung, mit seinen 5000 Soldaten sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Die Armee unter Batthyány erhielt Befehl, nach Böhmen zu ziehen.

So wird es leicht begreiflich, daß die Preußen ungehindert bis nach Prag zogen; sie verbreiteten Patente, in welchen die Böhmen gewarnt wurden, sich ja in nichts wider die Hilfstruppen des Kaisers einzulassen, den sie vielmehr fortan als ihren rechtmäßigen Oberherrn anzusehen hätten. Schwerin erschien am 31. August vor Prag, der König und Anhalt am 2. September. Die Stadt ward sogleich umschlossen, der König stand auf dem rechten Ufer, Schwerin umringte die Neustadt und den Wyssehrad. Batthyány hatte in Beraun Magazine aufgehäuft und suchte diesen Ort zu decken, ohne sich jedoch mit einer überlegenen Macht

in ein Gefecht einzulassen. Friedrich wollte sich der Stadt und der Magazine bemächtigen und sandte Haake mit 6 Bataillonen und 5 Schwadronen gegen Beraun. Batthyány bekam jedoch Wind von dem Plane, obschon man das Unternehmen möglichst geheim gehalten hatte. Der Angriff Haakes ward abgeschlagen. Auf die Nachricht von seiner Gefahr eilte der König mit 16.000 Mann herbei, aber indeß waren die Magazine in Eile schon nach Pilsen gebracht. Fortan suchte Batthyány das Unternehmen auf Prag so viel als möglich zu stören; an einen Entsatz der Stadt konnte er mit seiner geringen Truppenmacht 80.000 Preußen gegenüber doch nicht denken. Das Schicksal von Prag war also entschieden. Harsch hatte alle Anstalten zur Gegenwehr getroffen, aber seine Mittel waren zu gering. Er gab sogar Befehl, einen der Bogen der berühmten Karlsbrücke abzutragen, damit er sich noch auf der Kleinseite vertheidigen könne, wenn die Alt- und Neustadt gewonnen wäre; allein das vierhundertjährige Gewölbe war so fest gekittet und geschlossen, daß er von seinem Unternehmen ablassen mußte. Am 10. wurden die Laufgräben an drei Orten gegen den St. Laurenzerberg, bei Bubenč und bei dem Žižkaberg eröffnet, am 11. ward die Stadt mit Bomben beworfen, am 12. erstürmte Schwerin den Žižkaberg; der König sah dem Angriffe in dem Laufgraben bei Bubenč zu; eine österreichische Kugel schlug dem Prinzen von Brandenburg-Schwedt den Kopf weg und tödtete einen Pagen. Bald fing die Stadt an mehreren Orten an zu brennen, 150 Häuser sanken in Asche. Die Bürgerschaft und die Landmilizen verloren den Muth; sie liefen haufenweise durch die Straßen und riefen, wenn man sich nicht ergebe, wollten sie die Thore mit Gewalt öffnen. Dies erschreckte Harsch, er pflanzte die weiße Fahne auf und bot Uebergabe gegen freien Abzug, den aber Friedrich verweigerte. Nun wollte es Harsch auf einen

Sturm, dem man höchstens 900 Mann entgegenstellen konnte, nicht mehr ankommen lassen, weiterer Widerstand schien ihm unnütz und für die Stadt gefährlich. So ward denn am 16. capitulirt, die Besatzung blieb kriegsgefangen, viele Studenten steckte Friedrich unter seine Soldaten, weil sie zum Kriegshandwerk mehr Lust gezeigt hätten, als zu den Büchern. Am 17. September zogen die Preußen ein.

Der Feldzug war also glänzend eröffnet, die Hauptstadt war im Besitze der Preußen. Im Siegesjubel schrieb Friedrich an Podewils: „Sie ist unser, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, ich würde sie nicht so geschwind erobern, als ich mir einbilde." Richtiger beurtheilte Robinson die Lage. „Dieser Verlust", schreibt er, „wird die armen Einwohner zwar schwer drücken, ist aber blos der Triumph, die Feuersbrunst des Tages, nach der die Preußen an sich denken müssen". So war es in der That. Nach und nach tauchte die ganze Gefahr der Lage, in die sich Friedrich muthwillig gestürzt hatte, vor ihm auf. Zuerst kam die Nachricht, daß die Oesterreicher im Elsaß nicht geschlagen worden seien, sondern daß Prinz Karl heranziehe. „So geht's", rief Friedrich, „wenn man mit Lumpen Verträge schließt." In der That zog das Heer des Prinzen Karl kräftiger über den Rhein zurück, als es hinüber gegangen war: ein stolzes Siegesbewußtsein durchglühte es, es sehnte sich nach dem Kampfe. Batthyány zog sich zurück, um sich die Verbindung mit Karl und den Sachsen offen zu erhalten. Der König hätte über Beraun auf ihn losstürzen, sich der Stadt Pilsen und der dortigen Magazine bemächtigen und die Päſſe, durch die das österreichische Heer in das Land kommen konnte, schließen sollen, die Verbindung der Oesterreicher mit den Sachsen wäre dann unmöglich gewesen. Allein nun fangen die Fehler des Königs in der Kriegsführung an, von denen Friedrich offen

eingesteht, nie habe ein General in einem Kriege größere begangen. Belleisle rieth ihm nämlich, nach Tabor, Budweis und Neuhaus seinen Marsch zu richten, im Jahre 1741 habe man Böhmen verloren, blos weil man unterlassen, diese Posten zu besetzen. Friedrich befolgte diesen Rath, obschon die Umstände jetzt ganz anders waren, als im Jahre 1741, wo sich Bayern und Oberösterreich im Besitze der Feinde Maria Theresias befanden. Friedrich zog also nach dem Süden. Das auf einem Felsen gelegene, von Žižka erbaute, früher für unüberwindlich gehaltene Tabor wurde genommen. Am 30. September standen die Preußen vor Budweis und eroberten nach heftigem Kampfe die Stadt; die Besatzung durfte mit kriegerischen Ehren abziehen, die Bürgerschaft mußte Karl VII. den Eid der Treue schwören.

Inzwischen war aber das österreichische Heer über Waldmünchen bei Taus in Böhmen am 26. September eingetroffen. Am 1. October stieß das Corps Batthyánys in Mirotiz zu Prinz Karl, welcher jetzt 50.000 Mann unter sich hatte. Prinz Karl und Traun benützten die Fehler des Königs bestens, suchten sich zwischen ihn und Prag zu stellen und überschritten in der Nähe von Mirotiz die Moldau. Ihre leichte Reiterei bedrängte seine Flanke und seinen Rücken. Friedrich mußte zurück und suchte eine Schlacht, auf sein Feldherrntalent und auf die Tüchtigkeit seiner Truppen vertrauend. Die Oesterreicher aber wichen einem Zusammenstoß aus. Eine schwere Gefahr bereitete den Preußen der Geist der Bevölkerung; man haßte von ihrem früheren Aufenthalt her die Preußen, man hing mit Begeisterung an der Králowna Maria Theresia; Adel, Geistlichkeit, Beamte, Volk waren einig in ihrer Anhänglichkeit an die milde Herrin. Die Geistlichen feuerten die Bauern zum Widerstande an, diese verbargen die Vorräthe oder zerstörten sie, um den Preußen nichts zurückzulassen, und flüchteten in die Wälder; niemand

brachte Lebensmittel zum Verkaufe ins Lager. Die Preußen fanden auf ihrem Wege nur Wüsteneien und leere Dörfer; um kein Geld konnten sie Kundschafter gewinnen, während die Oesterreicher von jeder Zufuhr, von jeder Bewegung Nachricht erhielten. 10.000 Husaren umschwärmten das feindliche Heer, schnitten ihm alle Verbindung ab, fingen die wichtigsten Botschaften auf. So wurde ein wichtiges Schreiben aus dem Schloß der Kageneck, aus Munzingen, dem Hauptquartier des Königs von Frankreich, an Friedrich aufgefangen, woraus man ersah, daß die Franzosen gleich nach der Eroberung von Freiburg nach Westphalen ziehen wollten, um den Kurfürsten von Cöln zur Pflicht gegen den Kaiser zurückzuführen, die Holländer abzuschneiden und den König von England zu verhindern, Maria Theresia zu unterstützen. Tägliche Scharmützel und kleinere verlorene Posten schwächten das preußische Heer und haufenweise desertirten die mit Gewalt zum Kriege gezwungenen Soldaten. Die Preußen wagten nicht mehr, Reiter auf Kundschaft auszuschicken, denn sie waren verloren; wo man übernachtete, mußte man sich nach römischer Art verschanzen, und die Armee des Königs war auf ihr Lager beschränkt.

So mußte denn der König auf demselben Wege umkehren, auf dem er gekommen war. Der Plan, zwischen Tabor, Neuhaus, Budweis und Frauenburg Winterquartiere zu beziehen, war vereitelt. Der König, welcher für Prag, sein Belagerungsgeschütz und die Kranken dort fürchtete, ließ starke Posten in Tabor und Budweis zurück und zog nach dem Norden. Dies war ein zweiter Fehler, denn diese beiden Posten waren doch nicht zu halten. Sie wurden auch bald genommen, Trenk erstürmte in der Nacht vom 21. auf den 22. October Budweis; der Angriff war verwegen, die Vertheidigung tapfer. Die Stadt wurde von den Oesterreichern zurückgewonnen; eben

so Frauenberg. Die preußische Besatzung in beiden Orten, 2000 Mann, mußte sich kriegsgefangen ergeben. Auch Tabor konnten sie nicht halten, 900 Preußen streckten die Waffen. Indeß stießen am 21. October bei Hraditsch 20.000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels zu den Oesterreichern. Vergebens hatte man August III. Mähren, seinem Minister Brühl ein Fürstenthum und seinem Beichtvater Guarini die Cardinalswürde versprochen, wenn die Sachsen dem Bunde gegen Maria Theresia beiträten. Man bereute am sächsischen Hofe bitter die frühere Politik, man haßte den Preußen und sandte Maria Theresia Hilfe. Das vereinigte Heer war jetzt 70.000 Mann stark. Prinz Karl gedachte nun den König aus einer festen Stellung nach der anderen hinaus zu manövriren und ihm die Verbindung mit Schlesien und seinen Magazinen abzuschneiden. Blieb der König bei Prag stehen, so schnitt man ihm die Verbindung mit Schlesien ab; rückte er gegen Pardubitz, wo seine Magazine waren, so waren Prag und ganz Böhmen für ihn verloren. Prinz Karl folgte dem weisen Plane, immer solche Lager zu wählen, wo man durchaus nicht angegriffen und zu einer Schlacht gezwungen werden konnte. Dabei wurde Friedrich durch leichte Truppen immer mehr belästigt, so daß er sich am 24. October entschloß, diese Umschnürung endlich zu durchbrechen und in einer entscheidenden Schlacht bei Marschowitz die Bande zu zerreißen, die ihn von allen Seiten umschlossen. In Schlachtordnung brachten die Preußen im Angesicht des österreichischen Lagers den Abend und die Nacht zu, beiderseits blieb die Mannschaft unter Gewehr; die Oesterreicher waren entschlossen, die Preußen herankommen zu lassen, aber nicht anzugreifen. Doch am anderen Tage zog der König sich zurück; er fand die österreichische Stellung zu fest und den Angriff zu gewagt, er wünschte, daß die Oesterreicher ihn angriffen. Die jüngeren Generale drangen

einmüthig in den Prinzen Karl, jetzt auf die Preußen loszustürzen und mit einem Schlage den Feldzug schnell und glücklich zu beenden. Prinz Karl überließ den Entscheid dem Grafen Traun und dieser erklärte ganz ruhig: „Der Theil, der den anderen angreift, erleidet eine vollständige Niederlage." So unterblieb die Schlacht und der König zog ab, zuerst in der Richtung nach Prag. Nun suchte Karl ihn von der oberen Elbe und seinen Ländern abzuschneiden, Friedrich werde Prag aus Mangel an Lebensmitteln bald verlassen und sich mit Noth durchschlagen müssen. Bald merkte der König seine Gefahr, gab den Marsch nach Prag auf und suchte sich Pardubitz zu nähern, um seine Magazine zu retten und die Verbindung mit Schlesien offen zu halten. Da machten aber die Oesterreicher einen glänzenden Uebergang über die Elbe, eben so schön, wie der Uebergang über den Rhein in diesem Jahre gewesen war. Zuerst versuchte man bei Přelauč Brücken zu schlagen. Der Versuch mißlang durch unerwartete Hindernisse; am 19. October glückte aber ein zweiter Versuch bei Teltschitz vollkommen, obschon im Angesichte des Feindes und trotz fünfstündigen Kampfes. Dieses Unternehmen entschied den ganzen Feldzug. Der König hielt es jetzt für angezeigt, Prag und Böhmen aufzugeben, sich nach Schlesien zurückzuziehen, und sammelte schnell sein Heer. Das Gebiet der Moldau nicht nur, sondern auch das der Elbe war verloren. Podewils schrieb ihm: „Eure Majestät sehen jetzt, daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Oesterreich zu erniedrigen und auf die Stufe der Macht zurückzubringen, die man ihm bestimmen will." Am 27. November verließ Friedrich Königgrätz und ließ sein Heer in drei Colonnen über Braunau, Trautenau und Glatz nach Schlesien abziehen; am 1. December stand er wieder auf seinem Gebiete. Aber seine Armee war zur Hälfte zusammengeschmolzen, compagnienweise

waren in der letzten Zeit seine Leute durchgegangen. Das schwere Geschütz stand in Prag; Einsiedel bekam Befehl, diese Stadt zu räumen, Winterfeld bekam eine gleiche Weisung in Bezug auf Leitmeritz. Dieser entkam glücklich, jener aber litt schwere Noth schon beim Abzuge aus der böhmischen Hauptstadt. 400 Grenzer und Husaren drangen unter Simbschen und Cognazzo durch drei Thore in die Stadt, als die Preußen eben abzogen. Sogleich entspann sich ein Kampf, an dem viele Bürger, selbst Weiber und Kinder theilnahmen. Das hitzigste Gefecht entspann sich auf der steinernen Brücke, wo der tapfere Cognazzo fiel; die Preußen ließen 70 Todte, 131 Kanonen und die Kriegscasse zurück. Unter steten Gefahren, unter schweren Verlusten, oft von Wegweisern irre geführt, entkam endlich Einsiedel mit dem zusammengeschmolzenen Reste seiner Truppen über Friedland nach Schlesien.

Friedrich selbst gesteht: „Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Flotte, die den Beinamen der unüberwindlichen führte. Der ganze Vortheil dieses Feldzugs war auf Seite der Oesterreicher. Herr von Traun spielt in demselben die Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus; des Herrn von Traun Benehmen ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er die Fähigkeiten dazu besitzt. Der König selbst hat es gestanden, daß er diesen Feldzug als seine Schule in Absicht auf Kriegskunst und Herrn von Traun als seinen Lehrer angesehen hat."

Marwitz hatte Mähren mit Streifzügen heimgesucht und starke Kriegssteuern erhoben. 10.000 Ungarn zu Fuß und 1000 zu Pferd wurden gegen ihn verwendet und einen großen Theil des Winters streiften die Ungarn auf dem rechten Ufer der Oder bis Oppeln. Obschon die Armee durch zwei Feldzüge

und zum Unglücke für die Belagerten thaten ihre Kugeln keinen einzigen Fehlschuß, auch wenn sie sich überschossen, denn sie schlugen in die Vesten ein. Am 5. October eröffneten die Belagerer ein furchtbares Feuer auf die Stadt, die an mehreren Stellen in Brand gerieth; bald waren am unteren Schlosse die Mauerkränze und Schießscharten heruntergeschossen, und nun dauerte das Kanoniren mit geringer Unterbrechung Tag und Nacht auf die bedrängte Stadt fort. In der Nacht vom 11. October wurden 300 Bomben in die Stadt geworfen zur Feier der Ankunft König Ludwigs XV., der unter Becherklang und Musik vom Schlosse des Grafen Kageneck der Illumination zusah. Die Belagerten antworteten eifrig, zerstörten in nächtlichen Ausfällen die Arbeiten der Gegner, bewährten überhaupt hohen Muth. Am Namenstage Maria Theresias richteten sie allein 10.000 Flintenschüsse und viele Bomben auf die Franzosen. Selbst Weiber bewährten Heldenmuth: aus einem brennenden Hause stürzte am 12. October eine junge Frau mit zwei Kindern in den Armen und rief den Bürgern zu, man möge ihr die beiden anderen zu retten eilen. Niemand wagte es, sich dem Feuer und Kugelregen zugleich auszusetzen; denn die Franzosen richteten ihr Geschoß zumeist auf die Stellen, wo es brannte, um das Löschen zu verhindern. Da stürzte die Frau aufs neue in das Haus zurück und rettete die beiden anderen Kinder. Die höchste Geistesgegenwart aber bewies ein Ingenieur-Hauptmann de la Motte. Eine Bombe hatte das Thor des Pulverthurmes zersprengt und ein Pulverfaß zerschlagen; er sprang in den Thurm, warf die Brände heraus, das Feuer vor demselben ward gedämpft, die Thüren geschlossen und so das Schloß gerettet. In der Nacht vom 19. auf den 20. unternahmen die Franzosen einen furchtbaren Sturm, die Vertheidiger sprengten glücklich eine Mine, ihre Feinde flogen in die Luft; die

die Stadt eine Festung mittleren Ranges, die Werke aber ziemlich vernachlässigt; namentlich war der Theil, der sich entlang der Dreisam zieht, zwischen dem Schwaben- und Breisacher-Thor, schwach. Die Citadelle der Stadt bildeten die Anhöhen des Schloßberges, die untere Veste, das Salzbüchsel und die obere Veste. Prinz Karl erhöhte bei seinem Abzuge nach Böhmen die Besatzung auf 7000 Mann, die er zu standhafter Vertheidigung für hinreichend hielt; darunter waren 199 Artilleristen, 300 Husaren, 70 Dragoner. Ein umsichtiger entschlossener tapferer Mann, Feldmarschall-Lieutenant Baron Damnitz, hatte das Commando. Die Stadt war auf vier Monate mit Lebensmitteln versehen.

Schneller als man es erwartet hatte, nahte der Feind; am 17. September schon stand Marschall Coigni mit 70.000 Mann, mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor der Festung. Häufige, öfter glückliche Ausfälle fanden statt, Parallelen und Gegenlaufgräben wurden gezogen, der Stadt dreimal das Mühlwasser abgegraben. Die Stimmung der Bevölkerung war gut für die Sache der Königin — besaß doch das Haus Habsburg in diesem Lande zu allen Zeiten feurige Anhänger —, sie ward durch kirchliche Feierlichkeiten und Predigten noch erhöht, Processionen wurden gehalten, das Volk weinte, betete, sang und ertrug entschlossen alle Schrecken der Belagerung. Die unverheiratheten Bürgerssöhne leisteten trotz der ausgedienten Soldaten Hilfe bei der Vertheidigung. Hinsichtlich des herrlichen Domes ward ein Vertrag mit dem Feinde geschlossen, daß derselbe vom feindlichen Geschütze geschont werden solle, wogegen die Vertheidiger versprachen, nicht auf die Stelle zu feuern, von wo der König der Belagerung zusah, nämlich auf das Loretto-Berglein. Den Franzosen war die schwache Seite der Festungswerke wohl bekannt; sie stellten denn auch da ihr Geschütz auf

in einem Jahre ermüdet war, erhielt sie von Wien doch Befehl, Winterquartiere in Schlesien zu beziehen. Da Prinz Karl nach Wien abgegangen war, übernahm Traun das Commando. Viele Regimenter waren schon von der Armee abgegangen und Traun übernahm nur ungern den Auftrag, doch stand er schon am 21. December in Neustadt und zog einen Postirungscordon längs der Neisse. Aber er vermochte sich hier gegen Leopold von Dessau, welcher zwischen Neisse und Ottmachau seine Truppen zusammenzog, nicht zu halten und rückte über Jägerndorf nach Mähren. Ebenso mußten sich vor Lehwald die Oesterreicher, die in die Grafschaft Glatz eingerückt waren, zurückziehen.

30.

Die Belagerung und Eroberung von Freiburg.

Die Franzosen hatten zwar Friedrich versprochen, dem abziehenden Karl von Lothringen nachzurücken, Bayern zu befreien und die Erblande der Königin zu bedrängen; sie hielten aber ihr Wort nicht, sie sahen es sogar gerne, wenn Preußen und Oesterreich sich gegenseitig aufrieben. Damit aber doch etwas geschehe, was die öffentliche Meinung in Frankreich zufriedenstellen und den Ruhm des Königs erhöhen könne, beschloß man, das opferreiche Jahr mit einem militärischen Feuerwerk zu schließen. Darum rückten die Franzosen vor Freiburg im Breisgau, dessen Schwäche sie kannten und dessen Eroberung sie gewiß waren.

An einem Ausläufer des Schwarzwaldes, da wo das Dreisamthal in eine fruchtbare Ebene ausmündet, liegt die Stadt Freiburg, von munteren geschwätzigen Bächlein durchzogen, an Freundlichkeit und Heiterkeit einer italienischen Stadt ähnlich, umgeben vom Grün der Wälder und Matten, geschmückt mit einem der vollendetsten gothischen Dome der Welt. Damals war

die Stadt eine Festung mittleren Ranges, die Werke aber ziemlich vernachlässigt; namentlich war der Theil, der sich entlang der Dreisam zieht, zwischen dem Schwaben- und Breisacher-Thor, schwach. Die Citadelle der Stadt bildeten die Anhöhen des Schloßberges, die untere Veste, das Salzbüchsel und die obere Veste. Prinz Karl erhöhte bei seinem Abzuge nach Böhmen die Besatzung auf 7000 Mann, die er zu standhafter Vertheidigung für hinreichend hielt; darunter waren 199 Artilleristen, 300 Husaren, 70 Dragoner. Ein umsichtiger entschlossener tapferer Mann, Feldmarschall-Lieutenant Baron Damnitz, hatte das Commando. Die Stadt war auf vier Monate mit Lebensmitteln versehen.

Schneller als man es erwartet hatte, nahte der Feind; am 17. September schon stand Marschall Coigni mit 70.000 Mann, mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor der Festung. Häufige, öfter glückliche Ausfälle fanden statt, Parallelen und Gegenlaufgräben wurden gezogen, der Stadt dreimal das Mühlwasser abgegraben. Die Stimmung der Bevölkerung war gut für die Sache der Königin — besaß doch das Haus Habsburg in diesem Lande zu allen Zeiten feurige Anhänger —, sie ward durch kirchliche Feierlichkeiten und Predigten noch erhöht, Processionen wurden gehalten, das Volk weinte, betete, sang und ertrug entschlossen alle Schrecken der Belagerung. Die unverheiratheten Bürgerssöhne leisteten trotz der ausgedienten Soldaten Hilfe bei der Vertheidigung. Hinsichtlich des herrlichen Domes ward ein Vertrag mit dem Feinde geschlossen, daß derselbe vom feindlichen Geschütze geschont werden solle, wogegen die Vertheidiger versprachen, nicht auf die Stelle zu feuern, von wo der König der Belagerung zusah, nämlich auf das Loretto-Berglein. Den Franzosen war die schwache Seite der Festungswerke wohl bekannt; sie stellten denn auch da ihr Geschütz auf

zerspringen. Man untersucht sie und findet sie mit frischem Blut gefüllt."

Dieser furchtbare Sturm war glücklich abgeschlagen, einen zweiten konnte man aber nicht mehr bestehen. Der Commandant versammelte einen Kriegsrath und dieser beschloß, die Stadt zu übergeben, wenn man freien Abzug erhalten könne. Es ward deswegen unterhandelt, der König verlangte den Commandanten selber zu sprechen. Damnitz geht ins französische Lager und Ludwig bedeutet ihm, daß er nur dann der Besatzung freien Abzug gewähre, wenn man ihm die Sadt und die Schlösser zugleich übergebe. Damnitz erklärt, die Commandanten der Vesten seien von ihm unabhängig, und bittet um Frist, die Befehle der Königin einzuholen. Der König gewährt eine Frist von fünfzehn Tagen, nach dieser sei aber die Besatzung kriegsgefangen, die Antwort möge lauten wie sie wolle. Damnitz hält Kriegsrath; dieser erklärt, Stadt und Schlösser seien gegen freien Abzug zu übergeben. Der König bewilligt alles, verlangt aber unverzügliche Besetzung des Predigerthores. Damnitz verläßt sich auf das Wort des Königs und versäumt es, schriftliche Zusage zu fordern. Am 7. November Vormittags 11 Uhr besetzen die Franzosen das genannte Thor, wollen aber dann von freiem Abzug nichts mehr wissen, die Soldaten räumen schnell die Stadt und ziehen sich in die Schlösser zurück, die Franzosen errichten Batterien gegen das Schloß. Vergebens beruft sich Damnitz auf das Wort des Königs; dieser ist schon nach Frankreich abgegangen, wo er überall als Sieger mit Jubel empfangen wird. Coigni erklärt, wenn die Schlösser binnen 24 Stunden übergeben würden, so wolle der König die Besatzung mit allen Kriegsehren abziehen lassen; da jedoch Maria Theresia widerrechtlich eine große Anzahl gefangener Franzosen zurückhalte, so müsse die Besatzung der Schlösser so

Franzosen hatten 700 Todte und noch viel mehr Verwundete. Am 20. erfolgte ein neuer Sturm, den die schwache Besatzung, die jetzt schon nicht mehr aus dem Dienste kam, aufs tapferste abschlug. Die Franzosen ließen 800 Todte, darunter den Prinzen Elboeuf, und viele höhere Officiere auf dem Platze. Am 26. October begann der Feind Bresche zu schießen, am 27. war schon eine acht Schuh breite Sturmlücke geöffnet. In der Stadt wurden zur Abwendung der Gefahr von neuem Bußpredigten, Fasttage, Processionen gehalten. Den 2. November Nachts 3 Uhr rückten die Franzosen, von einem Regenwetter begünstigt, in der größten Stille heran, erstiegen die Mauer, überwältigten eine Wache und das „Avance, avance, vive le roi!“ ertönte in der Festung. Die Grenadiere eilen herbei, werfen die Gegner zurück, sie kommen verstärkt zum zweiten, zum dritten Male wieder, um 7 Uhr früh sind sie in wilder Flucht zurückgeworfen. In einem Tagebuche aus jener Zeit heißt es: „Unsere Grenadiere, die starken Böhmen, stoßen die Franzosen mit dem Bajonnete in den Graben und schlagen sie mit dem Kolben todt. Die Aufregung ist ungeheuer, keiner will Platz machen; wer abgeschossen hat, bleibt stehen, erhält von dem rückwärts befindlichen Kameraden ein geladenes Gewehr und gibt das seinige zurück. Die Husaren und Dragoner sind vom Martinsthor bis zur Bresche aufgestellt. Der König selbst soll vom Lorettoberge dem ganzen Sturme zugesehen haben. Die Todten werden in das Gewölbe beim Münster, welches seit 1713 verschlossen blieb, geworfen. Die Vorstadt ist vom Pulverdampf wie in den dicksten Nebel eingehüllt, die Soldaten sehen aus wie Kohlenbrenner. Dreimal verlangt vergeblich ein feindlicher Pandur Stillstand, die Todten zu beerdigen. Nach zwei Stunden fängt die Felsenbatterie wieder ihr Feuer an, um 11 Uhr fallen auf die St. Peter-Bastei Bomben, welche nicht

zerspringen. Man untersucht sie und findet sie mit frischem Blut gefüllt."

Dieser furchtbare Sturm war glücklich abgeschlagen, einen zweiten konnte man aber nicht mehr bestehen. Der Commandant versammelte einen Kriegsrath und dieser beschloß, die Stadt zu übergeben, wenn man freien Abzug erhalten könne. Es ward deswegen unterhandelt, der König verlangte den Commandanten selber zu sprechen. Damnitz geht ins französische Lager und Ludwig bedeutet ihm, daß er nur dann der Besatzung freien Abzug gewähre, wenn man ihm die Sadt und die Schlösser zugleich übergebe. Damnitz erklärt, die Commandanten der Vesten seien von ihm unabhängig, und bittet um Frist, die Befehle der Königin einzuholen. Der König gewährt eine Frist von fünfzehn Tagen, nach dieser sei aber die Besatzung kriegsgefangen, die Antwort möge lauten wie sie wolle. Damnitz hält Kriegsrath; dieser erklärt, Stadt und Schlösser seien gegen freien Abzug zu übergeben. Der König bewilligt alles, verlangt aber unverzügliche Besetzung des Predigerthores. Damnitz verläßt sich auf das Wort des Königs und versäumt es, schriftliche Zusage zu fordern. Am 7. November Vormittags 11 Uhr besetzen die Franzosen das genannte Thor, wollen aber dann von freiem Abzug nichts mehr wissen, die Soldaten räumen schnell die Stadt und ziehen sich in die Schlösser zurück, die Franzosen errichten Batterien gegen das Schloß. Vergebens beruft sich Damnitz auf das Wort des Königs; dieser ist schon nach Frankreich abgegangen, wo er überall als Sieger mit Jubel empfangen wird. Coigni erklärt, wenn die Schlösser binnen 24 Stunden übergeben würden, so wolle der König die Besatzung mit allen Kriegsehren abziehen lassen; da jedoch Maria Theresia widerrechtlich eine große Anzahl gefangener Franzosen zurückhalte, so müsse die Besatzung der Schlösser so

lange als Geißel bewahrt werden, bis alle französischen Kriegsgefangenen, für die übrigens der König das bestimmte Lösegeld zu zahlen sich erbiete, ausgeliefert seien. Am 24. kam der Bote aus Wien zurück mit dem Bescheide, die Schlösser unter so günstigen Bedingungen als möglich zu übergeben, aber sich nie in das Verlangen des Feindes zu fügen, daß man als Geißel bis zur Auswechslung aller gefangenen Franzosen bleibe, sondern sich eher in den Schlössern aufs äußerste zu vertheidigen, um eine ehrenvolle Capitulation zu erhalten. So der Wille der Königin, die dem Commandanten ihre Zufriedenheit über die tapfere Vertheidigung aussprach. Allein die Lage der Vertheidiger hatte sich indeß sehr zu ihrem Nachtheile geändert, eine Vertheidigung der Schlösser war nicht mehr möglich. Die Franzosen erklärten, daß, wenn man aus den Schlössern auf die Stadt feuere, man die österreichischen Kranken und Verwundeten auf das Glacis legen würde. Da unterzeichnete denn Damnitz die Capitulation am 25. November; die Besatzung zog mit klingendem Spiele und allen Kriegsehren aus dem Schlosse herab bis zum Predigerthore, dort streckte sie Ober- und Untergewehr, nur den Officieren wurden ihre Degen gelassen, die Soldaten sollten von ihren Officieren nicht getrennt und nicht zum französischen Kriegsdienst gezwungen werden. Den Bürgern gingen die Augen über, als sie zusahen, wie diese tapferen wohlverdienten Soldaten ihre Fahnen, Trommeln und Gewehre niederlegten, um mit Stecken in der Hand nach Breisach abzuziehen. Die Stärke der abziehenden Besatzung war 4578 Mann; 511 waren vor dem Feinde geblieben, 190 an Krankheiten gestorben, 1455 lagen verwundet in Spitälern. Die Franzosen hatten 7350 Mann an Todten verloren, 9226 an Verwundeten. Die Franzosen hatten zwar die Stadt im Namen Kaiser Karls VII. besetzt, sprengten aber in größter Eile die Festungswerke, um den

Weg in den Schwarzwald für künftige Zeiten sich offen zu erhalten. Schon im nächsten Jahre kehrte aber Freiburg durch den Frieden zu Füssen unter Maria Theresias Herrschaft zurück und am 1. Mai 1745 ertönte beim Jubelfeste im Münster schon wieder das freudige „Vivat Maria Theresia, regina Hungariae et Bohemiae!“

31.

Die Verhandlungen im Winter 1744 auf 1745.

Außer der Eroberung Freiburgs thaten die Franzosen wenig für die kaiserliche Sache im Spätjahr 1744. Das einzige war, daß sie ein Corps von 20.000 Mann unter Segur zu Seckendorf stoßen ließen, der in gemessener Entfernung den nach Böhmen abziehenden Oesterreichern folgte. Prinz Karl ließ 12.000 Mann unter Bärenklau in Bayern zurück, der nur Ingolstadt, Schärding und Braunau zu behaupten suchte, sonst aber allenthalben vor der Ueberzahl zurückwich. Seckendorf drang abermals nach München vor und Karl VII. zog am 23. October 1744 wieder einmal in seine Hauptstadt ein. Seckendorf legte bald darauf das Commando nieder, Preußen und Franzosen hatten das möglichste gethan, seine Stellung unhaltbar zu machen; sie warfen ihm namentlich vor, er habe es versäumt, die Oesterreicher im Elsaß zu schlagen.

Der Einzug in München war Karls letzte Freude. Er kränkelte schon lange; Kummer, Sorgen und Enttäuschungen hatten seine Gesundheit untergraben. Als ihm seine Hauptleute meldeten, daß die Oesterreicher die Bayern bei Meineck geschlagen hätten, ergriff ihn dies derart, daß die Gicht, an der er schon lange litt, in den Leib zurücktrat. Er starb am 20. Januar 1745, nicht ohne vorher sein Bedauern über die

Politik, die sein Land zu Grunde gerichtet und ihn zu einem Schattenkaiser in Frankreichs Hand gemacht hatte, auszusprechen und seinen Sohn zu ermahnen, sich schnell mit dem Hause Oesterreich auszusöhnen und jeden Gedanken an die Kaiserwürde aufzugeben.

Der unerwartete Tod des Kaisers veränderte auf einmal die politische Lage; die Union hatte jetzt keinen Grund mehr, zu bestehen, Friedrich keinen Grund mehr, mit Maria Theresia Krieg zu führen. In Versailles war man eigentlich froh über den Tod des Kaisers; man war müde, Hilfsgelder zu zahlen, der Krieg hatte bereits 500 Millionen Livres und 200.000 Menschen gekostet. Man war geneigt, mit Maria Theresia Frieden zu schließen, wenn sie dem Sohne des Kurfürsten Bayern überließ. Ludwig XV. hatte übrigens Lust am Kriege gewonnen, die Aufregung, in die ihn das Kriegsleben versetzte, behagte ihm; nach seiner Rückkehr von Freiburg ernannte er d'Argenson, einen hochbegabten biederen Mann zum Minister des Aeußeren. Dieser wollte entweder energischen Krieg zugleich in Italien, Flandern und Deutschland, oder aber baldigen Abschluß des Friedens. Belleisle sollte einige Höfe, namentlich Berlin besuchen, um über eine gemeinsame Politik zu berathen. Obschon gewarnt betrat er dennoch, auf seine Eigenschaft als Gesandter vertrauend, hannöverisches Gebiet, da wurde er aber in Elbingerode verhaftet und nach England gebracht. Die Franzosen klagten über den Bruch des Völkerrechts, die Engländer erklärten, er sei nicht als Gesandter, sondern als französischer Officier verhaftet worden; als Gesandter könne er nur bei den Höfen gelten, bei denen er beglaubigt sei. Belleisle blieb bis nach der Schlacht bei Fontenay in Windsor in Haft. Das war ein Unglück für Friedrich, dem Belleisle sehr ergeben war und für den er einen geschickten Vermittler bildete.

Darin waren der französische und preußische Hof einig, daß man, um die Wahl Franz Stephans von Lothringen zum Kaiser zu verhindern, schnell sich über einen anderen Candidaten einigen müsse. Maximilian Joseph, der Sohn Karls VII., war erst 17 Jahre alt, hatte also das nöthige Alter noch nicht; auch erklärte Seckendorf, er sei ein gutes Kind, welches man in derlei Intriguen nicht verwickeln solle. Der Kurfürst von der Pfalz war zu machtlos, um die Kaiserrolle zu spielen. Nun machten beide Cabinete dem Kurfürsten von Sachsen Anträge: man bot ihm die Kaiserkrone und Hilfsgelder für 60.000 Mann. Wenn der Sachse die Kaiserkrone annahm, so war er unversöhnlich mit Maria Theresia verfeindet. August III. war ehrgeizig, die Kaiserkrone war verlockend, allein er traute dem bösen Nachbar nicht, und dann war er schon durch einen Vertrag mit Georg II. und Maria Theresia gebunden; nämlich durch die noch vor dem Tode des Kaisers am 8. Januar 1745 zu Warschau abgeschlossene Quadrupelallianz, in welcher die Seemächte dem Sachsen 150.000 Pfund Hilfsgelder, Schutz für sein Land und Genugthuung, wenn er angegriffen würde, versprachen, ferner die Nachfolge seines Sohnes in Polen zusicherten, wogegen der Sachse 30.000 Mann zur Vertheidigung Böhmens aufzustellen verhieß. Dem Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan, ward die Kaiserkrone zugesichert. Polen und Rußland sollten dem Vertrage beitreten können. Noch wichtiger war ein anderer Vertrag, den Maria Theresia am 18. Mai 1745 insgeheim mit Sachsen abschloß; beide Mächte kamen darin überein, Friedrich zu bekriegen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis seine Macht in engere Schranken gezogen sei; nicht blos ganz Schlesien und Glatz solle für Maria Theresia wieder erobert, sondern dem Königreich Preußen auch das Herzogthum Magdeburg nebst dem Saalkreis, das Fürstenthum Crossen, der Züllichauer Kreis, die

preußischen Lehen in der Lausitz und der Schwiebuser Kreis entrissen werden und an den König von Sachsen kommen; im ungünstigsten Falle solle Sachsen wenigstens Crossen, Züllichau, die Lehen in der Lausitz und Schwiebus erhalten.

Der letzte Krieg in Böhmen hatte den Glauben an Friedrichs besondere kriegerische Talente erschüttert, das Heer gemindert, den Schatz erschöpft. Die ganze Größe der Gefahr, in die er sich durch sein ungerechtes Wagniß gestürzt, trat allmälig klar vor Friedrichs Seele. Er wandte sich an das englische Ministerium um Vermittlung des Friedens mit Maria Theresia. Auch dort war die Lage eine neue geworden. Carteret war nicht mehr Minister, man war mit der Führung der äußeren Politik nicht zufrieden, man klagte ihn seiner Uebertreibung in allen Dingen, seines Ungestümes, seiner hannöverischen Politik an. Der König gab sich alle Mühe, seinen Liebling zu halten, vermochte es aber nicht. „In diesem Lande ist das Ministerium König," klagte Georg II., als er am 27. November 1744 Harrington zum Minister annehmen mußte. Das neue Ministerium wurde die Faction der Pelhams genannt, weil seine Mitglieder meist aus dieser Familie stammten. Die neuen Minister konnten aber, so sehr sie auch früher über Carterets auswärtige Politik geklagt hatten, die geschlossenen Bündnisse nicht umstoßen und die ganze Machtstellung Englands nicht ändern. Sie zahlten bald noch mehr Subsidien als Carteret, 24.000 Pfund an Cöln, 100.000 Pfund an Sachsen (50.000 zahlte Holland an Sachsen), 8000 Pfund an Mainz, 500.000 Pfund an Maria Theresia; 18.000 Hannoveraner wurden in Sold genommen. Chesterfield bewog die Holländer, außer den 10.000 Mann, die sie in den Festungen erhielten, 50.000 ins Feld zu stellen, über die der zweite Sohn des Königs von England, der Herzog von Cumberland, den Oberbefehl erhalten sollte. Friedrich bot dem

englischen Cabinete an, Don Philipp sollte ein Stück Land in Italien, Frankreich einen Theil seiner Eroberungen in den Niederlanden, Franz Stephan die Kaiserkrone erhalten, Preußen aber im Besitze von Schlesien bleiben. Die englischen Minister lehnten alle Verhandlungen über diese Puncte ab: Friedrich, der den Breslauer Frieden gebrochen, könne nur von seiner Tapferkeit seine Rettung erwarten; sie garantirten ihm also Schlesien nicht, waren aber auch nicht geneigt, Preußen, einen protestantischen Staat, durch zwei katholische Regentenhäuser, Oesterreich und Sachsen, ganz zertrümmern zu lassen.

Friedrich wandte sich an Elisabeth von Rußland. Er bot Bestuchef und Woronzoff 25.000 Thaler an, wenn sie seine Pläne unterstützten. Bestuchef erklärte es immer für einen großen Fehler Rußlands, daß es Preußen so mächtig habe werden lassen, und für einen noch größeren, daß es der Eroberung Schlesiens ruhig zugesehen habe. Er machte der Kaiserin Mittheilung von der angebotenen Bestechung. „Nehmet das Geld nur", meinte die Kaiserin, „wenn der Preuße so viel übrig hat." Friedrich bat Elisabeth, die Vermittlung des Friedens mit Maria Theresia zu übernehmen; er dachte, diese werde die Vermittlung ablehnen und dadurch sich die Zarin zur unversöhnlichen Feindin machen. Elisabeth willigte endlich ein, zu vermitteln. Nun wies aber Friedrich selber diese Vermittlung ab, weil er aus gewissen Anzeichen schloß, daß sie zum Nachtheile für ihn ausfallen würde. Dadurch reizte er Elisabeth aufs empfindlichste; sie wurde nach und nach seine bittere Gegnerin.

Ein noch härterer Schlag traf ihn aus Bayern. Von zwei Seiten rückten im Frühjahre 1745 die Oesterreicher in Bayern ein. Arenberg kam den Rhein herauf, drängte Maillebois, der an der Lahn stand, Hessen-Kassel und die neue Kaiserwahl schützen sollte, zurück, und stand bald am Lech. Auf der anderen

Seite gingen Bärenklau und Batthyány zum Angriff über. Dieser, an der Spitze von 12.000 Mann zwischen Braunau und Schärding, hob nacheinander die zerstreuten Quartiere der Feinde auf, nahm Vilshofen, Pfarrkirchen, Landshut weg; jener überschritt bei Deggendorf die Donau, schnitt die Hessen von den Bayern ab, drängte jene über den Inn und zwang sie die Waffen zu strecken, und trieb die fliehenden Bayern bis jenseits München. Der junge Kurfürst, kaum zur Regierung gekommen, mußte seine Residenz verlassen, er flüchtete nach Augsburg. Friedrich II. sagt, die Bayern seien wie eine Heerde ohne Hirten flüchtig umhergeirrt. Die Franzosen und Hessen unter Segur wurden bei Pfaffenhofen geschlagen. Jetzt trat Seckendorf am Hofe des Kurfürsten mit der energischen Mahnung auf, er könne sich nur dadurch vor gänzlichem Untergange retten, wenn er sich mit der Königin von Ungarn und Böhmen abfinde, und eröffnete vor ihm den ganzen Abgrund, an dem er sich befand. Ebenso lautete der Rath der Mutter des Kurfürsten. Max Joseph besann sich schnell eines besseren und so ward denn am 22. April 1745 der Friede zwischen Bayern und Oesterreich zu Füssen geschlossen. Der Kurfürst erhielt seine sämmtlichen Staaten zurück, legte den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich ab, entsagte allen Ansprüchen, welche das Haus Bayern an die österreichische Erbschaft haben könnte, garantirte die pragmatische Sanction, willigte ein, daß die böhmische Kurstimme wieder in Ausübung käme, und versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias. Diese hingegen anerkannte den verstorbenen Kurfürsten als Kaiser, seine Witwe als Kaiserin, verzichtete auf alle Entschädigungsansprüche und Erhebung jeglicher Contribution in Bayern. Sehr wichtig war ein anderer Punct des Vertrages, daß nämlich Bayern in Zukunft nur 6000 Mann Truppen halten und sie der Königin zur Ver-

fügung stellen werde. Der preußische Gesandte Klinggräf that alles, um den Abschluß des Vertrages zu verhindern, und warf dem jungen Fürsten Undankbarkeit für die Dienste, welche Preußen Bayern erwiesen, vor. Treffend entgegnete Max Joseph: „Fanden sie es nicht vortrefflich, als vor drei Jahren der König von Preußen den Frieden von Breslau schloß, ohne sich im geringsten um meinen Vater, den Kaiser, zu kümmern?" Hessen und die Pfalz erklärten sich für neutral in Folge dieses Vertrages.

So stand denn Friedrich in Deutschland Maria Theresia allein gegenüber; noch nie war er in solcher Gefahr gewesen Doch verlor er den Muth nicht, er berief sich auf das Beispiel Maria Theresias! Gleich nach dem Vertrage von Füssen schrieb er: „Es ist geschehen, was geschehen mußte. Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen, zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Welcher Schiffscapitän, nachdem alle Versuche zu retten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Muth, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um den Feind so wenigstens noch in seiner Erwartung zu täuschen. Eine Frau, die Königin von Ungarn, hat nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann uns ein glücklicher Erfolg höher heben, als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig oder ungünstig sein, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei

es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirne von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Leugnet hier Friedrich die Vorsehung, spricht er nur vom Schicksale und der eigenen Kraft, so stand hingegen bei Maria Theresia die Ueberzeugung fest, daß sie in der Vertheidigung ihres guten Rechtes unter dem sichtbaren Schutze Gottes stehe. So schrieb sie an Khevenhüller im Jahre 1743: „Der gerechte Gott hat über aller menschen vermuthung denen sachen eine solche gestalt gegeben, daß nicht nur, was man in Frankreich leicht zu sein geglaubet, nicht erfolget, sondern im gegentheil besagtes mächtige Königreich an geld und mannschaft mehr, dann nie erschöpfet ist. Zahlreiche französische Armeen seind durch krankheiten, und in andere weege, gleichsahm ohne schwerdstreich, zerschmolzen. Und man siehet sich allda solche mittel zu ergreiffen genöthiget, worzu man nicht einmahl vor dem Utrechter frieden geschritten. Die Nation ist also des Krieges müde, und insonderheit über einen solchen krieg überdrüssig, welcher weit von des Königreichs gräntzen geführet wird." — Ebenso fest war ihre Ueberzeugung, daß Oesterreich der Hauptpfeiler im Staatensysteme Europas und daß ein dauernder Friede ohne Demüthigung Frankreichs nicht möglich sei. So schrieb sie in demselben Briefe: „Daß nach dem großen verlust, welchen Mein Erzhaus seit dem Jahr 1733 nach und nach, und immer mehreres empfindlich, erlitten hat, weder dasselbe, noch die allgemeine freyheit von Europa, noch die Sicherheit der Christenheit bestehen könne, wo nicht eines theils die Obermacht des Hauses Bourbon eingeschränkt, und anderen theils ihme Meinem Erzhaus wieder

auffgeholfen werde, liegt so klar vor augen, daß nicht leicht ein vernünftiger mensch daran zweyfflen kann, noch wird. Ein verkleisterter Fried würde größeres unheyl, und eine kurze ruhe noch fatalere unruhen, als man biß nun zu erfahren, nach sich ziehen, umb so mehr, als man nie auf eine geschwinde Hülffe von Seiten deren bundesgenossen zehlen kann, sondern bevor sie sich der gemeinsahmen sachen angenohmen, jederzeit viele Zeit verstrichen ist, und auch führohin, wann gegenwärtiger krieg aufhören, und ein neuer ausbrechen sollte, verstreichen wird. Obwohlen also zum frieden, und der aussöhnung Meines orths geneigt bin, auch gar wohl begreiffe, wie sehr Meine erschöpfte Länder eine ruhe und erhohlung vonnöthen haben; so würde jedoch ohne Versicherung beeder oberwehnter objectorum, nemblich der einschränkung der Obermacht des Hauses Bourbon, und der wiederauffhelffung Meines Erzhauses, dieser endzweck vielmehr verfehlet, als erreichet werden."

Also Frankreich zu demüthigen, lag in ihrem Plane; zu gleicher Zeit aber wollte sie, da sie auf Bayern verzichtet und da Friedrich den Breslauer Vertrag gebrochen hatte, Preußen demüthigen und Schlesien wieder an sich ziehen. Zu letzterem war sie so fest entschlossen, daß sie am 1. December 1744 ein Patent an die Bewohner Schlesiens und der Grafschaft Glatz erließ, worin sie erklärte, diese Länder seien ihr vom König von Preußen unrechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen durch Aufhebung der Landesverfassung, durch unerschwingliche Besteuerung der Geistlichkeit und der Einwohner, durch Beeinträchtigung der katholischen durch die evangelische Kirche, durch die zwangsweise Aushebung ins Militär, und endlich durch den Angriff des Königs auf Böhmen gebrochen worden. Der Breslauer Vertrag sei also aufgehoben, der dem König geleistete Unterthaneneid nichtig; sie, die rechtmäßige Landesfürstin, wolle Schlesien von

dem bisherigen Joche befreien und die alte Verfassung wieder herstellen; sie erwarte aber auch, daß die Schlesier, ihr Heer unterstützend, dem Feinde allen möglichen Abbruch thun. Bei der Entschlossenheit des Königs, bei der Festigkeit der Königin war also ein ernster Kampf um Schlesien für das Jahr 1745 zu erwarten.

32.

Der Krieg in den Niederlanden 1745. Die Schlacht bei Fontenoy.

Die ersten Schläge fielen in Flandern, denn Ludwig XV. wollte einen leichten Eroberungskrieg. Der Feldzug begann schon im April; der Anführer des französischen Heeres war der deutsche Graf Moriz von Sachsen, eine geniale kühne Heldenseele, damals aber durch sein lockeres Leben und durch die Folge davon, die Wassersucht so geschwächt, daß er dem Tode verfallen schien; er konnte keinen Panzer mehr tragen, er sank einmal über das anderemal ohnmächtig vom Pferde, er mußte sich in einem elastischen Wagen von leichten Weiden führen lassen; kam es aber zur Schlacht, so hielt sein Heldengeist den Leib aufrecht; mit dem Blicke des Adlers erfaßte er alle Wendungen des Kampfes und schien sich den Armen des Todes nur zu entwinden, um seine Feinde zu vernichten. Mit 80.000 Mann Kerntruppen stürzte er sich am 1. Mai plötzlich auf die stärkste Festung in Flandern, auf Tournai, den ersten der Barrierenplätze, von 9000 Holländern vertheidigt. Den Holländern lag alles daran, diese Veste zu entsetzen, und mit 55.000 Mann brach der Herzog von Cumberland von Brüssel auf, um Tournai zu befreien. 8000 Oesterreicher unter Königsegg waren bei

seinem Heere, 28.000 Engländer und Hannoveraner, die übrigen waren Holländer. Moriz ließ 20.000 Mann vor Tournai, zog mit dem Kerne seines Heeres den Verbündeten entgegen und nahm eine vortreffliche Stellung auf einer sanft aufsteigenden Anhöhe in der Nähe der Schelde. Den Rückzug über dieselbe sicherte er durch Brücken, Brückenköpfe und Reservegeschütze, auf seinem rechten Flügel war das Dorf Antoing, in seinem Centrum das Dorf Fontenoy und eine Schlucht, auf seinem linken Flügel das durch Verhaue geschützte Gehölz von Barre. Diese Stellungen waren wohl gedeckt mit Schanzen und Verhauen und durch 260 Kanonen vertheidigt. Hinter der Stellung auf einem Hügel bei einer Windmühle war der König mit dem Dauphin, um der Schlacht zuzusehen. Die Franzosen gaben ihm von da an den Namen Ludwig Müller (Louis du Moulin). Die französische Aufstellung war vortrefflich und darum schwer anzugreifen. Königsegg rieth deshalb von einem Angriff ab; man solle den Feind zuerst durch Mannöver zwingen, diese Stellung aufzugeben. Allein Cumberland wollte von keinem Verzuge etwas wissen und so rüsteten sich denn die Verbündeten in der Nacht vom 10. auf den 11. zur Schlacht. Die Holländer auf dem linken Flügel sollten das Dorf Antoing nehmen, die Engländer unter Ingolsby durch das Gehölz von Barre rücken und die Schanzen hinter demselben erobern, Oesterreicher, Engländer und Hannoveraner Fontenoy besetzen und das französische Centrum sprengen. Am 11. Mai begann denn schon früh 5 Uhr das Geschützfeuer; langsam rückten die Holländer vor, wurden aber zweimal von den Franzosen zurückgeschlagen, verließen in Verwirrung das Schlachtfeld und waren nicht mehr zum Angriff zu bringen. Einer ihrer Obersten, Appius, floh sogar mit der Reiterei bis unter die Kanonen der Festung Ath zurück und schrieb von da an die Generalstaaten, die verbündete Armee sei

von den Franzosen zusammengehauen worden, die Truppen ausgenommen, die er kluger Weise gerettet habe. Gleich unglücklich ging es auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Ingolsby traf Scharfschützen in dem Gehölz von Barre, zauderte, schwankte, sandte um neue Verhaltungsbefehle und so ging eine kostbare Zeit verloren, während deren das allmälig sich bildende und vorrückende Centrum durch das französische Geschütz furchtbar litt. Da faßte Königsegg den kühnen Entschluß, mit der deutschen und englischen Infanterie in geschlossener Linie gegen das französische Centrum vorzurücken und es zu sprengen; gelang es, so war der rechte und linke Flügel der Franzosen gefangen. Ruhig bildete sich die Linie und schloß sich immer wieder, wenn auch ganze Reihen vom französischen Geschütz hinweggemäht wurden. Endlich stand man vor den französischen Garden, die heute die Schmach von Dettingen tilgen sollten. Man begrüßte sie mit Anstand: „Meine Herren von der französischen Garde, schießen Sie!" „„Nein, ihr Herren Engländer, die Garden schießen nie zuerst"" (sie waren nämlich gewohnt, den Schuß im Lauf zu behalten und gleich mit dem Bajonnete anzugreifen). Die Anrückenden eröffnen den blutigen Tanz zuerst und geben eine vernichtende Salve. Ganze Reihen der Franzosen stürzten, unter ihnen der Herzog von Grammont, uns von Dettingen her bekannt. Die erste Linie der Franzosen ist gebrochen, unaufhaltsam dringt das Centrum der Verbündeten vor, die französische Reiterei macht vergebliche Angriffe, sie wird niedergeschmettert oder zurückgeworfen. Moriz hält die Schlacht für verloren und läßt dem König sagen, daß er über die Schelde zurückgehen solle; aber Ludwig bewährt Muth, der Anblick des Getümmels, die Gefahr gefällt ihm. Moriz von Sachsen erkennt die Bedeutung des Augenblickes, läßt die Reserven vorrücken, sammelt, was an Geschütz und Mannschaft verwendbar ist, und läßt zugleich von

den Flügeln her auf den vorrückenden Schlachtkeil der Gegner ein furchtbares Feuer eröffnen, durch das die Flanken so leiden, daß sie sich rückwärts biegen. Bald bildet der Schlachtkeil der Verbündeten ein Dreieck, das sich nach und nach in eine Colonne verwandelt. Hätten die Holländer in diesem Augenblicke angegriffen, wäre Ingolsby wieder vorgerückt, so hätten die Verbündeten siegen müssen und war der König gefangen, denn auch das zweite Treffen des französischen Centrums war geworfen. So aber wirkten die Salven einiger neu aufgeworfenen Batterien in die dicht hinter einander stehenden Engländer, Oesterreicher und Hannoveraner furchtbar; sie empfingen Kugeln von vorne und von den Seiten. Ganze Reihen sinken, vom französischen Geschütz niedergemäht, die Schlachtlinie hält, sie kann nicht weiter, sie muß zurück; sie geht aber langsam, das Gesicht stets gegen den Feind gewendet und geordnet an ihre frühere Stelle, wo die Reiterei, die wegen der Rauhheit des Bodens nicht mit vorrücken und eine Entfaltung gegen die französischen Flügel unterstützen konnte, sie deckt. Der Herzog von Cumberland bewährte den angestammten Muth der Welfen; er stand den ganzen Tag über immer im dichtesten Feuer. Als er sah, daß die Reihen sich lichteten, ermuthigte er die Soldaten in den beweglichsten Ausdrücken; er erinnerte sie an Blenheim und Ramillies, nannte sie seine Landsleute, es sei sein höchster Ruhm, an ihrer Spitze zu stehen, er werde sie nie einer größeren Gefahr aussetzen als sich selbst. Auf einen fliehenden Officier feuerte er seine Pistole ab. Königsegg ward überritten und derart verletzt, daß er in Ath bleiben mußte.

Das ist die blutige Schlacht bei Fontenoy, in der die Verbündeten 14.000 Mann an Todten und Verwundeten verloren; der Verlust der Franzosen war nach ihrem eigenen Geständniß 7000 Mann, wahrscheinlich aber größer. Die Verbündeten

zogen sich unter die Kanonen von Ath zurück, die Stadt Tournai ergab sich den Franzosen am 22. Mai, die Citadelle am 19. Juni. Die Wälle von Gent wurden in der Nacht vom 10. Juli erstiegen, am 18. öffnete Brügge den Franzosen seine Thore, Oudenarde ergab sich ihnen am 21. Juli, Dendremonde am 12. August, Ostende am 23., Neuport am 30., Ath am 8. October. Dieser Feldzug rettete die Ehre der französischen Waffen, die seit dem Feldzuge in Böhmen und Bayern und seit der Schlacht bei Dettingen gar sehr gelitten hatte. Ludwig kehrte als Sieger heim. Als er am Tage nach der Schlacht mit dem Dauphin über das leichenbedeckte Schlachtfeld ging, sagte er zu ihm: „Du siehst hier, wie viele Opfer der Staatsfeindschaft und der Leidenschaft unserer Gegner gefallen sind; behalte das immer in deinem Gedächtnisse, um nie das Leben deiner Unterthanen unnütz aufs Spiel zu setzen, noch ihr Blut in ungerechten Kriegen zu vergeuden.“ Diese Worte paßten am besten auf ihn selber.

33.

Der Aufstand der Jakobiten in England.

Warum leisteten die Engländer dem Vordringen der Franzosen nicht thatkräftigeren Widerstand? Ein großer Theil ihrer Truppen wurde nach England abberufen, ein Krieg begann im eigenen Lande; Karl Stuart war in Schottland angekommen und hatte das Banner der Jakobiten aufgepflanzt. Wir müssen uns jetzt von den Ebenen und reichen Städten Flanderns zu den Haiden, zu den Seen und wilden Bergen Schottlands wenden.

Karl Stuart, im Frühjahr 1745 noch immer in Paris verweilend und vergebens vom französischen Hofe Unterstützung zu einem Zuge nach England erwartend, war durch die Schlacht

bei Fontenoy nicht wenig ermuthigt und faßte den kühnen Entschluß, in England zu landen, zu siegen oder zu sterben und sich so lange zu behaupten, als ihm noch ein Mann bleibe. Treue Anhänger, wie er glaubte, in der That aber Agenten der französischen Regierung, schossen ihm Geld vor und verschafften ihm zwei Schiffe, um nach Schottland zu gelangen. Karl glaubte ganz aus eigenem Antriebe zu handeln, ging aber dessenungeachtet an der Leine der französischen Regierung, die gerne etwas in England ins Werk setzte, was die englischen Staatspapiere sinken und das Parlament zum Frieden geneigt machen konnte; offen wagte sie ein Unternehmen nicht zu unterstützen, das ein katholisches Haus wieder auf den englischen Thron bringen konnte, denn sie hätte es dadurch mit Friedrich II. und ihren übrigen deutschen Bundesgenossen verdorben.

Am 2. Juli 1745 fuhr Karl von Nantes ab auf einer kleinen Brigg, die ein Caperschiff begleitete. Dieses wurde auf der Fahrt von einem englischen Schiffe angegriffen, halb zusammengeschossen und mußte wieder umkehren; die Brigg entkam und landete nach vierzehn Tagen mit sieben Getreuen bei Southouist. Seine Anhänger erschracken, als er mit nur wenig Waffen und Geld, ohne ein Heer und Generale erschien, und riethen von dem Unternehmen als einem verzweifelten ab; doch Karl verzagte nicht, er berief sich als der Enkel ihrer Könige nicht umsonst auf die Treue und Hochherzigkeit der Schotten. Zuerst entschlossen sich die Macdonalds, das Schicksal ihres Fürsten zu theilen, und ihrem Beispiele folgten nach und nach auch andere. Nur wenige der nordischen Häuptlinge blieben theilnahmslos oder benahmen sich zweideutig, wie Lovat, der dem Prinzen sagen ließ, er könne für seine Sache nur beten, zugleich aber der Regierung von seiner Landung Anzeige machte und später, als ihm das Glück lächelte, ihm seinen Sohn mit einem

Theil seiner Mannen zu Hilfe sandte. Es galt eine glänzende Krone zu gewinnen und Karl zeigte sich derselben nicht unwürdig. Er entfaltete eine Thatkraft, eine Gewandtheit, Menschen zu fesseln, eine Kühnheit, daß man sagen kann, das Haus Stuart ist nicht ohne Glanz erloschen, und einige Zeit schien das Glück ihn mit seinen Geschenken zu überschütten. Karl trug und geberdete sich ganz wie ein Hochländer, lernte bald das Gälische, ertrug alle Beschwerden wie ein gemeiner Mann, war der erste im Kampf und der letzte beim Rückzug, lauschte auf die Sagen der Hochländer, sagte, er wolle ganz Schotte sein, so daß er diese vollkommen bezauberte und sie bald für den Enkel Robert Bruces Gut und Blut zu opfern entschlossen waren. Am 16. August schlug er zwei Compagnien englischer Soldaten, am 19. August pflanzte er im Thale Glenfinnan auf einem Hügel das königliche Banner auf, welches auf weißer Seide die Worte trug: „Tandem triumphans“ (endlich siegreich); das Manifest Jakobs, worin er dem Prinzen Karl die Regentschaft übertrug, ward verlesen und Karl erklärte, er sei gerade in diesem Theile seines Reiches gelandet, weil er wisse, daß hier ein Volk braver Männer sei, die mit ihm Sieg oder Tod theilen würden. An der Spitze von 1600 Mann rückte er gegen Perth vor, wo Lord Murray zu ihm stieß, ausgezeichnet durch militärische Fähigkeiten. Der Anhang wuchs; bald stand Karl in der Nähe von Edinburgh, wo unter der Bevölkerung Verwirrung herrschte. Es war wenig Militär im Lande, nur 3000 Mann, und an der Spitze derselben stand ein unfähiger Befehlshaber, General Cope. Ein Angriff, den dieser am 14. September gegen die Insurgenten versuchte, scheiterte; bei den ersten Pistolenschüssen wurden seine Dragoner von solchem Schrecken befallen, daß sie, ohne auf die Befehle und Bitten ihres Anführers zu achten, auf und davon sprengten und erst in Dunbar Halt machten. Dies

ist der berüchtigte Galopp von der Fohlenbrücke. Die Miliz in Edinburgh hatte keinen Muth und die Freiwilligen keinen Eifer, und so drangen in der Nacht vom 16. auf den 17. September die Aufständischen in Edinburgh ein und besetzten in aller Stille die Stadt. Am 17. September zog Karl in den Palast seiner Väter ein; vor Holyrood wurde Karls Vater Jakob VIII. als König von Schottland feierlich ausgerufen, Lady Murray zu Pferde theilte unter den Tönen der Sackpfeifen weiße Bänder, das Parteizeichen der Jakobiten, aus. Am Abende gewann der hoch- und schöngewachsene Prinz durch sein artiges Benehmen nicht weniger den Beifall der Damen beim Balle im Palast, als er bisher durch Theilnahme an allen Beschwerden — schlief er doch auf offenem Moore mit seinen Schotten und aß er nur ihre landesüblichen Gerichte — den Beifall der rauhen Männer des Nordens gewonnen hatte. Am 18. brach Karl von Edinburgh auf, am 20. schlug er bei Preston-Pans die 2200 Mann des Generals Cope. Die Hochländer stürzten unter den Tönen der Sackpfeifen mit gezogenem Schwerte auf ihre Gegner los, die Reiterei floh in blindem Schreck auseinander, das Fußvolk erlitt schwere Verluste, 170 Mann wurden getödtet. Der Prinz bewies sich hochherzig gegen die Besiegten: „es seien nicht seine Feinde, sondern nur die irregeführten Unterthanen seines Vaters“.

Auf die Nachricht vom Aufstande eilte Georg II. von Hannover Ende August nach London; von der Armee in Flandern gingen 30.000 Mann nach England ab, die Holländer mußten vertragsmäßig 6000 Mann stellen. Hätten die Franzosen jetzt eine Flotte mit einem Heere nach Schottland gesendet, so hätten die Stuarts den englischen Thron wieder bestiegen, denn die Hannoveraner waren wenig beliebt. Karl Stuart bewies einen richtigen Blick, als er unverzüglich nach London

ziehen wollte, gegen den Rath seiner schottischen Häuptlinge, die da meinten, er solle den Nationalhaß der Schotten gegen die Engländer entflammen, in Schottland sich behaupten und hier französische Hilfe abwarten. Sehr klug erklärte er in einer Proclamation, seine Familie habe für ihre Mißgriffe mehr als gebüßt, habe aber auch durch das Unglück gelernt. Er sprach sich für eine freie gesetzliche Volksvertretung aus; alle im Reiche bestehenden Kirchen sollten sich seines gleichen Schutzes zu erfreuen haben. Die Proclamation wirkte günstig, bald gehorchte ganz Schottland dem Stuart, mit Ausnahme des Schlosses von Edinburgh und Stirling, gewisser Bezirke jenseits Inverneß und einiger kleinen Vesten im Hochland. Durch freie Gaben, durch Zwangsanleihen, durch Zuschüsse aus dem Ausland gewann man Geld, französische Schiffe brachten Gewehre, Kanonen, Officiere. Der Prinz, der mit sieben Schotten vor kurzem gelandet war, stand jetzt an der Spitze von 6000 Bewaffneten, die an sein Glück glaubten, denn er könne von einer trockenen Brotrinde leben, auf Erbsenstroh schlafen, in vier Minuten zu Mittag essen, in fünf Minuten eine Schlacht gewinnen.

Ueberzeugt, daß er Schottland nur durch England behaupten könne und daß bei seinem Erscheinen dort die heimlichen Jakobiten offen für ihn auftreten würden, erklärte er seinen Häuptlingen, nach England zu ziehen, und müßte er allein gehen. Wirklich brach er am letzten October 1745 nach dem Süden auf; 6000 Mann, darunter 500 Reiter, folgten ihm. Die Engländer erhoben sich jedoch nicht, wie Karl erwartet hatte; die Jakobiten waren überrascht, nicht vorbereitet. Die Hannoveraner hatten zwar wenig Anhang, allein die Mehrzahl sah dem Kampfe beider Parteien gleichgiltig zu, als ob er sie nichts angehe; doch gab es auch Zeichen rührender Hingebung. So legte eine uralte Dame, eine Mrs. Skyring, dem Prinzen

den Erlös ihrer Diamanten, ihres Silbergeschirres zu Füßen, küßte seine Hände und rief: „Nun, Herr, laß deine Dienerin in Frieden hinfahren!“ Sie war die Tochter einer Familie, welche die Stuarts für die rechtmäßigen Herrscher hielt, welche vieles für sie gethan und geduldet hatte, jedoch mit Undank belohnt worden war. Dessenungeachtet sandte diese dann jedes Jahr ihre Ersparnisse an den verbannten König, verschwieg aber dabei ihren Namen, damit ihn die Erinnerung an das Unrecht, das die Familie der Geberin erlitten, nicht schmerze. Später, als Karls Unternehmen scheiterte, gab der Schmerz darüber diesem edlen Herzen den Tod. Es ist dies eine rührende preiswürdige Treue. Karls Unternehmen schadete es, daß die Engländer im allgemeinen die Hochländer für thierische Wilde ansahen, welche nicht blos die Häuser plündern, die Frauen mißhandeln, sondern selbst die Kinder aufzehren würden. Der Prinz hielt indeß gute Mannszucht. Anfangs fand sein Vorschreiten wenig Hindernisse. Carlisle, die alte Grenzfestung Englands, ergab sich ihm am 17. November, am 29. zog er unter dem Geläute der Glocken und dem Zuruf der Menge in die große Handelsstadt Manchester ein, man sah allenthalben weiße Kokarden, viele drängten sich, dem Prinzen die Hand zu küssen, aber wenige wollten zu den Waffen greifen. Am 4. December war Karl in Derby und die Entfernung von London nicht mehr groß. Wäre er in London erschienen, wo sein Vorschreiten großen Schrecken erregte und selbst Vornehme schon mit dem Plane sich trugen, sich für ihn zu erklären, wo Georg II. schon seine Kostbarkeiten auf die Schiffe gesandt hatte, um sich nach Deutschland zu flüchten, so hätten die Stuarts wahrscheinlich den Thron von England wieder bestiegen, wenigstens für einige Zeit. Allein die schottischen Häuptlinge erklärten, daß sie nicht weiter ziehen würden: die erwartete Verstärkung sei nicht eingetroffen, man stehe mit nur

6000 Mann tief in England, während ein Heer von 30.000 Engländern, Hannoveranern und Hessen sich zusammenziehe, ihnen den Rückzug abzuschneiden; man müsse sich nach Schottland zurückziehen und könne von den Bergen aus den Krieg weiter führen. „Lieber wollte ich zwanzig Fuß tief unter der Erde liegen als umkehren“, entgegnete der Prinz, aber vergebens bat und beschwor er sie, mit ihm weiter zu ziehen — sie blieben unerbittlich und so mußte er umkehren. Karl war entmuthigt, obschon er noch in einem kleinen Gefechte bei Clifton einigen Vortheil errang. Der Rückzug ging schnell vor sich, am 26. war Karl schon wieder in Glasgow; in 56 Tagen hatte die kleine Streitmacht 116 englische Meilen zurückgelegt. Zum letzten Male lächelte ihm das Glück am 17. Januar 1746 bei Falkirk; er errang einen halben Sieg über den englischen General Hawley, die Reiterei des Gegners ward geworfen, das Fußvolk zog sich aber in Ordnung zurück.

Fortan ist Karls Sache in stetem Sinken und bald in raschem Falle. Eifersucht und Zwiespalt brach zwischen seinen höheren Officieren aus, viele Hochländer rissen in die Berge aus, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen; der Herzog von Cumberland, den wir von Fontenoy her kennen, nahte mit einem Heere; er war im gleichen Alter mit Karl, tapfer und kriegserfahren wie er, aber ohne den Adel der Seele, welcher bei diesem Unternehmen den letzten Stuart schmückte. Am 16. April 1746 kam es bei Culloden zur Entscheidung. Die Engländer waren den Schotten an Zahl, an Kriegsübung, an Reiterei, an Artillerie weit überlegen; dessenungeachtet stürzten sich die Schotten wie Löwen auf sie, warfen die Reiterei und zersprengten das erste Treffen des Fußvolks. Das hatte Cumberland befürchtet und darum sein zweites Treffen stärker und tiefer aufgestellt. Ein vernichtendes Feuer empfing hier die Schotten, reihenweise

stürzten sie hin, bald brach sich die Angriffssäule und löste sich in Flucht auf. Karl wollte mit der Reserve in die Schlacht stürzen, allein seine Anhänger hielten alles für verloren, ergriffen sein Pferd am Zügel und rissen ihn vom Schlachtfelde weg. Das ist die vielbesungene Schlacht bei Culloden; die Engländer verloren 310, die Schotten 1000 Mann. Die Schotten, die man für Barbaren hielt, hatten den Kampf wie Männer von Bildung geführt, die Engländer hingegen bewiesen nach dem Siege die Blutgier von Wölfen. Die Verwundeten wurden kalten Blutes getödtet, kampfunfähige Flüchtlinge sammt den Häusern, in die sie geflohen waren, verbrannt, von den Gefangenen wurde der zwanzigste Mann gehängt, die anderen zur Sclavenarbeit auf die westindischen Inseln eingeschifft, selbst die Frauen und Kinder der Betheiligten wurden mißhandelt oder erschlagen. Die gefangenen Häuptlinge wurden nach England gebracht, weil man von schottischen Richtern Mitleid fürchtete, und achtzig wurden hingerichtet. Viele von ihnen wurden gehängt, dann, während noch Leben im Leibe war, vom Galgen abgenommen, ihnen der Leib aufgeschnitten, das Herz ins Feuer geworfen und endlich die Leiche geviertheilt. Alle starben voll Muth. Lord Balmerino rief, ehe er das Haupt auf den Block legte: „Gott erhalte unseren König Jakob; hätte ich noch tausend Leben, ich würde sie alle für die gleiche Sache hingeben!" Diese Grausamkeit ist ein ewiger Fleck im Andenken Georgs II., sein Sohn Cumberland erhielt den Beinamen „der Metzger". Die Regierung wollte die jakobitische Partei mit Stumpf und Stiel ausrotten, darum erging auch ein Gesetz, welches das alte Verhältniß zwischen dem Häuptling und seinem Stamm aufhob; die Häuptlinge erhielten Geldentschädigung, das Land ward an englische Pächter verkauft, die armen Leute in Schottland mußten nun in die Armee eintreten oder nach Amerika auswandern, wo

sie, ein Tropfen im Meere, bald untergingen und die Erinnerung an die Heimath verloren. So ward die alte Clanverfassung in Schottland vernichtet und mit ihr das poetische und heroische Element im schottischen Leben; in Irland, in Wales, in der Bretagne war sie schon lange untergegangen, in Schottland allein hatte sie sich bis dahin aus alter Zeit erhalten.

Aber wo ist Karl? Unter heißen Thränen hatte er dem Untergang der Seinen zugesehen, in einem Zustande von Verzweiflung war er auf der Flucht mit fortgerissen worden; man konnte nicht beisammen bleiben, er befahl jedem, sich zu retten, wie er könne. Und nun irrte er vom April bis zum September 1746, wie ein wildes Thier verfolgt, von einem Berg zum anderen, vom Festlande auf die Inseln und von diesen wieder auf das Festland, unter Entbehrungen, unter Gefahren aller Art, im Regen, im Sturm, oft ohne Obdach. Es adelt ihn, daß er dennoch sagen konnte: „diese Mühen und Kümmernisse hätten nichts zu bedeuten; aber wenn er an die vielen braven Männer denke, die um seinetwillen dulden müßten, dann werde ihm das Herz schwer und sinke fast zu den Füßen nieder.“ Es adelt das schottische Volk, daß Hunderte von seinem Aufenthalte wußten und doch keiner den Blutpreis von 300.000 Gulden verdienen wollte, der auf seinen Kopf gesetzt war. Einmal hielt er sich längere Zeit in einer Höhle unter sieben Räubern auf und diese rohen Menschen sorgten voll Zärtlichkeit für seine Bedürfnisse. Einmal rettete ihn ein schottisches Mädchen, Flora Macdonald, als 2000 Milizen auf einer Insel sein Versteck aufsuchten. Sie vergoß bittere Thränen, als sie in einer armseligen Hütte den Enkel des Robert Bruce beschäftigt sah, das Herz eines Schafes zu rösten. Karl aber meinte, es wäre gut, wenn alle Könige sich solchen Prüfungen unterwerfen müßten, wie er sie jetzt bestehe. Als ihre Dienerin verkleidet, verließ er in ihrem

Gefolge die Insel; 12 Monate schmachtete später seine Retterin für ihre Hochherzigkeit im Gefängnisse, bis der Prinz von Wales ihre Befreiung erwirkte. Am 20. September 1746 erreichte Karl ein französisches Schiff und kam auf demselben, durch einen dichten Nebel geschützt, mitten durch die englische Flotte und landete glücklich in Frankreich. Karl blieb im Hochland unvergessen; noch heute zeigt man die Stätten, wo er zuerst mit nur sieben Schotten gelandet, wo er das königliche Banner aufgepflanzt, wo er die Anordnungen zur Schlacht gab, wo er ein Versteck fand; eines der schönsten schottischen Nationallieder fängt mit den Worten an: „Wer möchte nicht für Karl fechten?!" Eine Mutter sagt in einem dieser Lieder, sie habe alle ihre Söhne im Kampfe für ihn verloren, und würde, wenn ihr Gott neue schenkte, sie alle wieder dem Prinzen schicken.

Das ist das letzte Auflodern der Stuartschen Partei; das Haus Hannover hatte fortan keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten, Karl hatte keine legitimen Erben und sein Bruder wurde Cardinal. Gedenken wir nur in wenigen Worten der späteren Schicksale Karls! Das Volk in Paris empfing ihn mit Begeisterung; der König, der ihn durch Absenden einer Flotte und eines Heeres hätte retten können, empfing den Flüchtling freundlich, bewilligte ihm einen Jahresgehalt von 40.000 L. und den Edelleuten, die sich nach Frankreich hatten retten können, Officiersstellen. Im Frieden zu Aachen versprach aber das französische Cabinet, die Stuarts aus französischem Gebiet auszuweisen. Karl sollte mit ansehnlichem Gehalt, sogar mit einer Leibwache in Freiburg in der Schweiz seinen Wohnsitz nehmen. Karl aber wollte davon nichts wissen; man wendete vergebens Vorstellungen, Bitten, Drohungen an, zuletzt griff ihn die Polizei gewaltsam auf und schaffte ihn auf savoyisches Gebiet. Nun wußte man Jahre lang nichts von ihm; er wanderte

unerkannt durch halb Europa, war sogar zweimal in England, später lebte er in Florenz und Rom. Die vielen Enttäuschungen und Demüthigungen hatten seinen Character verbittert; man durfte ihn nicht an den Aufstand in Schottland erinnern, an die Leiden, die er und seine Getreuen für ihn erduldet, er konnte in epileptische Zustände verfallen. Er suchte im Weine Erheiterung und gewöhnte sich an den Trunk mehr, als es der Rolle, die er gespielt, und des Namens, den er führte, würdig war. Mit der Starrheit, die den Stuarts eigen war, glaubte er bis an die letzte Stunde noch an die Möglichkeit, nach England zurückberufen zu werden, und hielt stets eine beträchtliche Summe als Reisegeld unter seinem Bette verborgen. Karl erlag einem Schlaganfalle am 31. Januar 1788; sein Bruder, der Cardinal, starb 1807. In der Peterskirche zu Rom, wo so viele Größen beigesetzt sind, birgt ein prachtvolles Grabmal von Canova die Asche der drei letzten Stuarts. So endete dieses durch seine Schicksale, durch seine Leiden, aber auch durch seine Starrheit merkwürdige Herrschergeschlecht.

34.

Die Schlacht bei Hohenfriedeberg. Der Vertrag zu Hannover.

Der Feldzug 1745 wegen Schlesien begann spät, da beide Theile Zeit brauchten zu den gewaltigen Schlägen, die sie führen wollten. Maria Theresia wollte Schlesien wieder erobern, Prinz Karl von Lothringen sollte mit 85.000 Mann von Böhmen in Schlesien eindringen und 30.000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels ihn unterstützen. König Friedrich dachte nicht mehr an einen Einfall in Böhmen, er wollte nicht mehr erobern, nur Schlesien vertheidigen. Seine Macht bestand aus

101.000 Mann zu Fuß und 45.000 Mann zu Pferd. Gerne hätte er mit Maria Theresia Frieden geschlossen, hätte diese nur auf Schlesien verzichtet; denn seine Lage war mißlich, seine Hilfsquellen waren erschöpft. Frankreich war die einzige Macht, von welcher dieser deutsche Fürst noch etwas hoffte, dringend ging er Ludwig XV. an, er solle durch einen Einfall in Deutschland ihm helfen. Die Franzosen verwiesen auf die Schlacht bei Fontenoy und die Einnahme von Tournai. Friedrich entgegnete: „Die Schlacht bei Fontenoy hat für mich nicht mehr Werth, als wenn sie am Skamander geschlagen oder wenn Peking erobert wäre." Dieser Witz verdroß Ludwig XV.; vergebens mahnte ihn Friedrich, daß er, der Preuße, ja Schuld sei, daß die Oesterreicher aus dem Elsaß hätten zurückkehren müssen. Selbst in der Geschichte seiner Zeit rühmt sich dieser deutsche Fürst, daß er Frankreich Beistand geleistet, als die Oesterreicher zuerst Glück im Elsaß hatten. Friedrich war diesmal auf sich allein angewiesen, und er hatte Recht, wenn er sagt, daß bei einer solchen Gelegenheit die Seele alle ihre Kraft zusammenraffen müsse, um die Gefahren, welche sie umgeben, mit festem Blicke zu betrachten; daß sie sich in einem solchen Zeitpuncte nicht durch Schattenbilder der Zukunft schrecken lassen dürfe, sondern alle nur denkbaren Hilfsmittel anwenden müsse, um dem Verderben rechtzeitig zu entgehen. Friedrich hat in diesem Feldzug sein großes Feldherrntalent bewährt und es war für die Oesterreicher ein Unglück, daß nicht Traun dem Prinzen Karl von Lothringen berathend zur Seite stand.

Der Plan des Prinzen Karl war sehr schön: er wollte von Trautenau her in Schlesien einbrechen, den Feind aber täuschen, als ginge es gegen Glatz oder Troppau, und so den König zu falschen Bewegungen, zur Theilung seiner Macht verleiten; zu gleicher Zeit sollten von Oberschlesien Esterházy und Károlyi mit

ihren Schaaren kommen; man wollte dann Friedrich schlagen, wo man ihn finde, sofort in die Marken vordringen, wohin auch schon Uhlanen von Warschau aus und schweres Geschütz von Dresden aus in Bewegung waren, und so Preußens Schicksal für immer entscheiden. Demgemäß rückte Esterházy mit 5000 Insurgenten von Teschen gegen die Oder und wandte sich ein anderes Corps gegen Jägerndorf; den Soldaten war Befehl gegeben, den schlesischen Landmann nicht im geringsten zu belästigen. Friedrich aber wurde bald klar, daß der Hauptangriff nicht von Mähren aus erfolge. Mit dem vollen Stolze auf sein Talent sagt er: „Der König benahm dem Zufall allen Einfluß, den ihm nur Vorsicht und Sorgfalt zu entreißen vermögen." Er war sogleich entschlossen, seine Macht zu sammeln, die Oesterreicher, wenn sie vom schlesischen Gebirge in die Ebene herabstiegen, anzugreifen und nach Böhmen zurück zu treiben. Während Karl ihn zu einer Theilung seiner Truppen verleiten wollte, gab Friedrich dem Corps, das in Jägerndorf stand, den Befehl, sich schleunigst mit ihm zu vereinigen. Es gelang dies jedoch nur mit Mühe; von allen Seiten von österreichischen Truppen umschwärmt, verlor es fast alle Wagen, 100 Todte, 1000 Verwundete. Um seinen Plan den Gegnern zu verhüllen, that Friedrich, als zöge er gegen Glogau zurück, zog aber seine Truppen bei Frankenstein zusammen. Leider konnte Karl nicht so schnell vordringen, als er wollte; weil die Lebensmittel fehlten, mußten die Oesterreicher vom 18. bis 31. Mai in Landshut bleiben. Indeß gewannen sie Vortheile im oberen Schlesien, die Husaren streiften auf dem rechten Ufer der Oder bis Namslau hinab, auf dem linken bis an die Thore von Breslau. Ein Officier aus Kosel verrieth den Panduren, daß der Graben dieser Festung noch nicht völlig fertig sei, und daß man durch denselben an der Eckspitze einer Bastei, die er ihnen zeigte, durchwaten könne. In

der Nacht vom 17. Mai benützten das einige Panduren, durchwateten den Graben, erstiegen die Bastei, hieben einen Theil der Besatzung nieder, der übrige Theil schlug Chamade und ergab sich kriegsgefangen; die Preußen hatten 97 Todte. Indeß marschirte Karl am 1. Juni in Schlachtordnung von Landshut ab und suchte in die Ebene zu gelangen. Durch einen Doppelspion, den Friedrich leitete, getäuscht, glaubte er und die ganze Armee, daß Friedrich sich blos zurückziehen wolle, während dieser gerade durch einen Angriff sich vertheidigen wollte. Als Friedrich von der Höhe ober Hohenfriedberg die Oesterreicher herabziehen sah, rief er freudig aus: „Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen!“ In der Nacht vom 3. Juni ließ er sein Heer in aller Stille (selbst das Rauchen war den Soldaten verboten und das Gepäck war nach Schweidnitz gesandt) gegen Striegau vorrücken. Die Oesterreicher ahnten nicht, daß ihre Feinde so nahe wären und sie überraschen wollten. Am Morgen des 4. Juni um 2 Uhr theilte der König seinen Generalen den Plan der Schlacht mit; der Hauptangriff galt dem linken Flügel, wo die Sachsen standen, der Angriff sollte ungestüm geschehen, die Reiterei sollte den Feind mit dem Degen in der Faust anfallen, ihre Hiebe alle nach dem Gesicht richten, die Infanterie sollte mit großen Schritten und mit aufgepflanztem Bajonnete auf den Feind anrücken und nöthigenfalls erst in der Nähe feuern. Um 4 Uhr früh begann von Striegau aus der Angriff auf die Sachsen, die bei Pilgramshain auf einer Höhe standen. Der Kampf war ungemein heftig, die Berge schienen vom Donner der Kanonen zu zittern. Bald bedeckten Haufen von Leichen das Schlachtfeld, die sächsische Reiterei warf zuerst die preußische, wurde aber dann von dieser geworfen, das sächsische Fußvolk wußte sich ebenfalls nicht gegen das preußische zu behaupten. Der Herzog von Weißenfels hatte seine Truppen nicht vortheilhaft aufgestellt,

schon um 7 Uhr waren die Sachsen aus dem Felde geschlagen. Man hatte dem Prinzen von Lothringen nach Hausdorf gemeldet, man höre Kanonen- und Kleingewehrfeuer; er glaubte, die Sachsen griffen Striegau an. Bald kam aber die Nachricht, die Sachsen seien auf der Flucht begriffen, und jetzt befahl er seiner Armee vorzurücken. Leider war der Augenblick, den aufmarschirenden Preußen in die Flanke zu fallen und so die Schlacht zu gewinnen, schon versäumt, die preußische Schlachtordnung war schon vollkommen gebildet und die Oesterreicher wurden nun nach der Niederlage des linken Flügels, den die Sachsen gebildet hatten, in der Flanke und in der Front zugleich gefaßt. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldenmüthig, Prinz Karl war überall, wo die Gefahr am höchsten; fünfmal griff die Reiterei des linken preußischen Flügels die österreichische an, ein einziges preußisches Regiment hatte 200 Todte und 500 Verwundete. Beim sechsten Anfall wurde die österreichische Reiterei geworfen. Nun stand das österreichische Fußvolk, von der Reiterei und den Sachsen verlassen, allein dem Andrange der Preußen gegenüber. Es hielt muthig Stand, aber es vermochte nicht lange sich zu behaupten; 20 Bataillone wurden gesprengt. Jetzt mußte der Feldherr den Rückzug anbefehlen; er ging geordnet vor sich, die Preußen konnten nicht weiter verfolgen. Um 9 Uhr Morgens war die Schlacht entschieden. Der Verlust der Oesterreicher und Sachsen war groß: 15.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; sie hatten 67 Fahnen verloren. Nádasdy deckte den Rückzug, der über Landshut ging. „Durch List ward diese Schlacht vorbereitet“, sagt Friedrich, „und mit Tapferkeit ward sie ausgeführt.“ Im Jubel über diesen Sieg schrieb er an den König der Franzosen: „Herr Bruder! ich habe zu Friedberg den Wechsel eingelöst, den Sie zu Fontenoy auf mich gezogen haben!“

Prinz Karl von Lothringen zog sich nach Königgrätz zurück und nahm eine unangreifbare Stellung ein; Friedrich stellte sich ihm gegenüber in eben so vortheilhafter Stellung auf. Beide Parteien standen sich nun, ohne eine Hauptschlacht zu liefern, nahezu drei Monate gegenüber. Nur kleine Gefechte erfolgten, in denen sich besonders die Ungarn hervorthaten, jede Partei fouragirte und suchte die andere daran zu verhindern. Brot und Wasser ward oft mit Blut erkämpft. Friedrich suchte namentlich die böhmische Grenze so auszuhungern, daß sein Gegner dort nicht mehr überwintern könne. Beide Theile schwächten sich durch Entsendungen; so sandte Friedrich den Herzog von Nassau ab, um Oberschlesien von den Ungarn zu säubern, und verstärkte diese Abtheilung nach und nach bis auf 20.000 Mann. Am 5. October erzwang Nassau die Uebergabe von Kosel. Aber auch Karl mußte einen Theil seiner Streitkräfte entsenden, nämlich zum Feldzuge an den Rhein, und konnte so gegen den geschwächten Friedrich keinen Hauptschlag führen, höchstens ihn in steter Unruhe erhalten.

Eine Reihe von Verhandlungen fällt in diese Zeit. Friedrich versuchte den jungen Kurfürsten von Bayern zu verlocken, es war umsonst. Max Joseph wollte den Frieden von Füssen nicht brechen, er blieb treu den Mahnungen seines Vaters und Seckendorfs. Nun suchte man den Sachsen zu födern; der König von Preußen bot ihm die Kaiserkrone, einen Kreis Böhmens, bot ihm die polnische Krone für seinen Sohn — umsonst; weder Versprechungen noch Drohung von Angriffen nützten. Wenn Sachsen von Maria Theresia abfiel, war es ja dem treulosen Nachbar preisgegeben, überdies hatte Elisabeth von Rußland Friedrich gedroht, Sachsen mit 12.000 Mann zu unterstützen. Von Sachsen erfolgte nicht blos ein schneidiges anzügliches Nein, sondern es ward auch mit Bayern um 6000 Mann verhandelt,

welche mit den Sachsen vereint in Brandenburg einfallen sollten. Nun mußte der Dessauer ein Heer bei Halle zusammenziehen, um Sachsen zu bedrohen; Friedrich erließ ein Manifest gegen Sachsen: „er werde es wie einen Feind behandeln und es alle Uebel empfinden lassen, welche die Staaten des Königs empfunden." Das Schwert war gezückt, dennoch kam es nicht zum Schlag; die Uebereinkunft zu Hannover kam dazwischen.

Damals war es, wo König Georg II., wegen des Jakobitischen Aufstandes in Schottland in Sorgen um sein Reich, und eine französische Landung befürchtend, um jeden Preis Frieden zwischen Friedrich und Maria Theresia wünschte, damit diese mit gesammter Macht Frankreich angreife. Sein Minister Harrington war immer geneigt mit Friedrich zu vermitteln. So fanden Unterhandlungen zwischen dem englischen und preußischen Cabinet den Sommer über statt, die endlich am 26. August 1745 zum Vertrag von Hannover führten. Friedrich sollte Schlesien nach dem Breslauer Frieden unter Garantie aller europäischen Mächte behalten, dagegen Maria Theresias Gemahle seine Stimme bei der Kaiserwahl geben. England versprach die Generalstaaten zur Beipflichtung, den Wiener Hof zur Einstimmung, und Sachsen zu einer besonderen Abtretungsacte Schlesiens an Preußen zu vermögen.

Es fragte sich jetzt nur, ob Maria Theresia einwillige, ob sie so leicht von ihrem Entschlusse abstehen wolle, das ihr entrissene Erbtheil ihrer Väter an sich zu bringen. Der englische Gesandte in Wien, Robinson, hatte die schwere Aufgabe, sie dazu zu bewegen. Er machte ihr Mittheilung am 2. August in Schönbrunn; er that sein mögliches. Er sagte, sie müsse Frieden schließen und ihre Macht gegen Frankreich verwenden, nur so könne sie die Niederlande erhalten und Frankreich beugen; folge sie aber dem Rathe Georgs II. nicht, so werde England keinen

Heller Hilfsgeld mehr zahlen und Holland einen Separatfrieden schließen; nur so könne sie ihrem Gemahl die Kaiserkrone auf das Haupt setzen, in Schlesien gehe es ja ohnehin nicht gut, und die sächsischen Truppen stünden nicht im besten Einverständniß mit den österreichischen. Maria Theresia erklärte, die Kaiserkrone biete ihr keinen Ersatz für Schlesien, und dieses müsse sie um jeden Preis wieder haben; die holländische Neutralität wäre kein so großes Unglück; auch wenn die Sachsen abtrünnig würden, so werde Karl von Lothringen doch noch eine Schlacht mit dem König von Preußen versuchen, das sei ihr gefährlichster Feind. „Müßte ich auch morgen mit Friedrich abschließen, so würde ich ihm noch heute Abend eine Schlacht liefern. Geben Sie mir nur noch den October, dann thun Sie, was Sie wollen; ich werde dann wenigstens bessere Bedingungen erlangen.“ Robinson bemerkte, auch in Italien gingen die Dinge schlecht. Maria Theresia erwiderte, sie könne Italien nöthigenfalls an Frankreich geben und damit Frieden erlangen, und lieber lasse sie Italien fahren als Schlesien.

So die standhafte Königin! Mit Sachsen schloß sie bald darauf einen engeren Bund, der unauflöslich sein sollte; kein Theil solle ohne Zustimmung des anderen sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde versöhnen, auch während des Winters wolle man den Krieg fortsetzen. Sachsen versprach, alle seine Kriegsmacht gegen die Preußen ins Feld zu führen.

35.

Der Feldzug am Rhein. Franz Stephan wird Kaiser.

Noch einmal war das rechte Rheinufer von den Franzosen zu säubern, ein französisches Heer unter dem Prinzen Conti war

nämlich, 50.000 Mann stark, über den Rhein gegangen und hatte, um die bevorstehende Kaiserwahl zu beherrschen, zwischen Darmstadt, Aschaffenburg und Gießen Stellung genommen. Es galt jetzt, den Feind vom Boden des deutschen Reiches zu vertreiben, das bedrohte Mainz zu retten und die Kaiserwahl frei zu machen. Diese Ehre sollte Maria Theresias Gemahl, Franz Stephan, sich erwerben, Traun als Rathgeber ihm zur Seite stehen. Ein Corps, das in Bayern unter Batthyány stand, übernahm Traun am 8. Mai in Neuburg; es sollte sich mit einer Heeresabtheilung, die unter Arenberg rheinaufwärts zog, zu vereinen suchen. Prinz Conti konnte leicht ein Corps und dann das andere schlagen, es galt darum sich bald ungefährdet zu vereinigen. Traun zog über Mergentheim, Wertheim nach Orb, wo er am 27. Juni mit Arenberg glücklich zusammentraf. Mit den 24.000 Mann, die er aus Bayern mitbrachte, befehligte er jetzt im ganzen 42.000 Mann. In Langeseebold übernahm der Gemahl Maria Theresias, Großherzog von Toscana, den Oberbefehl und nun gings auf Frankfurt zu. Die Franzosen, obschon an Zahl überlegen, wagten keine Schlacht zu bieten, zogen sich auf das linke Ufer des Mains, die Oesterreicher ihnen nach. Bärenklau ging schon am 15. Juli bei Biberich über den Rhein, erstürmte am 16. Oppenheim und nahm 500 Franzosen gefangen. Am 19. zogen sich die Franzosen unterhalb Worms über den Rhein zurück, unter steten Verlusten; sie wären einer entscheidenden Niederlage während des Ueberganges nicht entronnen, wären die Oesterreicher schneller verfahren. Die Franzosen zogen sich bis hinter die Queich zurück und suchten nur den Oberrhein zu decken. Auf dem Rückzuge hatten sie fast all' ihr Feldgepäck verloren, überhaupt war dieser Feldzug wenig ruhmvoll für sie.

Jetzt war die Kaiserwahl frei und ihr Resultat sicher vorauszusehen. Der Kurfürst von Mainz, ein Anhänger Maria Theresias, hatte den Wahltag auf den 2. Juni ausgeschrieben, auch Böhmen war zur Theilnahme an der Wahl eingeladen. Der brandenburgische und der pfälzische Gesandte erhoben Protest gegen die Wahl, indem eine böhmische Wahlstimme nicht zugelassen werden dürfe, weil die in der goldenen Bulle geforderte Freiheit nicht bestehe; denn ein Secretär des pfälzischen Abgesandten war von den Oesterreichern vor den Thoren von Frankfurt aufgefangen worden; auch hätten sich einige Mitglieder durch Versprechungen oder Bestechungen der Freiheit selber beraubt. Der Protest ward nicht beachtet, am 13. September fand die Wahl statt; sie fiel auf den Gemahl Maria Theresias, „den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Franciscum Stephanum, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toscana und König von Jerusalem." Mit Jubel wurde das Wahlergebniß vom Volke aufgenommen. Der Gewählte nannte sich als Kaiser Franz I. Der Aerger Friedrichs II. über diese Wahl war groß, er spiegelt sich noch in seinen Schriften. „Der Rückzug des Prinzen Conti", sagt er, „gab gleichsam das Zeichen, daß sich der Schwindelgeist der deutschen Reichsfürsten und ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich offen kundgab; man erstaunt mit Recht, daß sich so niedrige Sclaven finden konnten, die sich dem Joche, welches ihnen dasselbe auflegte, unterwarfen. Und dennoch war die größte Menge so gesinnt." Warum sollten denn die Kleinen nicht für Oesterreich sein? Es hatte ihre von Preußen bedrohte Unabhängigkeit gerettet! Friedrichs Vater selber sagte, Deutschland sei immer beim Hause Habsburg wohl gefahren.

Maria Theresia wollte der Krönung selber beiwohnen, ihre Reise ging über Regensburg, Nürnberg, Aschaffenburg, es war ein wahrer Triumphzug. Alles schwärmte für die schöne

muthige standhafte Fürstin; in Aschaffenburg kam ihr der Gemahl entgegen am 19. September, in Heidelberg hielt sie eine Revue über das Heer, das damals am Rhein stand. Mit Jubel begrüßten die Truppen die geliebte Herrin, dann hielt sie offene Tafel unter einem Zelt, an der die Feldmarschälle, Feldzeugmeister und Generale Antheil nahmen; die Stabsofficiere und Cavaliere saßen an neun anderen Tafeln, zum Geschenke erhielt jeder Soldat an diesem Tage einen Gulden, ein Pfund Fleisch, eine Maß Wein. Der Empfang in Frankfurt war glänzend, alles war entzückt von der Königin. Franz beschwor am 25. September die Wahl-Capitulation, und wurde am 4. October im Beisein seiner Gemahlin gekrönt. Als der Zug vom Dome sich in den Römer zurückbewegte, sah sie demselben vom Balcon eines dem Römer nahe gelegenen Hauses zu und rief ihm zuerst das: „es lebe der Kaiser Franz!“ zu, in welchen Ausruf das Volk jubelnd einstimmte. Vom Krönungstage an hieß Maria Theresia Kaiserin-Königin und diese Benennung war auch insoferne gerechtfertigt, als Franz Stephan, von ihrem umfassenderen Geiste fortgerissen, in den Bahnen ihrer Politik sich bewegte und die Angelegenheiten des Reiches eigentlich nach ihren hohen Planen geleitet wurden. Friedrich II. kann nicht umhin, der erhabenen Frau auch bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt einen Schimpf nachzurufen. Während man insbesondere über ihre Bescheidenheit entzückt war (entschuldigte sie sich doch, als sie einmal bei einer Audienz auf sich hatte warten lassen), so behauptet Friedrich: „Diese Fürstin zeigte während ihres Aufenthalts in Frankfurt zu viel Uebermuth, sie war wie trunken über die kaiserliche Würde, welche sie wieder an ihr Haus gebracht hatte. Mit lauter entzückenden Aussichten beschäftigt, glaubte sie ihrer Hoheit etwas zu vergeben, wenn sie sich mit einem Fürsten, den sie einer Rebellion beschuldigte, wie mit ihresgleichen in eine

Unterhandlung eingelassen hätte. Die Friedensvorschläge des Königs von Preußen wurden in Frankfurt alle verworfen, sie gab öffentlich in ihren Reden zu verstehen, daß sie lieber ihren Rock vom Leibe, als Schlesien sich entreißen lasse; sie sagte über den König von Preußen, daß er zwar einige ausgezeichnete Eigenschaften besitze, dieselben aber durch Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit beflecke." Konnte denn die Kaiserin sich anders über Friedrich aussprechen?

Die Kaiserwahl war ein großer Sieg für Maria Theresia, ein Sieg über Preußen, ein Sieg über Frankreich. Das Reich konnte jetzt zur Ruhe gebracht, Friedensstörer mit der Reichsgewalt bezwungen und alle Kräfte Germaniens konnten gegen die Franzosen aufgeboten werden.

36.

Schluß des zweiten schlesischen Krieges.

Maria Theresia schrieb dem Prinzen Karl, er könne die Wahl seines Bruders zum deutschen Kaiser nicht besser feiern, als durch einen Sieg. Karl erhob sich also, um dem Feinde seine Verbindung mit Glatz, woher er die Verpflegung bezog, abzuschneiden oder zu erschweren und ihn zu zwingen, sich zur Deckung seiner Magazine nach Schlesien zurückzuziehen und bei günstiger Gelegenheit aufs Haupt zu schlagen. Um die Energie des Prinzen Karl zu beflügeln, wurde der Herzog von Arenberg und der Fürst Lobkowitz ihm als Beirath zugesandt; Lobkowitz war bekanntlich sehr kampflustig und geneigt, sich jeden Tag zu schlagen; von Arenberg bemerkt Friedrich, er sei vom Alter niedergedrückt, und stets der Meinung desjenigen gewesen, der zuletzt geredet hatte. Karl selber hätte lieber den kleinen neckenden und ermüdenden Krieg vorgezogen, den er in den

letzten Monaten geführt, wobei er dem Feinde die Lebensmittel verwehrte, ihn nach und nach aufrieb, und durch viele kleine Vortheile zuletzt mehr gewann als durch einen großen Sieg.

Friedrich mußte aufbrechen; am 18. September verließ er Smiřic und nahm seine Richtung gegen Skalitz. Die Oesterreicher rückten den Preußen nach und bedrängten sie, wo sie konnten. Friedrich war besorgt, die Oesterreicher möchten Trautenau vor ihm gewinnen, und gab schon Befehle, dahin aufzubrechen. Da wurde ihm am 30. September früh 4 Uhr gemeldet, daß die Oesterreicher in Schlachtordnung in der Nähe ständen. Es war so. Der König hatte eine Stellung genommen, wodurch seine rechte Flanke blosgestellt war, sein Rücken von der feindlichen Reiterei bedroht werden konnte. Die Oesterreicher, deren Bewegungen ein Wald verbarg, hatten dies bemerkt und beschlossen Friedrich zu überraschen. Sie waren in aller Stille herangezogen; es war verboten, Tabak zu rauchen, Feuer zu schlagen, das Gepäck hatten sie im Lager bei Königshof gelassen. Am 29. September früh 3 Uhr war ihre Vorhut in Soor, von welchem Orte die Schlacht ihren Namen bekam. Hätten sie nicht versäumt, Burkersdorf zu besetzen, wären sie nur etwas schneller gewesen, so hätten sie in einer Stunde das ganze preußische Heer zersprengt. Friedrich bewährte in diesem Augenblicke seine Entschlossenheit und sein Feldherrngenie in gleich glänzendem Maße; er ließ sogleich Allarm schlagen, sein Heer zu den Waffen greifen und gab, die ganze Größe der Gefahr erkennend, rasch und besonnen seine Befehle. Friedrich sagt über diese Schlacht: „Es war weit verwegener, sich in Gegenwart einer so nahe stehenden Armee durch Engpässe zurückzuziehen, als die Oesterreicher anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf den Rückzug der Preußen gehofft und nur darnach seine Maßregeln ergriffen; er wollte alsdann mit dem Nachtrab

ein Treffen beginnen und ohne Zweifel wäre ihm dies wohl gelungen. Aber der König entschloß sich ohne Bedenken zum Angriff, denn es war weit ehrenvoller, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzuge umzukommen, der sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre." Friedrich ließ sogleich sein Heer eine Viertelschwenkung rechts machen, um der Fronte der Oesterreicher eine parallellaufende Front entgegenzustellen. Diese Aufstellung geschah unter dem lebhaften Geschützfeuer der Oesterreicher und war nur möglich durch die Disciplin, die unter den Preußen herrschte. Ungeschickter Weise griff die österreichische Reiterei zu spät an, warf das erste preußische Treffen, wurde jedoch vom zweiten zurückgetrieben und stürzte sich auf ihr zweites und drittes Treffen, und so kam die ganze österreichische Reiterei in Unordnung und zum Theil auch das Fußvolk. Und nun rückten sechs preußische Grenadierbataillone gegen die Infanterie des linken feindlichen Flügels eine steile Anhöhe hinan; das österreichische Feuer riß ganze Reihen nieder, sie hielten an, wankten und stürzten in Unordnung hinunter. „Es lebe Maria Theresia!" riefen die Oesterreicher und stürzten, die Preußen verfolgend, den Berg hinab, wurden aber hier von den fünf Bataillonen des zweiten preußischen Treffens empfangen und zurückgetrieben. Jetzt rückten die Preußen zum zweiten Male die Höhen hinan und nahmen dieselben; das Fußvolk hatte sich verschossen, die Reiterei griff nicht mehr an. Die Oesterreicher zogen sich in den nahen Wald zurück, ihr linker Flügel war vollständig überwältigt. Und nun wandte sich der siegende rechte Flügel der Preußen gegen die österreichische Mitte und zugleich rückte ihr Centrum und ihr linker Flügel vor; ein verzweifelter Kampf entspann sich, lange hielt das österreichische Fußvolk muthig Stand; endlich fing die ganze Linie an zu

weichen und zog sich in den nahen Wald zurück, wo sie nicht weiter verfolgt werden konnte. Die Schlacht hatte nur vier Stunden gedauert, deßungeachtet war der Verlust auf beiden Seiten sehr groß; die Oesterreicher hatten 7000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren, die Preußen 4000. Der König hatte 20.000 Mann, Prinz Karl 35.000 Mann zur Verfügung gehabt; den Oesterreichern nützte aber ihre Ueberlegenheit an Mannschaft nichts wegen des engen Terrains, auf welchem der Prinz von Lothringen angriff, denn die Preußen konnten den Oesterreichern eine eben so breite Front entgegenstellen. Die drei Treffen der Oesterreicher standen fast ohne allen Zwischenraum, das eine auf das andere gedrängt; sie konnten darum nicht mit so freier Leichtigkeit kämpfen. Wenn Verwirrung entstand, konnte ihr schwerer gesteuert werden und die preußischen Kugeln schlugen wirksamer ein. Friedrich selber nennt den Plan des Prinzen Karl schön und richtig gedacht, er sei nur nicht mit gleichem Geschick ausgeführt worden. Er bekennt offen, daß er selber große Fehler gemacht, aber die Tapferkeit der Truppen habe die Fehler des Anführers verbessert und die Feinde für ihre Versehen bestraft. So war denn Friedrich gerettet und konnte sich nach Schlesien zurückziehen. In Böhmen konnte er sich nicht halten, die Hilfsquellen des Landes waren vollkommen versiegt. Nachdem er ehrenhalber fünf Tage auf dem Schlachtfelde von Soor gestanden, ging er über Trautenau, stets umschwärmt von den Oesterreichern, nach Schlesien zurück; das Hauptquartier ward nach Schweidnitz verlegt, Prinz Leopold von Dessau erhielt den Oberbefehl. Friedrich kehrte nach Berlin zurück; er hielt den Feldzug für beendet.

Es war dem nicht so. August III. und Maria Theresia wollten jetzt einmal den Krieg in das Herz der Länder ihres

Gegners spielen. Zu diesem Zwecke sollten 10.000 Mann vom Heere Trauns am Rhein unter General Grünne an die Elbe rücken, sich mit den Sachsen vereinen, den Dessauer auf Magdeburg zurückwerfen, 6000 Mann zur Beobachtung dieser Festung zurücklassen und dann gegen Berlin vorrücken. Karl sollte vom Norden Böhmens durch die Lausitz gegen Crossen ziehen und so den König Friedrich im Rücken fassen. Karl hätte sein Heer gerne in Winterquartiere verlegt, allein er mußte dem Befehle gehorchen und rückte in die Lausitz ein. Da kam andere Weisung; der Plan war geändert. Elisabeth hatte Hilfe versprochen, wenn Sachsen angegriffen würde, dagegen dürfe Sachsen altbrandenburgisches Gebiet nicht angreifen. Darum wurde beschlossen, durch einen Zug nach der brandenburgisch-schlesischen Grenze die preußische Macht zu theilen, sich auf einen abgeschnittenen Theil derselben in Schlesien zu werfen und denselben zu vernichten; dann könne auch Grünne gegen Berlin vorrücken. Prinz Karl mußte auch diesen Plan, den er nicht billigte, annehmen.

Vielleicht wäre er dennoch gelungen, wenn ihn nicht die Geschwätzigkeit des Ministers Brühl vereitelt hätte. Bei einer Spielpartie, an der der schwedische Gesandte theilnahm, warf der Minister einige Worte hin, aus denen der Schwede schloß, es beginne ein Winterfeldzug und derselbe gelte Berlin. Seit Friedrichs Schwester an den Thronfolger von Schweden vermählt wurde, waren die Schweden Preußen wohlgeneigt; der Gesandte, der überdies noch ein Bewunderer Friedrichs war, hatte nichts eiligeres zu thun, als Friedrich schnell Meldung zu machen von der Gefahr: Brühl habe das Project entworfen Berlin anzugreifen, Sachsen wolle von der preußischen Beute Magdeburg, Halberstadt, Halle; Brühl hasse den König unversöhnlich, seit Friedrich in einer Proclamation erklärt hatte, der

König August sei durch die schändliche Treulosigkeit seiner Minister hintergangen. Aus den Bewegungen des österreichischen Heeres hatte Friedrich schon den Verdacht gefaßt, es könne ein Winterfeldzug im Plane sein und Crossen gelten, und hatte darum sein Heer bei Bunzlau zusammengezogen. Nun enthüllte ihm der Brief des schwedischen Gesandten auf einmal die Richtigkeit seiner Vermuthung und die ganze Gefährlichkeit des Planes seiner Gegner. Schnell gefaßt, entschloß er sich, ihnen zuvorzukommen. Berlin wurde gegen einen ersten Angriff in Vertheidigungszustand gesetzt, der Dessauer erhielt Befehl, sein Heer bei Halle schnell zusammenzuziehen, bei der ersten feindseligen Regung auf die Sachsen loszustürzen und auf Dresden vorzurücken. Der König selbst wollte mit seinem Heere aus Schlesien durch die Lausitz gehen, die Oesterreicher vor ihrer Vereinigung mit den Sachsen nach Böhmen zurückwerfen und in Dresden sich mit dem Dessauer vereinigen. Um die Mahnung des russischen Gesandten, von einem Angriffe auf sächsisches Gebiet abzustehen, kümmerte sich Friedrich nicht. Wenn jemand wider seine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa abhalten, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu schlagen. Friedrich war gewiß, daß die Russen vor Anfang Sommer doch nicht an seiner Grenze sein könnten, und hoffte bis dahin durch einige schwere Schläge den Frieden erzwungen zu haben.

Brühls Geschwätzigkeit, Friedrichs Schnelligkeit und der Sachsen Unbesonnenheit nahm dem Plane der Verbündeten allen Erfolg; weil er enthüllt war, sammelte Fürst Leopold von Dessau seine Mannschaft, und wurden Sachsen und Oesterreicher angegriffen, ehe ihre Aufstellung vollendet war. Bei Katholisch-Hennersdorf wurden zwei Bataillone Sachsen sammt drei Reiterregimentern von den Preußen überrascht und nach dem heftigsten Widerstande theils zusammengehauen, theils gefangen

genommen. Die Preußen standen jetzt zwischen Grünne und den Sachsen einerseits und Prinz Karl andererseits. Man hatte gefehlt, daß man sich nicht bei Görlitz sammelte, rasch gegen Sagan und Crossen vorrückte, dadurch die Verbindung des Dessauers mit dem Könige unmöglich machte, oder schnell nach Dresden zog, sich auf den Dessauer warf und ihn schlug, ehe der König ihm zu Hilfe kommen konnte. Jetzt mußte sich Karl nach Böhmen zurückziehen, und so waren die Sachsen und die Oesterreicher unter Grünne Friedrich und dem Dessauer preisgegeben. Karl zog sich unter großen Schwierigkeiten über Schnee und Eis nach Böhmen zurück, seine Soldaten bekamen acht Tage hindurch nichts warmes, Daun deckte die Nachhut. Von Böhmen aus galt es nun nach Dresden zu ziehen, während Trenk zur Sicherung der Grenze gegen die Preußen mit seinen Husaren zurückblieb. Der nähere Weg ging über Leipa, allein es war kaum ein Fuhrwerk auf demselben fortzubringen, darum mußte der weitere Weg über Leitmeritz eingeschlagen werden. Indeß kam Nachricht, daß der Dessauer die Sachsen unter Rutowski gezwungen habe, sich zurückzuziehen, daß er schon in Leipzig eingezogen sei, Meißen bedrohe, daß der Heerhaufen unter Grünne sich zu den Sachsen unter Rutowski gegen Dresden gewendet habe, daß Friedrich Görlitz und Zittau besitze und gegen Dresden anrücke, daß Unterhandlungen zwischen Friedrich und August stattfänden. Friedrich bot nämlich durch Villiers, dem englischen Gesandten in Dresden, Karl August den Frieden unter der Bedingung an, daß er der Uebereinkunft von Hannover beitrete, daß er die Oesterreicher aus seinem Lande entferne und ihnen nie wieder den Durchgang durch dasselbe gestatte. August wollte Prinz Karl Zeit verschaffen, sich mit den Sachsen zu vereinen und dann den Preußen eine Schlacht zu liefern, und erklärte darum, er sei nicht abgeneigt, Frieden zu schließen, die Oesterreicher fort-

zusenden, doch müsse Friedrich seine Truppen sogleich zurückziehen und mit Feindseligkeiten und Brandschatzungen aufhören; hinsichtlich des Vertrages von Hannover könne er nur nach Rücksprache mit dem Wiener Hofe handeln. Um aller weiteren Zumuthungen enthoben zu sein, reiste August nach Prag. Friedrich merkte, daß der Sachse nur Zeit gewinnen wolle, und beschloß darum einen schnellen Schlag, gab dem Dessauer, der äußerst langsam und methodisch jeden Tag eine Meile vorrückte, Befehl, zu eilen und sich bei Meißen mit Lehwald zu vereinigen. Lehwald kam vor Meißen am 9. December an und stand einige Zeit in hoher Gefahr, weil der Dessauer nicht kam; erst ein drohendes Schreiben des Königs trieb den alten Haudegen zu größerer Schnelle; er vereinigte sich mit Lehwald am 12. December vor Meißen. Prinz Karl traf am 13. in Dresden ein; er widersetzte sich dem Antrage der Sachsen, die Hauptstadt zu räumen. Die Sachsen standen bei Kesselsdorf in der Nähe von Dresden in trefflicher Stellung auf einer Anhöhe. Ihr Vortheil war, keine Schlacht anzunehmen, ehe sie sich mit Karl vereinten, dann über die Elbe zu gehen und die Gegner, denen sie an Zahl überlegen waren, zu schlagen, denn das Heer Friedrichs war noch zwei Märsche entfernt. Rutowski, der Bruder des Moriz von Sachsen und nach gleichem Kriegsruhm strebend, hatte seine Sachsen bei Kesselsdorf ähnlich aufgestellt, wie die Franzosen bei Fontenoy standen. Gegen ihn rückte am 15. December der Dessauer mit 33.000 Mann an. Karl von Lothringen hatte Rutowski gebeten, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn er angegriffen würde, weil er Zeit brauche, seine zerstreuten Truppen zu sammeln. Die sächsischen Quartiermacher hatten nämlich gegen seinen Befehl die Oesterreicher so weit auseinander gelegt. Rutowski aber erwiderte, daß er keiner Hilfe bedürfe, daß er stark genug sei. Die Sachsen und das

Grünnesche Corps zusammen waren nämlich 34.000 Mann stark. Das Grünnesche Corps bildete den rechten Flügel seiner Stellung und konnte wegen Felsen und Abgründen, über die man setzen mußte, kaum angegriffen werden. Dessenungeachtet versammelte Karl die Regimenter, die er in der Nähe hatte, im Thiergarten und befahl Nádasdy, die übrige Mannschaft so schnell als möglich zu vereinigen und zu ihm zu stoßen. Um 2 Uhr Mittags stand der Dessauer vor Kesselsdorf und sah augenblicklich, daß die Einnahme dieses Ortes den Sieg entscheide. Er ließ sogleich 6 Bataillone den Sturm beginnen. Das Gewehr geschultert, unter dem Klange des Dessauer Marsches, zogen die preußischen Grenadiere die mit Schnee und Eis bedeckte Anhöhe hinauf; 30 Geschütze spielten auf sie, das Feuer von 7 Bataillonen lichtete ihre Reihen. Sie wankten, kehrten um, sammelten sich wieder, vom Dessauer selber geführt, erreichten die Höhe, nahmen 5 Kanonen, wurden aber geworfen und stürzten sich in wilder Flucht den Berg hinunter; 1408 Mann, darunter 37 Officiere, waren gefallen. Jetzt hätte das gesammte sächsische Heer hervorbrechen und über die ungedeckte Flanke der Preußen herfallen sollen; auch für die Reiterei war es Zeit, einzuhauen. Statt dessen brachen jetzt die österreichischen und sächsischen Grenadiere, welche Kesselsdorf so tapfer vertheidigt hatten, gegen den Befehl aus ihren Schanzen unter Siegesjubel zur Verfolgung der fliehenden Preußen heraus, die Anhöhen hinab und begannen zu plündern, und kamen so vor ihre eigenen Batterien zu stehen, wodurch sie dieselben am Feuern verhinderten. Diesen Fehler benützte der alte Dessauer sogleich und ließ seine Dragoner auf die Plünderer einhauen; fast keiner kam unverwundet nach Kesselsdorf zurück, welches jetzt seiner Vertheidiger beraubt war. Da drang Lehwald mit 2 Bataillonen in Kesselsdorf ein; die Grenadiere, die Rutowski sandte, wurden

zurückgeworfen, der Ort gerieth in Brand, und nun begann auch der preußische linke Flügel und ihre Mitte die Stellung der Sachsen zu ersteigen, das sächsische Fußvolk fing an zu weichen und die Reiterei, dadurch betroffen, trat den Rückzug an. Der österreichische General sandte an Rutowski, ob er Kesselsdorf angreifen solle; der Graf ließ ihm sagen, er solle auf seinem Posten bleiben und ihn auf das äußerste vertheidigen, wenn er angegriffen würde; dann wurden die Oesterreicher in der Verwirrung ganz vergessen, von den Preußen nicht angegriffen und rückten Abends in Dresden ein. Prinz Karl stand indessen bei Dresden, entschlossen, den Sachsen zu Hilfe zu kommen; Rutowski hatte ihm aber sagen lassen, er glaube nicht, daß die Feinde bei der kurzen Tageszeit heute noch angreifen würden. Bald darauf hörte man Kanonenschüsse in Dresden, der Prinz stellte sein Heer in Schlachtordnung bereit, den Sachsen zu Hilfe zu eilen. Bald kamen Haufen von Flüchtlingen, die Schlacht war in zwei Stunden entschieden. Die Sachsen sammelten sich hinter den österreichischen Reihen, welche die Nacht über unter dem Gewehre blieben. Abends war Kriegsrath; Karl erbot sich, am anderen Tage vorzurücken und den Feind anzugreifen, Rutowski solle seine Mannschaft hinter den Oesterreichern aufstellen; allein dieser erklärte, seine Sachsen seien so entmuthigt, daß er nicht mehr auf sie rechnen könne, und so blieb Karl nichts übrig, als sich ebenfalls zurückzuziehen. Bei Pirna ward ein Lager bezogen.

Indeß hatte Friedrich sich mit dem Dessauer vereint und zog am 18. December als Sieger in Dresden ein. Mit dem Siege bei Kesselsdorf endet die militärische Laufbahn des alten Dessauers, er war glänzend, aber blutig. Die Preußen hatten [illegible] Mann verloren, die Sachsen nur 3000 an Todten und Ver[illegible], aber 6000 an Gefangenen. Der König sagte dem

ten Helden die schönsten Dinge, um ihn seinen letzten bitteren
rief vergessen zu machen.

Der Kampf bei Kesselsdorf beendet den zweiten schlesischen
ieg. Die Verhältnisse zwangen beide Parteien Frieden zu
ließen; Friedrich hatte dieser sechszehnmonatliche Kampf acht
illionen Thaler gekostet, er hatte nur noch 15.000 Thaler
er Casse und ohne Geld kann man keinen Krieg führen. Ein-
eg mit Rußland stand bevor, darum erhöhte er seine Forde-
gen auch nicht, und erklärte, er sei nach Sachsen gekommen,
den Frieden zu erbitten, weil er wisse, wie veränderlich das
egsglück sei. Von Frankreich her konnte Friedrich keine Hilfe
er erwarten; in den Briefen, die zwischen ihm und Ludwig XV.
mals gewechselt wurden, herrscht ein gereizter Ton, sie über-
ten einander an Sticheleien. August III. konnte den Krieg
ht mehr fortsetzen, denn seine Soldaten waren entmuthigt, die
ußen standen in seinem Lande und sogen seine Hilfsquellen aus.
er auch Maria Theresia mußte sich endlich mit dem ver-
testen und begabtesten ihrer Gegner vertragen; die Engländer
lärten, keinen Heller Hilfsgelder mehr zu zahlen, wenn sie
ht dem Vertrage von Hannover beitrete, und ohne englische
lfsgelder konnte sie den Kampf mit Spanien und Frankreich
ht weiterführen. Aus Italien war die Botschaft eingetroffen,
ß Don Philipp in Mailand eingezogen sei. Wenn sie also
ht Frieden schloß mit Preußen, so konnte sie kein einziges ihrer
gimenter nach Italien senden, und ward auch die Lombardie
ren Händen entwunden. So kam denn in kürzester Zeit, schon
n 25. December 1745, in Dresden ein Frieden zu Stande.

In diesem Frieden zu Dresden ward festgesetzt: Sachsen
hlt an Preußen eine Million Thaler in Gold, gewährleistet
Preußen den Besitz Schlesiens, die Gemahlin des Königs ver-
ichtet auf alle Ansprüche, die sie als Tochter Kaiser Josephs I.

zurückgeworfen, der Ort gerieth in Brand, und nun begann auch der preußische linke Flügel und ihre Mitte die Stellung der Sachsen zu ersteigen, das sächsische Fußvolk fing an zu weichen und die Reiterei, dadurch betroffen, trat den Rückzug an. Der österreichische General sandte an Rutowski, ob er Kesselsdorf angreifen solle; der Graf ließ ihm sagen, er solle auf seinem Posten bleiben und ihn auf das äußerste vertheidigen, wenn er angegriffen würde; dann wurden die Oesterreicher in der Verwirrung ganz vergessen, von den Preußen nicht angegriffen und rückten Abends in Dresden ein. Prinz Karl stand indessen bei Dresden, entschlossen, den Sachsen zu Hilfe zu kommen; Rutowski hatte ihm aber sagen lassen, er glaube nicht, daß die Feinde bei der kurzen Tageszeit heute noch angreifen würden. Bald darauf hörte man Kanonenschüsse in Dresden, der Prinz stellte sein Heer in Schlachtordnung bereit, den Sachsen zu Hilfe zu eilen. Bald kamen Haufen von Flüchtlingen, die Schlacht war in zwei Stunden entschieden. Die Sachsen sammelten sich hinter den österreichischen Reihen, welche die Nacht über unter dem Gewehre blieben. Abends war Kriegsrath; Karl erbot sich, am anderen Tage vorzurücken und den Feind anzugreifen, Rutowski solle seine Mannschaft hinter den Oesterreichern aufstellen; allein dieser erklärte, seine Sachsen seien so entmuthigt, daß er nicht mehr auf sie rechnen könne, und so blieb Karl nichts übrig, als sich ebenfalls zurückzuziehen. Bei Pirna ward ein Lager bezogen.

Indeß hatte Friedrich sich mit dem Dessauer vereint und zog am 18. December als Sieger in Dresden ein. Mit dem Siege bei Kesselsdorf endet die militärische Laufbahn des alten Dessauers, er war glänzend, aber blutig. Die Preußen hatten 4800 Mann verloren, die Sachsen nur 3000 an Todten und Verwundeten, aber 6000 an Gefangenen. Der König sagte dem

lten Helden die schönsten Dinge, um ihn seinen letzten bitteren
Brief vergessen zu machen.

Der Kampf bei Kesselsdorf beendet den zweiten schlesischen
Krieg. Die Verhältnisse zwangen beide Parteien Frieden zu
schließen; Friedrich hatte dieser sechszehnmonatliche Kampf acht
Millionen Thaler gekostet, er hatte nur noch 15.000 Thaler
in der Casse und ohne Geld kann man keinen Krieg führen. Ein
Krieg mit Rußland stand bevor, darum erhöhte er seine Forderungen
auch nicht, und erklärte, er sei nach Sachsen gekommen,
um den Frieden zu erbitten, weil er wisse, wie veränderlich das
Kriegsglück sei. Von Frankreich her konnte Friedrich keine Hilfe
mehr erwarten; in den Briefen, die zwischen ihm und Ludwig XV.
damals gewechselt wurden, herrscht ein gereizter Ton, sie überbieten
einander an Sticheleien. August III. konnte den Krieg
nicht mehr fortsetzen, denn seine Soldaten waren entmuthigt, die
Preußen standen in seinem Lande und sogen seine Hilfsquellen aus.
Aber auch Maria Theresia mußte sich endlich mit dem verhaßtesten
und begabtesten ihrer Gegner vertragen; die Engländer
erklärten, keinen Heller Hilfsgelder mehr zu zahlen, wenn sie
nicht dem Vertrage von Hannover beitrete, und ohne englische
Hilfsgelder konnte sie den Kampf mit Spanien und Frankreich
nicht weiterführen. Aus Italien war die Botschaft eingetroffen,
daß Don Philipp in Mailand eingezogen sei. Wenn sie also
nicht Frieden schloß mit Preußen, so konnte sie kein einziges ihrer
Regimenter nach Italien senden, und ward auch die Lombardie
ihren Händen entwunden. So kam denn in kürzester Zeit, schon
am 25. December 1745, in Dresden ein Frieden zu Stande.

In diesem Frieden zu Dresden ward festgesetzt: Sachsen
zahlt an Preußen eine Million Thaler in Gold, gewährleistet
Preußen den Besitz Schlesiens, die Gemahlin des Königs verzichtet
auf alle Ansprüche, die sie als Tochter Kaiser Josephs I.

auf Schlesien machen könnte, Friedrich hingegen räumt Sachsen sogleich. In geheimen Artikeln war dem Sachsen Aussicht auf die Stadt Erfurt, die vom Erzstift Mainz losgerissen werden sollte, gemacht; dies hatte zum Zwecke, Sachsen von Oesterreich loszureißen und zum Werkzeuge Preußens zu machen, während es ein Hauptgrund für Maria Theresia zum Friedensschlusse gewesen war, Sachsen den Preußen nicht zu überlassen. Zugleich ward festgesetzt, daß in den Staaten beider Fürsten die Religion unverändert auf dem Fuße des westphälischen Friedens erhalten werden solle, was dem katholischen Kurfürsten gegenüber den protestantischen König von Preußen zum Schutzherrn der protestantischen Religion des Landes machte. Maria Theresia verzichtete auf Schlesien und auf die Grafschaft Glatz und gab dem Könige die ihm entzogene Baronie Turnhout in Brabant zurück. Beide Theile verzichten auf alle gegenseitigen Ansprüche und gewähren allen Theilnehmern am Kriege Vergeben und Vergessen, hindern den Handel der Unterthanen nicht und gewährleisten einander ihre deutschen Staaten. Der König anerkennt den Gemahl Maria Theresias als Kaiser, der Kaiser hingegen wird dem Könige als Kurfürsten alle die Rechte und Vorzüge verleihen, welche die Häuser Hannover und Sachsen genießen und die Karl VII. dem Könige von Preußen insbesondere bewilligt hat. Es ist hiemit der geheime Vertrag von 1741 gemeint, welcher Preußen von der Verpflichtung, an den Lasten des Reiches Theil zu nehmen und den Kaiser zu ehren, lossprach. Wie schwer mag die Unterzeichnung dieses Vertrages Maria Theresia gewesen sein, aber die Noth zwang sie dazu! Kurpfalz wurde in den Frieden eingeschlossen, und in den Besitz seiner Länder wieder eingesetzt, anerkannte hingegen Franz Stephan als Kaiser. England verbürgte den Dresdener Frieden am 19. September 1746 und der Reichstag, den Franz Stephan

von Frankfurt wieder nach Regensburg verlegte, bestätigte denselben am 14. Mai 1751.

37.

Der Krieg in Italien 1745 und 1746.

Und nun von den schnee- und eisbedeckten Ebenen Sachsens hinüber in das schöne Italien, welches damals, zwischen dem Wogengesang der beiden Meere wie in politischen Schlaf eingelullt, für seine staatliche Gestaltung Franzosen und Spanier sorgen ließ.

Wir sahen, wie Fürst Christian Lobkowitz sich nach Imola zurückziehen mußte, er hatte nur noch 12.000 Mann; er bat um Verstärkung, sonst könne er sich gegen den überlegenen Gages nicht behaupten. Vergebens! Maria Theresia wollte damals um jeden Preis Schlesien wieder gewinnen und rief noch vier Bataillone von der italienischen Armee ab. In welcher schweren Lage waren damals unsere Truppen in Italien! 91.000 Feinde gegen 12.000 Oesterreicher! Den Sarden mit seinen 46.000 Mann gedachte Frankreich auch noch zu gewinnen durch ein Stück Lombardie, auf daß er helfe, die Oesterreicher für immer aus Oberitalien zu verjagen, welches, ein altes Besitzthum des deutschen Reiches, schon so viel kostbares Blut getrunken hatte. Der Plan der Franzosen und Spanier war: 25.000 Mann sollten unter Don Philipp, 20.000 Franzosen unter Maillebois über Nizza und das Genuesische auf Piemont losgehen, 10.000 Genuesen sollten sich mit ihnen verbinden; Gages und der Herzog von Modena sollten mit 38.000 Mann aus den Legationen auf die Oesterreicher losstürzen und sie vernichten. Was konnte Fürst Lobkowitz besseres thun, da Gages im März gegen ihn anrückte, als hinter den Panaro sich zurückziehen, und als auch diese Linie bedroht ward, bei Modena Stellung nehmen,

Mirandola in Vertheidigungszustand setzen und den Sarden zur Verstärkung auffordern! Der gegnerische Plan war vortrefflich; doch wurden die Oesterreicher nicht angegriffen, denn Gages bekam plötzlich aus Madrid Befehl, das Modenesische zu verlassen und sich mit dem Heere Don Philipps zu vereinigen; man wollte offenbar Schläge in großem Style führen. Die Spanier nahmen den nächsten Weg über den Apennin, den sogenannten Monte Pellegrino, wo es in dieser Zeit noch sehr winterlich aussah und die Soldaten unter großen Beschwerden litten. Lobkowitz konnte mit seinem kleinen Heere nicht verfolgen, er wollte aber auch nicht wie ein verlorener Posten unthätig bei Modena stehen, darum brach er über Reggio, Parma gegen Ende April auf, um sich mit den Piemontesen zu vereinigen. Seine Reiter bedrängten die Spanier, wo sie konnten. Ruhig speisten Gages und der Herzog von Modena beim Gouverneur zu Sarzana, als auf einmal die Panduren über Pontremoli herstürzten und dem spanischen Nachtrabe schwere Verluste beibrachten. In Genua stieß Gages zum großen spanisch-französischen Heere.

Wir finden Genua auf einmal in der Reihe der Feinde Maria Theresias. Der Vertrag zu Worms mit seiner Bestimmung hinsichtlich Finales hatte die Republik verletzt; sie trat am 1. Mai 1745 dem bourbonischen Familienvertrag von 1743 in Aranjuez bei und versprach 10.000 Mann und 36 Geschütze zum Heere der Verbündeten zu stellen, und offen als Feindin Sardiniens und Oesterreichs aufzutreten, sobald das verbündete Heer über die Bocchetta hinausgerückt sei. Solches geschah und ein glänzendes Heer von 70.000 Mann rückte gegen Tortona und Alessandria vor, während ein anderes Corps Ceva und Mondovi belagern, die spanische Besatzung in Savoyen und in der Dauphiné aber durch das Thal von Oulx vorrücken und Exilles wegnehmen sollte. So gedachte man die Macht des

Sarden zu theilen und zu brechen, ihn vor den Mauern von Turin zu zwingen, dem Bunde mit Maria Theresia zu entsagen, und zugleich das Häuflein Oesterreicher zu zertreten oder in die Berge von Tyrol zu werfen. Der Plan war klug ausgesonnen und Mittel hatte man mehr als genug.

Genua erklärte erst am 29. Juni den Krieg, Lobkowitz konnte also bis dahin genuesisches Gebiet nicht angreifen, er blieb deshalb bis 23. Mai in Parma; bald trat er an den Grafen Schulenburg den Oberbefehl ab, weil ihn die Königin nach Böhmen berief. Dieser sandte einen Theil seiner Mannschaft nach Acqui auf Verlangen Karl Emanuels, der sein Heer bei Alessandria sammelte und Schulenburg sein Hauptquartier in Bassignana anwies. Zuerst belagerten die Fremden Tortona; die Stadt mußte sich am 15. August ergeben, die Citadelle jedoch erlag erst am 3. September dem furchtbarsten Feuer, nachdem 11.000 Bomben und 70.000 Kanonenkugeln auf sie geschleudert waren. Der Sarde machte nur einen schwachen Versuch, die Veste zu retten; wenn seine Feinde bei Belagerungen Zeit verloren und eine Schlacht vermieden, so konnte er vom Winter Rettung erwarten. Oesterreicher und Sarden (45.000 Mann zusammen) stellten sich darum hinter dem Tanaro auf; Gages aber wollte sie trennen und hoffte, ein Zug gegen Parma würde Schulenburg für die Lombardei besorgt machen und zum Abzuge bewegen; dann könne Maillebois den Uebergang über den Tanaro schon erzwingen und mit des Feindes Heere fertig werden. In der Nacht vom 19. auf den 20. erstiegen die Spanier die Mauern von Pavia, Schulenburg mußte nun Mailand sichern und schickte Verstärkung in die Lombardie; der König ließ nicht all' seine Mannschaft abziehen und wies ihm Stellung bei Bassignana an. Am 27. September erzwangen die Fremden den Uebergang über den Tanaro; Sarden und

Oesterreicher zogen sich nach Casale zurück. Alessandria ward von Franzosen und Spaniern umschlossen; am 11. October mußte der Commandant die Stadt preisgeben und sich in die Citadelle zurückziehen; man beschloß, sie durch Hunger zu bezwingen.

Welchen Erfolg hatten die beiden anderen Angriffe auf Piemont? Keinen. Lautrec griff vergebens Exilles und Mirepoix Ceva an, Leutrum schlug ihn zurück. Aber wo ist denn die englische Flotte, die nach dem Vertrage von Worms im Mittelmeere für Oesterreich und Sardinien thätig sein sollte? Die Engländer griffen Savona an, drangen ebenso ohne großen Erfolg in den Hafen von Genua und beschossen die Stadt; wesentlichen Schaden thaten sie auf Corsica, wo sie einen Aufstand gegen Genua erregten. Feldmarschall Fürst Liechtenstein übernahm am 15. October den Befehl über die Oesterreicher, sein Bericht an die Königin zeigt, wie schlimm es mit ihrer Sache in Italien stand: „Das Heer sei abgeschnitten von Deutschland und unvermögend, die Reste der Lombardie zu decken; Pizzighetone sei gänzlich verfallen, Mantua habe durch Eintrocknung der Seen und Moräste seine natürliche Vertheidigung verloren; wäre es aber zu einer längeren Vertheidigung auch fähig, so wisse man nicht, woher die Besatzung zu nehmen sei; es fehle an Lebensmitteln, es fehle vor allem an Geld, die Officiere hätten seit sechs Monaten keine Gage erhalten und lebten von Commisbrod". Die gute Königin schickte 100.000 Gulden, schrieb aber: auch das hätte sie nicht aufzubringen vermocht, wenn nicht die erbländischen Stände ihr und dem Kaiser nach erfolgter glücklicher Zurückkunft von der Krönung zu Frankfurt 15.000, und die ungarischen 9000 Stück Ducaten verehrt hätten; mit Vergnügen widme sie dieses der Unterstützung ihrer tapferen nothleidenden Officiere. Welche Nothstände! Wir

begreifen jetzt, wie die entschlossendste Frau mit dem Preußen sich abfinden mußte!

Indeß zersplitterten Franzosen und Spanier ihre Zeit wirklich mit Belagerungen und man kann den Sarden das Lob nicht versagen, daß sie sich als tapfere Soldaten benahmen. Der Commandant von Valenza, Marquis von Balbiano, machte einen glänzenden Ausfall, vernagelte seine Kanonen, als er sich nicht länger halten konnte, und entkam in der Nacht zum König. Lord Roche, ein Irländer, vertheidigte die Citadelle von Casale entschlossen, bis sie nur noch ein Schutthaufen war. Der Winter nahte; Maillebois wollte in Piemont, Gages in Parma und Piacenza Quartiere beziehen, das Heer bedurfte der Ruhe; aber die Königin von Spanien gewährte ihm keine; Don Philipp sollte endlich die Lombardie haben. Darum kam der Befehl, Maillebois solle den Piemontesen gegenüber stehen bleiben, die Eroberungen des Feldzuges sichern, Gages aber die Lombardie, Parma und Piacenza erobern. Schon lange hatte Liechtenstein zum Schutze Mailands in die Lombardie abziehen wollen; allein Karl Emanuel, unter dessen Oberbefehl er stand, hatte ihn zurückgehalten, sonst müsse er den Frieden nach den französischen Bedingnissen annehmen. Jetzt bewilligte er den 15.000 Oesterreichern den Abzug, wo es zu spät war. Am 19. December rückte Don Philipp in M a i l a n d ein und die Bevölkerung dieser Stadt, die sich so oft schon gegen ihren Herrn verschworen und ihn verrathen hat, um später gegen den neuen Herrscher das gleiche Spiel zu treiben, nahm den Bourbonen mit Jubel auf. Die übrigen Städte der Lombardie folgten ihrem Beispiele.

Wie gefährdet war die Lage der Oesterreicher! Sie lagerten zwischen Novara und Vercelli, um mit dem Könige von Sardinien in Verbindung zu bleiben, aber dieser ihr Verbündeter

unterhandelte gerade mit Frankreich, um welchen Preis er von Maria Theresia abfallen und sich auf die Oesterreicher losstürzen solle. Der französische Gesandte in Genua, Champeaux, war als Abbé verkleidet unter dem Namen Roussel nach Turin gekommen, um den König für die französischen Pläne zu bearbeiten. Der französische Minister d'Argenson trieb damals hohe Politik. Italien sollte ganz frei werden von den Fremden und einen großen Bund bilden, alle Bande, die es an das heilige römische Reich noch knüpften, sollten zerrissen werden. Frankreich wollte feierlich auf alle Eroberungspläne in Italien verzichten, denn Frankreich sei groß genug für sich. Nur italische Fürsten sollten über Italien herrschen und Sardinien sollte das Schwert Italiens werden. Sardinien sollte bekommen die Lombardie am linken Ufer des Po und am rechten Ufer bis an die Scrivia. Piacenza, Parma, Cremona und Mantua sollten dem Infanten Don Philipp zugetheilt werden; das Mantuanische am linken Pousfer sollte Venedig, Guastalla dem Herzog von Modena zu Theil werden, die Republik Genua sollte Finale, Oneglia und das Schloß Seravalle erhalten; der Prinz Karl von Lothringen sollte Toscana bekommen, vorausgesetzt, daß er auf Ansprüche an Länder außerhalb Italiens verzichte. Welch' lockende Aussichten für den Sarden, als Champeaux sogar ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs XV. vorwies! Karl Emanuel unterschrieb am 26. December 1745 die Präliminarien, die alsbald zur Gutheißung nach Madrid geschickt wurden.

Zum Glücke für Maria Theresia siegte bei der Königin von Spanien die Habgier über die Klugheit, sie verwarf den Vertrag, sie empfing den Bischof von Rennes, der denselben zur Unterschrift überbrachte, außer sich vor Zorn; sie sandte den Duca de Huescar nach Paris mit der Erklärung, nie und nimmer werde Spanien diesen Vertrag annehmen; Mailand sollte der

Mittelpunct eines Großherzogthums für ihren Sohn werden und nun wollte d'Argenson es dem Sardinier geben! Am 5. März 1746 ließ sie jedoch den Botschafter wieder rufen und erklärte demselben ihre Bereitwilligkeit, nachzugeben und den Vertrag zu unterzeichnen, aber nun war es zu spät!

Am Hofe zu Versailles war der furchtbarste Parteikampf zwischen einer spanischen und einer Partei des Ministers d'Argenson. Dies hatte zur Folge, daß der König den beantragten Waffenstillstand erst am 17. Februar 1746 unterzeichnete, daß der junge Maillebois erst am 3. März mit der Unterschrift des Königs in Rivoli ankam, daß geheime Weisungen offene Befehle der Regierung hintertrieben. Während dieser Zeit rückten die Oesterreicher in die Lombardie, die Spitze ihres Heeres stand schon am 1. Februar bei Mantua, und nun faßte der Sardinier schnell seinen Entschluß und zog einen kleinen sicheren einem unsicheren größeren Gewinne vor; er traute dem Versprechen des französischen Ministers nicht, so redlich dieser es auch meinte, denn er hielt Ludwig für schwankend und die spanische Königin für unbeugsam, und auf der anderen Seite forderte Maria Theresia den vertragsmäßigen Beistand. Zudem fürchtete er, ganz in die Gewalt der Bourbonen zu kommen, wenn Oesterreich kein Gegengewicht gegen dieselben im Norden bilde. So entschloß er sich denn, entschieden auf der Seite Maria Theresias zu bleiben, und unternahm einen glücklichen Zug zur Rettung von Asti. Der König von Frankreich war dadurch so aufgebracht, daß er fortan nicht mehr mit dem Sarden unterhandeln wollte. Noailles reizte Ludwig mit den Worten: „Es geziemt dem Könige von Frankreich viel eher, den Sarden zu zermalmen, als ihn zu bitten", und ward als Gesandter nach Madrid gesandt, um dort wieder gut Wetter zu machen. d'Argensons Fall war aber nahe.

So entbrannte denn der Kampf zwischen den christlichen Mächten mit neuer Heftigkeit zur selben Zeit, wo der Sultan Mohammed V. in Constantinopel sie zum Frieden ermahnte und vorschlug, wenn der Papst zum Friedenscongreß einen seiner Priester sende, so wolle er durch einen Derwisch gleichfalls Mahnungen zum Frieden vortragen lassen. „Ist es nicht schmachvoll", sagte der Vesier den Gesandten der christlichen Mächte in Constantinopel, „daß ihr Christen, die ihr den wahren Glauben haben wollt, aus eurer Mitte den Geist der Milde ganz verbannt habt, und daß wir Muselmänner, die ihr Ungläubige scheltet, euch die friedlichen Stimmungen einflößen müssen, die ihr eigentlich haben solltet." Uebrigens nahm der Feldzug in Italien im Jahre 1746 im Ganzen einen für unsere Waffen glänzenden Verlauf. Der geniale Browne stand an der Spitze der österreichischen Armee. Um Liechtenstein gegen die Spanier, die im Anfange 1746 die ganze Lombardie besaßen und schon bis an die Sesia vordrangen, Luft zu machen, beschloß Browne, auf das rechte Ufer des Po überzugehen und so die Spanier zu einem Zuge gegen Parma zu bewegen. Zum Glücke für die Oesterreicher begann Zwiespalt zwischen den Franzosen und Spaniern: was Gages wollte, wollte Castellar nicht, der Commandant von Parma, ein Günstling der Königin. Am 6. März standen plötzlich die Sardinier unter Leutrum vor Asti; ein furchtbares Feuer ward eröffnet, schnell ward eine Sturmlücke geschossen, der Commandant verlor den Kopf und ergab sich mit 5 Generalen, 360 Officieren und 4800 Mann, ohne die Kranken, kriegsgefangen. Am 11. standen die Sardinier vor Alessandria, dessen Citadelle der Commandant mit größter Entschlossenheit vertheidigte. Die Noth war aufs höchste gestiegen; Pferde, Hunde und Katzen waren schon alle aufgezehrt, die Mannschaft entkräftet, es war nur noch Brot

auf drei Tage da, und zwar nur noch fünf Unzen auf den Mann. Die Franzosen, welche die Citadelle einschlossen, entwichen. Dann ward Acqui genommen, Mirepoix mußte sich in die Riviera zurückziehen. Browne ließ Bärenklau mit 7000 Mann gegen die Adda rücken, er selber marschirte am 17. März gegen Codogno, jagte ein Schweizer-Regiment gegen Piacenza, Fürst Löwenstein säuberte Lodi von den Feinden. Don Philipp, welcher in Mailand in Träumen künftiger Größe schwelgte und die Citadelle mit ihren 1600 Oesterreichern matt belagerte, hielt sich auf einmal nicht mehr für sicher und entfloh am 19. gegen Pavia, wo er seine Spanier sammeln wollte. Die Oesterreicher brachen aus der Citadelle aus, zerstörten die Verschanzungen um dieselbe und wurden von der Bevölkerung mit demselben Jubel empfangen, mit dem früher die Spanier als Befreier begrüßt worden waren. Schlag folgte auf Schlag. Feldmarschall-Lieutenant Platz nahm Casale, Leutrum schloß Valenza ein, Browne that, als wolle er bei Casalmaggiore über den Po auf Parma los, überschritt aber am 25. März den Strom bei Borgoforte und nahm Guastalla. Schnell nach einander räumten jetzt die Spanier Reggio, Colonno, Brescello, Sorbolo, und nun gingen die Oesterreicher auf Parma los. Castellar verweigerte die Uebergabe, nachdem er 6000 Mann, welche ihm Gages geschickt hatte, um den Rückzug zu decken, an sich gezogen hatte. Jetzt brach Gages von Pavia auf, um ihn zu entsetzen, Browne zog aber 10.000 Mann unter Bärenklau an sich und ging dem Spanier an den Taro entgegen. Vor Parma ließ er nur so viel Mannschaft, als genügte, die Stadt einzuschließen. An den Taro kam am 11. April auch Fürst Liechtenstein und übernahm nun den Oberbefehl. Gages wollte die Hauptmacht der Oesterreicher an sich fesseln und ließ Castellar sagen, er solle sich unterdeß durchschlagen. Dieser aber

gehorchte erst, als Don Philipp dasselbe befahl. In der Nacht vom 19. auf den 20. April schlugen sich die Spanier nach Marzolaro durch über den Apennin, wo sie große Noth litten und einige Tage hindurch nur von Kastanien lebten, nach Sarzana am Meere. Nádasdy konnte das Durchbrechen nicht verhindern, hängte sich aber an die Ferse der Abziehenden und erschlug ihnen noch 3000 Mann. Am 22. ergab sich jetzt die Besatzung von Parma, 1200 Mann mit 25 Kanonen und großen Vorräthen. Gages aber zog sich nach Piacenza zurück, von den österreichischen Husaren allenthalben belästigt, die ihm sein Gepäck, 114 Maulthiere und dem Herzog von Modena sein Silberzeug wegnahmen. Indeß war der Sardenkönig auf Valenza losgegangen, das den Feinden die Verbindung mit Genua sicherte. Der Commandant ergab sich, ehe Maillebois die Stadt zu entsetzen vermochte. Die Citadelle von Acqui mit ihren 200 Tapferen unter dem Commandanten Seddo vermochte der Franzose erst nach zwei Stürmen zur Uebergabe. Während der Sarde sein Heer bei Alessandria zusammenzog, rückten die Oesterreicher vor Piacenza, bei dem aber auch ein spanisch-französisches Heer stand. Die Königin von Spanien legte auf diese Stadt den höchsten Werth, darum mußte Maillebois herbeirücken; aber auch der Sarde wendete sich jetzt gegen Piacenza. Vor seiner Ankunft wollten die Verbündeten die Oesterreicher angreifen; der König von Spanien, dessen Friedensanträge Maria Theresia stolz zurückgewiesen hatte, befahl eine Schlacht um jeden Preis. Die Spanier und Franzosen wollten die Flügel der Oesterreicher umgehen, sie von ihren Verbindungen abschneiden und gegen das Gebirg werfen; die Mitte wollte man blos in Schach halten. In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni begann der fürchterliche Kampf; die Franzosen wurden vom linken Flügel der Oesterreicher glänzend zurückgeschlagen

und ließen 8 Kanonen, 20 Fahnen und 3000 Gefangene in ihrer Hand. Der rechte Flügel der Oesterreicher kam in schweres Gedränge, hielt sich aber und warf endlich die Gegner zurück; die Mitte blieb unangefochten. Der Sieg ward den Oesterreichern, obschon sie an Zahl ihren Gegnern nachstanden; sie sollen 4000, ihre Gegner 5000 an Todten und Verwundeten, letztere außerdem an Gefangenen gegen 6000 Mann verloren haben. 4000 Spanier blieben unter Castellar in Piacenza, die anderen zogen sich über den Po zurück. Noch einmal kam es bei Rottofreddo am Ufer des Tidone zu einem schweren Kampfe, in dem die an Zahl überlegenen Spanier und Franzosen wieder nicht zu siegen vermochten. Der thatenreiche Bärenklau ward in dem Augenblicke von einer Musketenkugel tödtlich getroffen, als er den Spaniern unter Gages den Rückzug über den Fluß abschneiden wollte; doch der Tod des tapferen Führers brachte eine Stockung in die Reihen der Seinigen, Gages benützte rasch die günstige Wendung und brachte seine Spanier glücklich über den Tidone hinüber. Piacenza fiel jetzt den Oesterreichern in die Hände; es konnte sich nach dem Rückzuge des französisch-spanischen Heeres nicht länger halten. Große Kriegsvorräthe, 90 Stück Kanonen, 300.000 Geschützkugeln, mehr als 30 Mörser mit 40.000 Bomben fielen in die Hände der Sieger, die nur den Tod eines ihrer tapfersten Führer zu beklagen hatten.

Günstig war für Oesterreicher und Sardinier ein anderes politisches Ereigniß; am 9. Juli 1746 starb Philipp V., König von Spanien, der Enkel Ludwigs XIV. Ihm folgte Don Ferdinand VI., der einzige noch vorhandene Sohn aus der ersten Ehe Philipps mit Louise von Savoyen. Mit der Herrschaft der Elisabeth von Parma, welche an der Stelle ihres blödsinnigen Gemahles regiert und seit einem Vierteljahrhundert

Europa in Unruhe versetzt hatte, um ihren Kindern Länder zu verschaffen, hatte es jetzt sein Ende. Don Ferdinand liebte seine Stiefmutter so wenig wie seinen Stiefbruder. Jene Partei im Rathe, welche die Kräfte der spanischen Monarchie nicht länger für weitreichende Pläne erschöpfen wollte, hatte schon längst sein Ohr, und mit geheimen Weisungen in diesem Geiste traf am 19. August der Marquis de las Minas im Lager zu Voghera ein, um Gages, der jetzt unter ihm dienen sollte, den Oberbefehl abzunehmen. Castellar, das Werkzeug der Elisabeth, ward gänzlich abberufen. Minas war ein hochmüthiger Castilianer, der gegen Maillebois sogleich das große Wort führte. Noch ein anderes Ereigniß lockerte den Bund zwischen Spaniern und Franzosen: vierzehn Tage nach Don Philipp starb dessen Tochter Maria Theresia, die Gemahlin des Dauphin.

Maillebois wollte Browne angreifen und forderte Minas auf, ihm zu helfen; dieser berief sich auf seine Befehle und zog sich ins Genuesische zurück, wohin ihm der Franzose zu folgen genöthigt war. In Genua schiffte sich Minas mit seinem Geschütz und Gepäck nach Spanien ein, und nun rückten Sardinier und Oesterreicher in das Gebiet der berühmten Handelsstadt ein. An der Bocchetta, der größten Höhe der Apenninen, zwischen Voltaggio und Campomarone, von wo man die herrlichste Aussicht auf Genua und das Meer hat, stellten sich Spanier und Franzosen noch einmal zum Kampfe, zogen sich aber bald, als die Oesterreicher am 1. September sie angriffen, nach Savona zurück, gegen welches jetzt der Sarde zog, während die Oesterreicher G e n u a zur Uebergabe aufforderten.

In das Südende der Apenninen bricht das Meer ein und bildet einen der sichersten Häfen der Welt. Hinter demselben erhebt sich amphitheatralisch die Stadt Genua, von ihren prachtvollen Palästen die „Stolze" genannt. Der Anblick der

Stadt ist namentlich vom Meere aus herrlich; hinter ihr steigt das Gebirge rasch empor, mit vielen Gärten und Weinbergen besetzt. An Bäumen ist Mangel; das Sprüchwort sagt: Genua sei ein Land ohne Bäume, habe ein Meer ohne Fische und Männer ohne Treu und Glauben. Genua, im Mittelalter einer der reichsten Handelsstaaten, war damals noch immer eine aristokratische Republik, von einem Rathe und einem Dogen regiert, hatte noch immer einen blühenden Handel und betrieb einige Gewerbe zur Vollkommenheit; die Hauptstadt mochte damals eine Bevölkerung von 170.000 Einwohnern haben. Gegen Maria Theresia hatte die Republik sich schwer vergangen, jetzt kam die Strafe dafür: die Oesterreicher standen vor den Thoren, ihre Gegner waren abgezogen. Man sandte an Botta d'Adorno, einen Genuesen von patricischer Herkunft, den wir als Gesandten in Petersburg kennen lernten, um zu verhandeln. Botta verlangte Unterwerfung unter das Gesetz des Siegers und forderte: Besetzung der Thore, Auslieferung der Gefangenen und Flüchtigen, Uebergabe der Kriegs- und Mundvorräthe und aller den spanischen, französischen und neapolitanischen Truppen gehörigen Gegenstände; die Oesterreicher müßten während des Krieges freien Durchzug durch alle Plätze der Republik haben; sechs Senatoren mit dem Dogen müßten binnen Monatsfrist sich nach Wien begeben und Maria Theresia um Verzeihung bitten; 50.000 Genovinen (à 2 fl. 30 kr.) müßten sogleich erlegt werden; was weiteres zu bezahlen sei, werde Feldmarschall-Lieutenant Graf Chotek schon anzeigen. Das waren harte Bedingungen; als jedoch der Kriegsrath erkärte, daß die Werke nicht haltbar seien, so fügte man sich. Oesterreichische Grenadiere besetzten die Thore Lanterna und Tommaso. Chotek erklärte alsdann, daß die Republik für ihr hochverrätherisches Bündniß mit Frankreich und Spanien wider Kaiser und Reich 3 Millionen

goldene Genovinen in drei Raten zu zahlen habe. Man kann sich den Schrecken der Betroffenen denken. Einige drohten, Botta erklärte aber, die Soldaten würden schon Mittel der Zahlung finden. Die erste Rate wurde bezahlt; beim Abführen der mit Geld bepackten Wägen zeigten sich aber schon die ersten Sturmvögel einer Empörung. In der Stadt waren noch viele spanische und französische Officiere, die Botta ausweisen zu lassen versäumte und die nach und nach die Unzufriedenheit zur Flamme anschürten.

Indeß wurden eifrige Verhandlungen zwischen England, Oesterreich und Sardinien darüber gepflogen, was jetzt zu geschehen habe, und fand in Pietro d'Arena ein Kriegsrath statt. Maria Theresia wollte Entschädigung haben für Schlesien, Browne verlangte darum, daß man sogleich aufbreche zur Eroberung Neapels, die Königin werde Mannschaft genug schicken, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Sardinien und England aber waren dagegen; ob der Sardinier grollte, daß er bei der Beute von Genua leer ausging? England forderte einen Zug in die Provence: Antibes, Toulon sollten besetzt werden. Toulon ist einer der größten Seehäfen; ihn in die Gewalt der Engländer bringen, hieß so viel, als dem französischen Handel einen tödtlichen Schlag versetzen. Auf der anderen Seite, scheint es, waren die Engländer mit den friedlichen Gesinnungen des neuen Königs von Spanien wohl bekannt und wünschten ihn darin zu befestigen, indem sie gegen Oesterreichs Absichten auf Neapel auftraten, den König in Neapel schonten und für Don Philipp ein Fürstenthum in Italien in Aussicht stellten. Sie behaupteten im Kriegsrathe, ein Vorgehen gegen Neapel werde nur den König von Preußen zu einer neuen Schilderhebung antreiben. Der Sardinier schloß sich ihnen an, Oesterreich ward überstimmt, der Zug in die Provence beschlossen; die

englischen Schiffe sollten das Heer unterstützen, der Sarde die Anführung übernehmen. Da jedoch Karl Emanuel bald darauf an den Blattern erkrankte, so befehligte Browne den Zug in die Provence. Ende September marschirte er aus, leider mit zu wenig Mannschaft, nur 25.000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd. Browne fuhr mit dem Geschütz von Genua direct nach Nizza, die Franzosen hielten nirgends mehr recht Stand, am 17. October gingen sie über den Grenzfluß Var zurück. Maillebois wurde in seiner Erwartung, die Spanier würden ihm helfen die Provence zu decken, getäuscht; Minas erklärte, er habe keinen Befehl dazu. Don Philipp wurde krank und ging mit seinen Garden heim, der König von Neapel rief seine Truppen zurück und die Engländer störten ihre Abfahrt nicht — lauter Beweise eines geheimen Einverständnisses zwischen England und Spanien. Wahrscheinlich nur um den Schein zu wahren, blieben zwölf spanische Bataillone bei Maillebois. Dieser aber wurde bald darauf durch Marschall Belleisle ersetzt, der jetzt auf einmal wieder auf dem Schauplatze des Krieges erscheint, den sein Ehrgeiz mit entzündet hatte. Am 30. November gingen die Oesterreicher und Sarden über den Var, der Widerstand der Franzosen war vergebens, sie verloren 300 Mann und mußten sich zurückziehen. Am 1. December wurde der Fluß Cagne überschritten, am 4. Antibes umschlossen, das Browne zu seinem Waffenplatze in der Provence zu machen gedachte; er hatte darum längst verlangt, Botta solle unverzüglich aus Genua 24 Belagerungsgeschütze, 12 Sechspfünder und 12 Mörser senden, denn es fehlte dem Eroberungsheere an dem zur Belagerung von Antibes und Toulon nöthigen schweren Geschütze.

An dem Tage aber, an welchem die Oesterreicher Antibes umschlossen, brach in Genua eine Empörung aus. Schon hatte

Botta 12 schwere Kanonen von den Wällen Genuas zu den Schiffen bringen lassen, am 5. December sollte ein großer Mörser nach dem Hafen geschafft werden, der Wagen brach aber unter der Last in der Nähe des Thores Tommaso. Das Volk stand dabei und sah schadenfroh zu; der österreichische Officier forderte es auf, Hand anzulegen, damit der Mörser fortgeschafft werden könne, man weigerte sich dessen; es kam zum Streite und auf einmal flog ein Hagel von Steinen auf die Oesterreicher los. Die Soldaten mußten den Mörser im Stiche lassen. Der Pöbel rannte zum Palast des Dogen, verlangte Waffen und wollte das Zeughaus stürmen. Ein Platzregen, eine gefährliche Sache für einen Volksauflauf, trieb die Massen auseinander. Ein Patricier wurde an Botta geschickt, um das Vorgefallene zu entschuldigen, ihn aber zugleich vor der Volksbewegung zu warnen: Botta möge von weiterer Absendung der Geschütze abstehen, das Volk sei erbittert. Es war in der That in der höchsten Aufregung, 2 Millionen Genovinen Kriegssteuer waren bezahlt und eine dritte sollte bald erlegt werden. Obschon die Stadt sich ergeben hatte, kaperten die Engländer noch immer genuesische Schiffe, der Handel stockte, viele Familien waren erwerblos. Französische Sendlinge schürten; wenn Genua sich erhob, so mußten die Oesterreicher aus der Provence sich zurückziehen.

Botta hätte entweder nachgeben oder energischer dreinfahren sollen; er versäumte beides, seine Antwort: „Der Mörser muß fort, ich fürchte den Pöbel nicht“, reizte nur. Botta hatte blos 7 Bataillone in Genua zur Verfügung, die übrige Mannschaft lag in entfernten Quartieren; er hätte beschwichtigen sollen, bis seine Mannschaft gesammelt war. Statt dessen befahl er am 6. einer Anzahl Arbeiter und 100 Grenadieren den Mörser abzuholen. Sie wurden wieder mit einem Steinregen empfangen,

die Soldaten gaben Feuer, das Volk verrammelte die Straßen, führte Kanonen auf, wollte das Thor von Tommaso stürmen. Botta ließ 2 Bataillone ausrücken, welche das Volk zerstreuten, und die Regierung der Republik auffordern, sie solle ihre Soldaten, die nicht entwaffnet worden waren und die nur hatten versprechen müssen, gegen Oesterreich nicht zu dienen, mitwirken lassen. Am 7. erklärte aber der Senat, er werde seine Truppen nicht gegen das Volk gebrauchen. Jetzt war in Genua alles einig gegen die Oesterreicher und ein wilder Kampf begann. Die Genuesen waren durch die Bauart ihrer Hauptstadt im Vortheile, die Straßen in Genua sind, wenige ausgenommen, so eng, daß kein Wagen darin fahren kann; die Häuser aus hartem Stein, sehr hoch, oft neunstöckig; jedes Haus wird so zur kleinen Festung. Den ganzen Tag ward gekämpft, ebenso am 8. December, trotzdem der Regen in Strömen niederschlug. Erst am Abend ward ein zehnstündiger Waffenstillstand geschlossen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, wobei die Genuesen Rückgabe des Geschützes und Einstellung aller weiteren Geldforderungen verlangten. Am 10. begann der Kampf von neuem. Aber jetzt strömten die Bauern aus der Riviera herbei, allenthalben erhob sich das Landvolk und wehrte den Oesterreichern den Durchzug; der Kampf war auf dem Lande ebenso schwer als in der Stadt, denn an den Abhängen der Riviera ist jedes Gut mit einer steinernen Mauer umgeben, die Wege sind eng, nicht für Wägen, sondern nur für Maulthiere passirbar. Spanische und französische Officiere leiteten den Aufstand und bestimmten die besten Stellungen zum Angriffe oder zur Vertheidigung. Die Oesterreicher kamen immer mehr in Nachtheil. Botta blieb nur noch **ein** Mittel, die Stadt mit Bomben zu bewerfen. Da vermittelte ein Priester; Botta versprach, die Thore zu räumen, nur in der schönen Vorstadt Pietro d'Arena wolle er feste Stellung nehmen.

Als die Oesterreicher das Thor Tommaso räumten, fiel das Volk über sie her; beim Palazzo Doria, in dem man heute noch das Bett zeigt, in welchem Karl V. ruhte, als er bei seinem Liebling, dem großen Seehelden, zu Besuch war, gaben die Oesterreicher auf das nachrückende Volk ein wirksames Feuer und erkämpften sich so den Rückzug. Am 11. in der Nacht räumte Botta auch Pietro d'Arena, nur das Gepäck und die Kranken ließ er zurück, die Kriegscasse vermochte er zu retten. Auf dem ganzen Wege durch das genuesische Gebiet hatten die Oesterreicher Kämpfe gegen das Landvolk zu bestehen und erreichten Parma erst, nachdem sie 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren hatten.

Damit war auch über den Zug in die Provence entschieden. Zwar zog sich Belleisle in einem fort zurück bis fünf Stunden vor Toulon, zwar nahm Browne am 15. December die Inseln St. Honoré und St. Marguerite mit allen ihren Forts und Geschützen, zwar besetzte er Draguignan, trieb Geld und Lebensmittel ein und entwaffnete das Landvolk; allein seine Macht war doch zu gering, Verstärkung an Geschütz konnte er nicht mehr bekommen, französische Regimenter rückten aus Flandern an, so mußte er sich denn zum Rückzuge entschließen. Derselbe begann Mitte Jänner 1747; bei Cannes bot Browne dem nachrückenden Belleisle eine Schlacht an, die dieser aber nicht annahm. Am 3. Februar gingen die Oesterreicher ohne erhebliche Verluste über den Var zurück. Einen Theil seiner Truppen legte Browne in die Grafschaft Nizza in Winterquartiere, er selber ging über den Col di Tenda in die Lombardie. So erwies sich denn der Plan auf Toulon als verfehlt, Neapel war damit aufgegeben, mit dem Aufstande in Genua war die Machtstellung im oberen Italien von neuem in Frage gestellt.

Maria Theresia war durch die Vorgänge in Genua schmerzlich berührt: der Schimpf, der ihren Truppen angethan sei, müsse gerächt werden; sie tadelte Bottas Benehmen als ein kraftloses, sie befahl ihm, wieder vorzurücken und die Republik wie ein erobertes Land zu behandeln oder den Befehl niederzulegen, wenn er keinen Muth dazu habe. Im Januar 1747 rückten die Oesterreicher von allen Seiten wieder gegen Genua vor. Es war jedoch schwierig Vorräthe anzuhäufen und das schwere Geschütz fortzubringen. Zwei Mittel gab es, Genua zu bezwingen: man mußte es entweder vollständig zu Land und zur See umschließen und aushungern, oder aber im raschen Angriff mit stürmender Hand nehmen. Das Erstere war aber nicht möglich, denn die Engländer hüteten das Meer sehr lässig; Lebensmittel, Geld und Mannschaft kamen auf Schiffen aus Frankreich. Am leichtesten wäre wohl Genua mit stürmender Hand genommen worden, wenn man schnell genug Geschütz hätte herbeischaffen können und wenn Schulenburg, der an Bottas Stelle das Commando übernahm, entschlossener gewesen wäre; denn in der Stadt herrschte nach der ersten Aufregung des Aufstandes große Entmuthigung, man fühlte, wie sehr man sich gegen Maria Theresia vergangen, Adel und Volk waren uneinig, bewaffnete Banden plünderten unter dem Vorwande, Oesterreicher zu suchen, die Häuser. Einmal wollte das Volk schon den Regierungspalast angreifen, als ein beliebter Edelmann, Lomellino, sich vor die Mündung der Kanonen stellte und durch die Mahnung, lieber wolle er sterben als die Schrecken des Bürgerkrieges erleben, die Massen beschwichtigte. Nun rüstete man wieder gegen den gemeinsamen Feind, alles trat unter Waffen, die einzelnen Pfarreien bildeten Bataillone, auch die Bauern der Riviera wurden eingereiht, der Adel stellte die Führer, gab sein Silber, die Damen opferten ihren Schmuck,

zugleich suchte man Hilfe im Auslande: In London wurden die Genuesen abgewiesen, in Versailles erhört; Frankreich sandte 80 Schiffe mit Lebensmitteln, Geschütz und Mannschaft. Bald kam der Herzog von Boufflers mit vielen Officieren, mit 250.000 Francs Hilfsgeldern und der glänzenden Verheißung, daß jeden Monat eine gleiche Summe ankommen werde. Boufflers vermittelte den Frieden zwischen Adel und Volk.

Im April 1747 rückten die Oesterreicher heran. Nach dem Kriegsplane, den Browne in Turin entwarf, sollte Genua erobert, in die Provence eingedrungen, zwischen Cuneo, Susa und Ivrea die vereinte Hauptmacht aufgestellt und dann ein Schlag gegen die obere Provence versucht werden. Leider kam die Mannschaft zu spät an. Das Unternehmen auf Genua mißlang, obschon die Oesterreicher überall, wo ihnen Franzosen und Genuesen entgegen traten, siegten. Auszuhungern vermochte man die Stadt nicht; man griff sie vom Polcevera-Thal und Bisagno aus an, am 13. Juni konnten die Oesterreicher bis in die Stadt kommen, wenn nicht Regen und Nebel das weitere Vordringen hinderten. Am 4. Juli wurde die Belagerung übereilt aufgehoben, weil man hörte, daß es den Sarden unter Leutrum schlecht gehe, und die schnelle Ankunft eines französischen Entsatzheeres fürchtete. Schulenburg wollte mit allen seinen Truppen zu den Sardiniern stoßen, Belleisle zurückwerfen und dann wieder vor Genua rücken.

Belleisle hatte nämlich die Offensive wieder ergriffen und gedachte mit seinem Bruder, dem Generallieutenant Belleisle, in Piemont einzubrechen, während die Spanier entlang der Küste in die Lombardie eindringen sollten. Aber auch der französische Plan auf Piemont mißlang, Generallieutenant Belleisle zog von Briancon in das Thal von Oulx und wollte den Paß von Exilles erzwingen. Am 19. Juli erschien er vor den

Verschanzungen von Col d'Assiette, die von Oesterreichern und Piemontesen vertheidiget waren. Diese Truppen hatten kein Geschütz und die Brustwehren waren schwach, aber die Zugänge steil. Ein Hagel von Kugeln und Rollsteinen empfing die Franzosen, vier Angriffe wurden zurückgeschlagen; als Belleisle beim fünften Angriffe schon die Fahne auf dem Walle aufpflanzen wollte, fiel er von einer Kugel tödtlich getroffen zusammen. Das entmuthigte; die Franzosen kehrten um, sie ließen 4000 Todte und Verwundete auf dem Platze, die Vertheidiger nur 200. Der Marschall Belleisle mußte nun seinen Plan auf Piemont aufgeben, er gedachte sich Minas anzuschließen und gen Savona vorzurücken; allein der Spanier erklärte, es sei jetzt zu spät, und so beschränkte sich Belleisle auf die Vertheidigung Nizzas. Man konnte den vereinten Spaniern und Franzosen Ventimiglia nicht mehr entreißen.

Maria Theresia wollte immer noch Genua bezwungen wissen; Browne aber hatte für dieses Jahr wenig Hoffnung mehr, da der König von Sardinien nicht recht helfen wollte. Browne meldete der Kaiserin, in Genua seien jetzt 32 Bataillone Spanier und Franzosen, und der englische Admiral habe erklärt, er müsse in einem Hafen Schutz suchen, und könne das offene Meer nicht mehr halten, darum das Einlaufen französischer Transportschiffe auch nicht mehr verhindern. So kam es in Italien zu kleinen Gefechten, aber zu keinen Hauptschlägen mehr, diese erfolgten in den Niederlanden.

38.

Der Kampf in den Niederlanden 1746 und 1747.

Am 30. Jänner 1746 überraschte der Marschall von Sachsen die Hauptstadt Brüssel, deren Werke sehr ausgedehnt

und so schlecht waren, daß man an mehreren Stellen durch den Graben reiten konnte. An eine ernstliche Vertheidigung gegen ein großes französisches Belagerungsheer war darum nicht zu denken, man hätte deshalb die Stadt verlassen und die Besatzung retten sollen; aber man wußte nicht recht, was man wollte. Graf Kaunitz, damals Civilgouverneur in Brüssel, später der gefeierte Minister, sah den Fehler klar ein und wollte die Stadt übergeben gegen freien Abzug; Moriz aber erklärte, die Verbündeten hätten einen Fehler gemacht durch die starke Besetzung von Brüssel und er müsse aus diesem Fehler Nutzen ziehen; am 20. Februar mußte die Besatzung, 7000 Mann, sich kriegsgefangen ergeben. Waldeck zog die Verbündeten zusammen und stellte sich hinter der Dyle auf. Im März traf ein Corps Oesterreicher unter Feldmarschall-Lieutenant Grünne ein; die Oesterreicher waren jetzt in den Niederlanden 17.000 Mann stark, die Holländer und Engländer 50.000, die Franzosen aber 124.000 Mann. Graf Batthyány übernahm den Oberbefehl; er konnte natürlich nur auf Vertheidigung denken, er zog darum sein Heer bei Löwen zusammen und verstärkte die Besatzung des wichtigen Antwerpen.

Auf diese Festung hatten es die Franzosen, bei denen am 4. Mai der König wieder eintraf, abgesehen. Conti sollte die Stadt belagern, der Marschall von Sachsen im freien Felde operiren. Die Franzosen überschritten die Dyle, die Verbündeten stellten sich hinter der Nethe auf, und zogen sich, als der Marschall diese Stellung umgehen und ihnen den Rückzug abschneiden wollte, bis in die Nähe von Breda zurück; denn man mußte Holland decken, sonst schloß dieses, mit Frankreich schon in Unterhandlung, einen besonderen Frieden ab. Bei Terheyde bezogen die Verbündeten eine schwer angreifbare Stellung und wollten hier Verstärkung aus England und Deutschland abwarten.

Antwerpen konnten sie nicht retten; bald waren hier die Geschütze unbrauchbar gemacht, die Brustwehren zerstört und ein Wallbruch gebildet; die Belagerten vertheidigten sich zuletzt nur mehr mit Flintenschüssen und Steinwürfen. Am 1. Juni wurde capitulirt; die Franzosen wollten durchaus die Besatzung kriegsgefangen machen; diese aber erklärte, daß sie sich eher bis auf den letzten Mann wehren wolle. Sie zog nun mit kriegerischen Ehren ab; am 4. Juni hielt der König seinen Einzug, am 10. kehrte er als Sieger nach Versailles zurück. Der Fall Antwerpens, der Rückzug der Verbündeten erschreckte die Holländer derart, daß sie dem Franzosenkönige Toscana für Don Philipp gegen den Frieden anboten; dieser aber wies den Antrag stolz zurück und befahl seinen Generalen, die Eroberung Belgiens zu vollenden; und nun begann Conti die Belagerung von Mons, einer der stärksten Festungen.

Indeß war Fürst Lobkowitz mit 16.000 Mann Verstärkung gekommen; auch kehrten die Regimenter, welche den Aufstand in Schottland niedergeschlagen hatten, zurück; Karl von Lothringen übernahm den Oberbefehl über die Verbündeten, 76.000 dienstfähige Soldaten. Nachdem Mons am 11. Juli gefallen, wünschte Prinz Karl Charleroi, welche Stadt Conti belagerte, zu retten. Die Stadt ergab sich aber schon am 2. August, und so konnte man nur noch einen Rettungsversuch für Namur machen. Auch dieser mißlang; die Stadt ergab sich am 30. September. Mit überlegener Macht warf sich der Marschall den Verbündeten entgegen, um Mastricht zu nehmen. Bei Raucoux kam es am 11. October zu einer großen Schlacht, 111.000 Franzosen standen hier gegen 72.000 Verbündete; die Franzosen siegten, die Verbündeten verloren 4500 Mann, die Sieger 3000. Die Holländer hatten am meisten Leute eingebüßt. Der Sieg hatte für die Franzosen keine andere Folge, als daß die Verbündeten

nicht im Gebiete von Lüttich überwintern konnten. Maria Theresia besaß jetzt nur noch Mastricht, Luxemburg und Limburg; die Geldnoth war so groß, daß die Officiere seit 19, die Mannschaft seit 12 Monaten keine Gage mehr erhalten hatten, das Ausreißen nahm darum stark überhand.

Der Wunsch nach Frieden war allgemein, alle Staaten waren erschöpft; deshalb begannen im October 1746 zu Breda Unterhandlungen zwischen Frankreich, Holland und England. Namentlich wünschten die Holländer den Frieden wegen der ungeheuer anwachsenden Schuldenlast und weil das Volk Rettung aus der großen Gefahr nur in einer monarchischen Verfassung sah. Als aber der englische Gesandte Lord Sandwich erklärte, daß Oesterreich und Sardinien mit zu dem Congresse gezogen werden müßten, brachen die Franzosen die Verhandlungen ab: in Aachen solle im nächsten Jahre ein Congreß zusammenkommen, einstweilen mögen aber die Waffen entscheiden. Am 17. April 1747 ließ Ludwig XV. den Generalstaaten erklären, weil sie die Truppen seiner Gegner England und Oesterreich unterstützten, so sehe sich der König genöthigt, seine Armee in das Gebiet der Republik einrücken zu lassen. Sobald sie aufhöre, die Feinde Frankreichs zu unterstützen, so werde der König die eroberten Plätze zurückstellen. Und zu gleicher Zeit begann der Angriff auf Holland.

Dies hatte eine Veränderung der holländischen Verfassung zur Folge, eine Wiederholung des Staatsstreiches von 1672. Das Haus Oranien hatte sich bei der Befreiung der Niederlande insbesondere hervorgethan und eine Art monarchischer Gewalt errungen, gegen welche jedoch die republikanische Partei immerdar ankämpfte. Als Wilhelm III. 1702 kinderlos starb, wurde kein General-Statthalter mehr ernannt. Das Haupt des Zweiges Nassau-Dietz, Wilhelm IV., ein Tochtermann Georgs II.,

war blos erblicher Statthalter von Friesland, und gewählter Statthalter von Geldern und Gröningen. Das Volk aber schrie jetzt über Verrath und meinte, nur ein Oranier könne die Republik wieder retten, wie 1672. Englisches Geld unterstützte die Bewegung, welche jedoch ruhiger verlief, als die von 1672. Die republikanische Regierung verlor schnell den Kopf und hing aus dem Schlosse im Haag die orangenfarbige Fahne als Zeichen ihrer Nachgiebigkeit zum Fenster hinaus; es war kein De Witte mehr da! Wilhelm IV. wurde zum Oberstatthalter, Admiral und Generalcapitän des Heeres ernannt. Im nächsten Jahre wurde diese Würde sogar für erblich erklärt, und so wurde diese Republik in eine Monarchie verwandelt. Die Hoffnung auf schnelle Rettung durch einen Oranier war eitel. Wilhelm IV. hatte nicht die Fähigkeiten Wilhelms III., überhaupt war das ganze Volk gesunken; der neue Statthalter zeigte Thatkraft in der Verwaltung, verstand aber vom Kriegführen blutwenig. Ueberdies vertrug er sich nicht mit dem Herzog von Cumberland, der jetzt an der Stelle des Prinzen Karl von Lothringen den Oberbefehl übernahm. Der englische Minister klagt: „Unsere beiden jungen Helden vertragen sich nicht gut; der unserige ist offen, freimüthig, bescheiden, der andere anmaßend, pedantisch, streitsüchtig und hartnäckig. In welcher Lage befinden wir uns? Wir müssen Gott um das Beste bitten; denn selbst für uns zu sorgen, vermögen wir nicht. Wir haben nichts zu thun, als die schwebenden Streitigkeiten zu schlichten und Zeit zu gewinnen“. So war die Stimmung im englischen Ministerium.

Im April begannen die Franzosen den Angriff auf die holländischen Festungen. Links rückte Löwendahl vor, wie der Marschall von Sachsen, ein Ausländer; denn Frankreich lieferte bei der damaligen Einrichtung des Heeres keine großen Feldherrn mehr; am 17. April stand er vor dem Fort Ecluse.

„Was bedeutet dieses Vorrücken?“ fragte dessen Commandant, der Oberst Lambrecht. „Ich will die Festung erobern und euch gefangen nehmen“, war Löwendahls Antwort. Und im ersten Schrecken steckt Lambrecht schon am 22. April die weiße Fahne aus und ergibt sich mit 1680 Mann kriegsgefangen. Am 23. ergibt sich Isendyke, bald darauf Sas van Gent, und das mitten in Ueberschwemmung gelegene, nur auf drei Dämmen zugängliche Fort Philippine ergibt sich gleichfalls so schnell, daß die Franzosen zu glauben beginnen, die Holländer ließen sich absichtlich gefangen nehmen. Die kleinen Vesten La Perle und Lieffenshoek leisten fast gar keinen Widerstand; Hulst erwartet nicht einmal die Eröffnung der Laufgräben, Axel desgleichen. In der Zeit vom 17. April bis 17. Mai, also in einem Monate, war das ganze holländische Flandern erobert.

Cumberland hatte indeß nichts gethan, als die trefflichen Rathschläge Batthyánys in den Wind geschlagen. Dieser klagte mit Recht seiner Königin, daß alles übel eingeleitet und derart verdorben sei, daß man vom Feldzuge nichts gutes erwarten könne. Jetzt wandte sich Moriz von Sachsen (vom König zum maréchal général aller Armeen Frankreichs ernannt, ein Ehrentitel, der nur Turenne und Villars ertheilt worden war) gegen Mastricht. Zwischen dem Flusse Demer und dieser Festung stellten sich ihm die Verbündeten entgegen. So kam es am 2. Juli 1747 zur Schlacht bei Laveld, so genannt, weil dieses Dorf den Brennpunct der Schlacht bildete. So sehr auch Cumberland durch Unentschlossenheit und Langsamkeit gefehlt hatte, so heldenmüthig zeigte er sich in dieser Schlacht. Um 11 Uhr begann der Hauptangriff auf das Dorf Laveld; er wurde dreimal unter furchtbaren Verlusten zurückgewiesen. Cumberland feuerte durch sein Beispiel zur höchsten Tapferkeit an; zum vierten, zum fünften Male ließ der Marschall von Sachsen auf Laveld losstürmen; beim

chsten Angriff wurde das Dorf ganz genommen. Die Oester-
eicher hatten auf dem rechten Flügel eine so vortreffliche Stellung,
aß sie fast gar nichts zu thun bekamen. „Das Bedauerliche an
nserer Aufstellung war“, so schrieb der Herzog von Cumberland
iber die Schlacht, „daß unser rechter Flügel so fest gesichert war,
aß er weder angegriffen werden, noch in die Schlacht eingreifen
onnte, denn sonst würde Feldmarschall Batthyány, wie ich
iberzeugt bin, alles gethan haben, die Franzosen zurückzuwerfen
oder anzugreifen“. Konnten auf solche Weise die Oesterreicher
an der Schlacht so gut als keinen Antheil nehmen, so thaten sie
dafür alles, um den Rückzug der Engländer und Holländer zu
decken. Die Verbündeten verloren in dieser entsetzlichen Schlacht
6000, die Franzosen 8000 Mann vom Fußvolk und 1000 Reiter,
wie der Marschall von Sachsen selbst gestand. Der Sieger
erreichte seinen Zweck nicht; er konnte Angesichts der bei
Mastricht aufgestellten Gegner diesen Ort nicht belagern. Um
wenigstens eine Frucht der Blutarbeit zu haben, ließ Moriz
Bergen op Zoom angreifen. Diese Festung, ein Meisterwerk
Coehorns, war, wenn umsichtig und tapfer vertheidigt, kaum
einzunehmen; denn man konnte ihr nicht die Verbindung mit
der See abschneiden, also nicht verhindern, daß stets frische
Truppen die ermüdeten ablösten und Lebensmittel hineinkamen.
Der Commandant Cronstrom war aber schon 86 Jahre alt, und
so gelang es den Franzosen, nachdem sie schon 7000 Mann vor
der Veste verloren hatten, sie in der Frühe am 16. September
durch einen verwegenen Sturmversuch zu erobern. Sie besudelten
aber diese glänzende Waffenthat durch Mord und Plünderung,
die entfesselten Soldaten waren kaum zu zügeln. Löwendahl
wurde für diese kühne That zum Marschall von Frankreich ernannt.

Schon nahte das neunte Jahr des Krieges und doch war
die Sehnsucht nach dem Frieden so groß. Das englische Volk

fühlte sich durch die Höhe der Auflagen schwer bedrückt und sah voll Unmuth jedes Jahr große Summen für die Armee oder als Hilfsgelder an die Verbündeten nach dem Festlande wandern. Das englische Ministerium wünschte den Frieden und entriß dem Könige die Vollmacht, ihn unter gewissen Bedingungen abzuschließen. König Georg II. und der Herzog von Cumberland wünschten aber den Krieg; jener, um Land, dieser, um Ruhm zu erwerben. In Frankreich ging man einem Staatsbankerott immer mehr entgegen, die Noth und die Entvölkerung nahm entsetzlich überhand, der Kriegsminister erklärte, er bringe keine neue Armee auf, der Finanzminister, er wisse nicht, wie Geld zu bekommen; der Intendant von Guienne schrieb, die Bevölkerung seiner Landschaft sei auf dem Puncte, Hungers zu sterben. 1200 Millionen hatte der bisherige Versuch, Oesterreich zu zertrümmern, Frankreich gekostet und noch immer stand Maria Theresia fest. In der letzten Schlacht war der englische Reitergeneral Ligonier gefangen genommen worden. Diesen sandte nun Moriz von Sachsen mit Friedensvorschlägen zurück.

Der Marschall sagte, der König liebe den Krieg nicht, die Nation hasse ihn jetzt, er selber wünsche auch keine Fortsetzung desselben, denn er habe jetzt Ehre und Ruhm genug; treffe ihn aber ein Unglück, so könne ihn beim Hasse der Franzosen gegen die Ausländer nicht einmal der König schützen. Die Hauptfrage aber war, unter welchen Bedingungen die Franzosen Flandern räumten, und hier gab der französische Feldherr die den Engländern so willkommene Erklärung: der König von Frankreich fordert für sich nichts, er will Flandern zurückgeben mit Ausnahme von Furnes, welches er behalten will, wenn die Engländer auf der gänzlichen Schleifung von Dünkirchen bestehen. Der König begnügt sich mit der Rückgabe von Cap Breton. Diese wichtige Veste war nämlich von den Engländern den

Franzosen in Amerika entrissen worden. In Amerika und Ostindien, zu Land und zur See bekämpften sich nämlich damals Frankreich und England, und der blutige Gürtel des Krieges, der um Oesterreich entstand, schlang sich nach und nach um den ganzen Erdkreis. Hinsichtlich Italiens verlange Frankreich, daß die Republik Genua in ihrem früheren Bestande fortdauere und daß der Herzog von Modena wieder in sein Land eingesetzt werde. Weiter verlange Frankreichs Ehre, daß Spanien in den Frieden mit eingeschlossen werde. Das englische Ministerium hieß diese Botschaft willkommen, nicht aber der Hof. Der König und Cumberland suchten die Unterhandlung in der Hand zu behalten, das Ministerium hingegen sie ihnen zu entwinden. So entspann sich ein Gewebe von Intriguen; der englische Minister hatte mit dem französischen Minister des Aeußeren eine geheime Zusammenkunft.

Der König aber genehmigte den Kriegsplan, den Feldmarschall Batthyány für das nächste Jahr entwarf. Darnach wollte man mit 186.000 Mann in den Niederlanden den Krieg führen, 40.000 Mann sollten von Breda, 80.000 von Mastricht und 40.000 von Luxemburg aus sich in Bewegung setzen. England und Holland nahmen 35.000 Russen in Sold, die unter Repnin durch Polen nach Böhmen und von da an den Rhein zogen. In Italien sollte Oesterreich mit 60.000, Sardinien mit 30.000 Mann den Kampf wieder aufnehmen, jenes 400.000, dieses 300.000 Pfund Hilfsgelder beziehen.

Der Plan war großartig, doch kommt man bei näherer Betrachtung dessen, was man eigentlich that, fast auf die Vermuthung, es sei viel Lärm gemacht worden, um einzuschüchtern. Batthyány klagte der Kaiserin, daß man nicht die mindesten Anordnungen für den Feldzug getroffen habe, daß Breda und Mastricht in so schlechtem Stande seien, daß sie einem Angriffe nur kurze Zeit widerstehen könnten.

39.

Maria Theresia und ihr Hof.

Genug des Schlachtendonners und der Ströme von Blut! Der Krieg ist Gottlob am Verenden. Die Heere haben die Winterquartiere bezogen, die Diplomaten sitzen am grünen Tisch und feilschen um den Frieden. Wenden wir uns nach dem Dogenpalast in Venedig, dem stolzesten und schönsten Bau der wunderbaren Stadt, von deren einstiger Größe heute noch die Steine reden, und hören wir dort zwei Berichte über die große Kaiserin und das Treiben an ihrem Hofe an!

Die Republik hatte gewandte Staatsmänner und geistreiche Berichterstatter in ihrem Dienste zu einer Zeit, da die Diplomatie im übrigen Europa noch in den Kinderschuhen ging. Die Berichte ihrer Gesandten — und nach einem Gesetz von 1268 mußte jeder Gesandte Bericht erstatten — an den verschiedenen Höfen über einflußreiche Personen und Ereignisse sind großentheils noch vorhanden und rühmliche Zeugen für die scharfe Beobachtungsgabe ihrer Verfasser. Diese Berichte wurden im Senate vorgelesen, die Zuhörer waren Staatsmänner, die oft am gleichen Hofe als Gesandte gewirkt hatten und jetzt über die Wahrhaftigkeit des Berichterstatters zu Gericht saßen. Der Inhalt blieb Geheimniß der Behörde, für die Öffentlichkeit war er nicht bestimmt, Schmeichelei daher ausgeschlossen. Die Regierung wollte genau Personen und Verhältnisse kennen, um darnach ihre Politik einzurichten. Die Sprache ist daher scharf, oft wie ein zweischneidiges Schwert.

Auch über Maria Theresia und ihren Hof sind aus der Zeit, mit der wir uns befassen, zwei solche Berichte vorhanden. Der eine ist 1744 erstattet von Pietro Andrea Capello,

elcher 1740 — 1744 in Wien Gesandter war; der andere, in Marco Contarini, der 1744—1746 diesen Posten be- :idete, 1746 im Rath der Pregadi vorgelesen worden. Wir heben iige Stellen daraus hervor, um zu sehen, wie das Bild Maria herefias in den feinen italienischen Geistern sich spiegelt, nachdem ir früher (S. 147—154) sahen, wie ein Berliner Diplomat sich er sie äußern muß.

„Ich schließe meine Berichte", so äußerte sich Capello, nit einer Darstellung des Systems der Regierung. Ihre Form noch dieselbe, wie unter Karl VI., es sind noch dieselben Be- rden, denen die Leitung der einzelnen Provinzen anvertraut ; aber sie haben weder die frühere Autorität noch den früheren nfluß auf die Entschließungen der Herrscherin. Ihre Maje- it will von allen ihre Ansicht sowohl als die alten Gesetze und ebräuche wissen; doch auf diese Angaben hin bezieht und ent- eidet sie sich nicht allein. Sie ist begabt mit Talenten und orzügen, daß man sie zur Herrscherin von Österreich küren irde, wenn man unter allen Frauen der Welt zu wählen tte. In der That ist die Ansicht allgemein verbreitet, daß nur re Seelengröße den Thron gerettet hat, indem sie die ebe ihrer Unterthanen errang und das ersetzte, was ihrem 'inisterium mangelte. Daß sie alle diese Eigenschaften besaß, rd immerdar als ein Wunder der Vorsehung gelten müssen, elche der Herrscherin gerade die Gaben verlieh, die nöthig aren, um allen Schwierigkeiten zu begegnen und über alle edrängnisse Österreichs zu siegen. Die Umstände, unter elchen die Königin zur Krone gelangte, verliehen den ausge- ichneten Eigenschaften ihrer großen Seele noch höheren Glanz id ließen sie noch bewunderungswürdiger erscheinen. Wenn auch in der Geschichte, in den Sprachen gründlich gebildet, den wahren Ideen der Klugheit, der Milde, der Liebe zu

ihren Unterthanen erzogen worden war, so besaß sie doch nicht einmal die Anfangsgründe in der Kenntniß der Staatsgeschäfte, so daß niemand ahnen konnte, sie würde je im Stande sein, deren Last so leicht zu ertragen. Aber schon in den ersten Tagen ihrer Regierung bewies sie, daß der Scharfblick und das richtige Urtheil in jeder noch so verwickelten und schwierigen Frage und dabei der unermüdliche, beharrliche Fleiß dem unverschuldeten Mangel an Kenntniß und Erfahrung abhelfen würden, welche letztere Eigenschaften sie in der That in der kurzen Zeit von nur wenig Monaten durch Geisteskraft und rege Thätigkeit sich zu erwerben wußte".

„Die Pflichten der Krone und vielleicht manches Beispiel aus früheren Jahren belehrten sie, daß die Monarchen selber die Last der Regierung tragen müssen, indem sie sich ihrer Minister als Werkzeuge, nicht aber als Schiedsrichter in den Angelegenheiten des Staates bedienen sollen. Deshalb legte sich Ihre Majestät die Pflicht auf, regelmäßig bei den Sitzungen ihrer Minister selber zu erscheinen, alle Depeschen, alle Sitzungsprotocolle selber zu lesen und die Vorstellungen auch des Geringsten ihrer Unterthanen selbst zu hören und zu prüfen, und gab dabei zu erkennen, daß sie bei allen Fragen wunderbarer Weise den wahren Grund und den Kern der Sache herauszufinden wisse. Ueberdies pflegt sie die Minister in einer gewissen Abhängigkeit zu halten, indem sie nie in ihre Anträge einwilligt, ohne sie vorher von anderen ihnen unbekannten Männern prüfen zu lassen. Jeder Minister muß Entdeckung fürchten, wenn er sich als parteiisch oder als schlecht unterrichtet zeigen sollte. Dann schreibt sie selber die Gegenstände der Berathung vor, deren Hauptpuncte zu Protocoll genommen werden, und bewunderungswürdig sind die Ausdrücke, in denen sie ihren Willen in allen Sprachen und in den schwierigsten und verwickeltsten

Angelegenheiten ausdrückt, und ganz einzig ist die Gabe, mit der sie die Befähigung ihrer Unterthanen, welche mit ihr in Berührung kommen oder die sie auf die Probe stellt, herauszufinden weiß, so daß sie je nach ihren Eigenschaften sich entweder ihrer bedient oder sie von ihrem Vertrauen ausschließt. In gleicher Weise verfährt sie mit den Conferenz-Ministern selber, indem sie den Beschluß verschiebt, bis die Gegenstände von ihr geprüft oder mit Anderen berathen sind und sie sich mit voller Sicherheit entscheiden kann; daher es oft geschieht, daß die Königin sich anders entscheidet, als während der Conferenz. Durch diese Methode hält sie nicht blos die ersten Minister in einer gewissen Abhängigkeit, sondern erleichtert sich über alle Behörden die Ausübung absoluter Autorität, welche jeder Herrscher mit gerechter und kluger Eifersucht sich wahren sollte."

„Die häufigen Anläße, wo ich bei ihr Audienz hatte oder in Gesellschaft mit ihr zusammen war, haben mir in einem fort Beweise an die Hand gegeben, daß in der Königin alle jene Gaben vereinigt sind, welche den Fürsten Ruhm und den berühmtesten Staatsmännern Europas und der Geschichte selber Ehre verleihen. Nie erschrickt sie vor der Masse der Geschäfte, nie wird sie müde, nie redet sie von der Schwierigkeit einer Arbeit, sie erträgt die Last und sie will nicht blos alle Umstände hören und lesen, sondern es gibt auch kein Beispiel, in welchem sie vom Hauptgrund und Kern einer noch so verwickelten Sache abging. Schnell gefaßt und glücklichen Gedächtnisses braucht sie Vergleiche und so richtige Bilder, daß man sie nie überraschen, nie auf Widersprüchen ertappen kann, daß sie nie die Grundanschauung zu verändern braucht, die sie einmal für richtig hält und nach der sie die Geschäfte behandelt."

„Sollte ich jedoch den erhabenen Charakter dieser Fürstin schildern, so müßte ich mich über die ganze Reihe der merkwürdigen Thaten ihrer Regierung ausbreiten, und hätte in jeder neue Beweise aller Haupteigenschaften jedes anderen großen Monarchen zu betonen. Die Demuth und das Mißtrauen gegen sich selbst macht hievon eine Ausnahme, die sind meist nicht Sache großer Fürsten; doch hat der Ausgang und die Erfahrung bewiesen, daß sie auch den gewiegtesten ihrer Minister überlegen war. Diese hohen Gaben glänzen in der Bewährung und in der Eintheilung ihres Lebens um so mehr, als sie ein Gegengewicht in ihren Tugenden haben; keine hindert die andere und in gleichem Grade strahlen ihre Frömmigkeit, ihre Gerechtigkeit, ihre Milde und ihre gewissenhafte Erfüllung der Pflichten der Religion und der Herrschaft. Sie sind die Grundlagen, auf die sich die vollendetste Resignation nnd die unbeugsamste Standhaftigkeit stützt, mit der sie in stetem Gleichmuth die bittersten Heimsuchungen des Unglücks wie die glücklichsten Ereignisse zu ertragen vermochte; sie scheint nur für das Mißgeschick oder das Unglück ihrer Unterthanen empfindlich zu sein."

„Sehr früh wach, beginnt sie die Tagesarbeit am Morgen und vertheilt ihre Zeit zwischen den Uebungen der Andacht, der Pflege des Rechtes und der Verwaltung des Reiches derart, daß sie auch Zeit läßt zu angemessener Zerstreuung, um sich aufzufrischen und angenehm zu erholen. Obschon das Reiten ihr großes Vergnügen macht, so mäßigte sie sich doch darin, als man es ihr als gefährlich schilderte, und obschon sie Spaziergänge in den Gärten und Spiel in den Abendgesellschaften eingeführt hat, so verwendet sie doch nur wenig Zeit darauf, indem sie solche Zerstreuungen durch Besprechungen mit ihren Ministern, durch Audienzen ihrer Unterthanen unterbricht. Man darf deshalb nicht darüber staunen, wenn es in Oesterreich keinen Unterthan

gibt, der sich nicht für eine so große Herrscherin mit Freuden opfern würde, und daß jeder Ausländer, selbst wenn er ihr Feind wäre, von ihren herrlichen Eigenschaften hingerissen wird, sobald er in ihre Nähe kommt."

„Unter den vielen Vorzügen, die ich schildern könnte, verdient jedoch einer vorzugsweise die Beachtung anderer Fürsten und selbst der Unterthanen, weil er die Grundlage ist, auf welcher Ihre Majestät das Gebäude ihrer Thaten aufführt. Sie läßt nämlich nie die Wahrheit und Gerechtigkeit in den Geschäften und die Ehrenhaftigkeit der Minister oder des Verfahrens bei denselben außer Acht. Daher kommt es, daß, wenn sie einmal ihre Ueberzeugung gefaßt hat, sie schnell bereit zum Entschlusse ist; mißtraut sie aber in irgend etwas, so schneidet sie die Berathung ab, entfernt sich und läßt sich um keinen Preis zu einer Nachgiebigkeit herbei. In drei Jahren weiß ich von keinem Beschlusse, von dem die Königin nicht genaue Kenntniß in vorhinein hatte. Doch ist die Königin auch darauf bedacht, das Ansehen der Minister zu erhalten und faßt selten einen Entschluß, ohne sie gehört zu haben."

„Wie sehr der Großherzog Franz Stephan von der Königin geliebt wird, weiß ganz Europa. Seine kaiserliche Hoheit wird gepriesen wegen seines Scharfblickes in Geschäften, wegen seines Fleißes in der Arbeit; doch weil die Befehle von seiner Gemahlin ausgehen, so fällt auch der Ruhm auf sie. In der Regierung seines Großherzogthums sieht er eifrig auf das Wohl seines Volkes, namentlich auf die Uebung der Gerechtigkeit. Dieser Fürst galt immer für den glücklichsten unter den Fürsten Europas, weil zum Gemahl der Erbin einer so großen Monarchie erkoren."

„Sein Bruder ist Prinz Karl von Lothringen, von dem selber der Kaiser die gerechte Hoffnung hegte, daß in

ihm die glänzenden und ruhmvollen Gaben seiner Vorfahren, die von den Türken und Franzosen so sehr geachtet und gefürchtet wurden, wieder aufleben würden. Mit Eifer verlegte er sich auf das Studium der Geschichte, der Befestigungskunst, der Mathematik, die er nebst der Mechanik betreibt, und hat deutliche Beweise seiner Neigung und seiner Talente gegeben, weshalb auch die Königin, mehr den Werth seiner Person als den Glanz seiner Geburt beachtend, ihn über die Generale ihrer Armee gesetzt hat, ohne Rücksicht auf sein Alter. Er übertraf ihre Erwartungen, und es ist keine Kriegsthat in den beiden letzten Feldzügen, in welcher er sich nicht als ein kluger vorsichtiger unermüdlicher Befehlshaber Ruhm erwarb. Mit diesen Vorzügen verbindet sich eine solche Anmuth des Benehmens, eine solche Regsamkeit des Talentes, so viel Liebe und Sorgfalt für die Soldaten, daß jeder leicht erkennt, wie sehr er die allgemeine Achtung und Liebe erworben hat. Die Freundlichkeit am Hofe, die Artigkeit gegen alle, die ihm nahe kommen, haben ihm die Gemüther gewonnen; darum dienen die Soldaten mit Eifer und Zuversicht in jeder Gefahr, wenn sie wissen, daß er befehligt, und sind alle Anderen bestrebt, in Ehre und Verehrung sich seine Zuneigung zu erwerben. Er nimmt übrigens nur Antheil an Berathungen über Kriegswesen oder wenn er zu außerordentlichen Verhandlungen eingeladen wird."

„Von den Ministern hat der Graf Uhlefeld jetzt die Stelle des Grafen Sinzendorf; er war hochgeschätzt in den schweren Verhandlungen mit Holland und neulich bei der Pforte. Die Methode und die Genauigkeit, mit der er die Geschäfte behandelt, erleichterten ihm die Ausführung derselben, worin sein besonderer Fleiß und seine eigenthümliche Ausbildung ihm zu statten kommen. Auch heute, wo er an der Spitze der schwierigsten politischen Geschäfte der Monarchie steht, beweist er dieselbe

Sorgfalt und denselben Eifer. Der Graf Kinsky, Kanzler von Böhmen, ist einer der Minister, der sich mehr als jeder andere Mühe gibt, sich zu unterrichten, und der in den Angelegenheiten des Reiches sehr bewandert ist. Viel gelobt wird die Wahl des Grafen Friedrich Harrach, welchen Kenntniß, Scharfsinn und richtiges Urtheil in jeglichem Geschäfte zieren. Die Königin wollte auch den Grafen Manuel Tellez de Sylva-Tarouca, Sohn des verstorbenen Gesandten von Portugal, zum Präsidenten des Rathes von Flandern machen und in der That verdiente sein Talent diesen Vorzug; auch betrachtet man es als einen Beweis seines Verdienstes, daß er die Annahme eines Postens in der Ministerconferenz verweigert hat. Es geht das Gerede, daß die Königin ihn in jeder wichtigen Angelegenheit insgeheim beräth und daß er von allen Angelegenheiten Kenntniß hat."

Maria Contarini sagt von Maria Theresia: „Es ist immerdar schwierig, das Bild von Fürsten zu zeichnen, doch das ist nicht der Fall bei der Kaiserin-Königin, weil, wenn man nicht die Vorzüge leugnen will, welche ihr mit so viel Recht zukommen, alle Tugenden, die sie umstrahlen, einen reichen Stoff zu einer wahrhaften Schilderung geben. Sie besitzt zunächst die besondere Gabe eines immerdar richtigen und sehr empfänglichen Geistes, sie ist in der That Feindin jeder Schmeichelei und bestrebt, sich jeden zu verpflichten, der sich ihr vorstellt. Aus der Schnellkraft ihres Geistes im Erkennen der Dinge auf den ersten Blick, im Unterscheiden auch der zweifelhaftesten Sachen, die vorkommen können, entspringt eine sichere Entschließung voll Billigkeit und Gerechtigkeit."

„Darüber muß man sich umsomehr verwundern, als bekannt ist, daß der Kaiser Karl sie in die Regierungsgeschäfte nicht einweihen wollte, weil er darin eine Vorbedeutung gesehen hätte,

daß er keinen Erzherzog als Nachfolger bekommen würde. Ihre Grundstimmung ist eine tiefe Frömmigkeit, in der sie sich nie durch andere Beschäftigungen stören läßt. Unterhaltungen des Hofes haben bei ihr den letzten Platz, bei welchen sie doch immer heiter und mit fröhlichem Antlitz erscheint. Im Glücke und Unglück besitzt sie eine so wunderbare Unerschütterlichkeit, daß man sie an einem Manne hochschätzen würde. Bei jeglichem Ereignisse bewährt sie den äußersten Gleichmuth, obschon sie innerlich alles erfaßt und durchfühlt, und noch mehr beweist sie eine unbedingte Verschwiegenheit, die folgerichtig sich den Ministern mittheilt, weßhalb Enthüllungen oder Entdeckungen sehr selten und schwierig sind. Die erste und einzige Leidenschaft bei ihr war, daß sie ihren Gemahl sich nicht gleich an Rang sah; deshalb stimmten alle im Glauben überein, daß sie, obschon sie den Frieden sehnlichst wünschte, doch nie in denselben eingewilligt hätte, wenn nicht darin ihrem Gemahl dieser Zuwachs von Titeln und Würden, wie es später geschah, zu Theil geworden wäre. Sie achtet und würdigt die Freundschaft anderer Fürsten aus Grundsatz der Klugheit, aber noch viel mehr aus gutem Herzen, das für das Wohl Anderer besorgt ist."

Mit Wärme spricht sich der Gesandte über das Familienleben im kaiserlichen Hause aus. „In dem Augenblicke meiner Abreise", sagt er, „befanden sich nur ein Erzherzog und drei Prinzessinen am Leben. Die glücklichen Anlagen und die Lebendigkeit dieser königlichen Nachkommenschaft können nicht genug gerühmt werden; und was insbesondere den Erzherzog Joseph betrifft, so gibt er die vortheilhaftesten Anzeichen, daß er dereinst ein Fürst von vielem Geist und eine Zierde in der Wissenschaft, in den Waffen, in den Sprachen sein wird. Es entspricht dies dem eigenthümlichen Erziehungssysteme, das als Grundsatz der ererbten Etikette im Hause Oesterreich beachtet wird, und welches nach

Maß des Standes und Vermögens von allen Familien in Wien und Deutschland angenommen wird, so daß die besten Wirkungen für den Dienst des Staates, für die Ehre der Städte und für den bürgerlichen Verkehr entstehen". Mit diesem Urtheile des venetianischen Gesandten fällt auch das Göthes zusammen, der in seinem väterlichen Hause zu Frankfurt oft erzählen hörte, „Maria Theresia sei über die Maßen schön", und über das innige Familienleben im Hause der großen Kaiserin die Bemerkung macht: „Da die Großen auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als seines Gleichen; und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf".

Noch spricht Capello einen edlen Grundsatz des politischen Systems Maria Theresias aus: „Ich habe sie oft den bewunderungswerthen Grundsatz aussprechen hören, daß sie viel eher bereit wäre, Krone und Leben zu verlieren, als sich durch Aufopferung von schuldlosen Fürsten oder durch irgend eine Verletzung des Rechtes zu retten. Aber mit der Zeit haben sie die Engländer so zu sagen zur Nachgiebigkeit gezwungen, indem sie ihr drohten, sie im Stiche zu lassen; jedoch hätte sie auch da noch Widerstand geleistet, wenn die Engländer nicht Auskunftsmittel gefunden hätten, ihr Gewissen zu beschwichtigen".

Noch sei mit wenigen Worten eines der schönsten Züge in Maria Theresias Charakter gedacht. Von dem Grafen Sylva Tarouca ahnte, wie wir gesehen haben, Capello, daß er großen Einfluß auf die Entschlüsse der Kaiserin habe. Der Graf war beim Tode Karls VI. ältester Rath in der niederländischen Kanzlei in Wien und stand im besonderen Vertrauen sowohl des Kaisers, als auch der Kaiserin-Mutter. Er war nicht blos ein einsichtsvoller besonnener Mann, sondern er hatte auch den Muth, die Wahrheit zu sagen. Er klagte die Regierung Karls VI.

der Langsamkeit und Unentschlossenheit an; er hatte eine klare Einsicht in die Gefährlichkeit der Lage, als Maria Theresia die Regierung antrat, und ihr Talent, ihr Muth, ihre Beharrlichkeit waren seine einzige Hoffnung. Maria Theresia ernannte ihn nicht blos zum Präsidenten ihres obersten niederländischen Rathes, sondern sie verlieh ihm insgeheim eine ganz einzige Stellung, zu der nur eine Fürstin sich entschließen konnte, die so innig das Wohl ihrer Unterthanen anstrebte, und die eine so tiefe Ueberzeugung von ihrer Pflicht als Herrscherin hatte. Sie befahl ihm, täglich bei ihr zu erscheinen, nicht blos, um über Dienstsachen Vortrag zu halten, ihr in Angelegenheiten ihrer Familie zu rathen, sondern ihr gleich einer einfachen Privatperson ihre Fehler zu sagen und die Mängel ihres Charakters ihr offen mitzutheilen! Tarouca schreibt in einem Briefe, daß sie mit der Geduld einer Klosterfrau seine Vorstellungen und seine Verweise hinnahm. Er gesteht, daß alle Reichthümer, die höchsten Stellen nichts werth seien gegen solches Vertrauen, wie sie es ihm schenke. „Sprechen Sie nur fort", äußerte sie sich einmal, „wenn ich auch nicht gleich folge, Ihre Worte kommen mir doch später zu Sinn". Die Kaiserin nennt sich in ihren Briefen seine Schülerin, ihn ihren Erzieher; sie nennt ihn ihren ältesten bewährtesten Freund. Wie rührend ist dieses Verhältniß! Wie tief fühlte die große Kaiserin die Schwäche der menschlichen Natur! Aber wie hoch steht sie auch über den tausenden von Königen, welchen die Wahrheit wehe thut!

So manche historische Größe schwindet bei näherer Beleuchtung in nichts zusammen, während hier jede neue Entdeckung den Ruhm Maria Theresias nur reiner und glänzender strahlen läßt.

40.

Der Friede zu Aachen.

Das Frühjahr 1748 kam heran und noch war nicht ein Dritttheil der bestimmten Armee beisammen. „In Mastricht liegt der Friede“, sagte Moriz. Am 3. April hatte er diese Stadt schon umschlossen, nachdem er durch allerlei Scheinbewegungen die Verbündeten besorgt gemacht hatte, er wolle Breda angreifen. Den Holländern war der Vorwand, bei Breda zu bleiben, willkommen; in Mastricht waren 10.000 Holländer und 500 Oesterreicher, ein tapferer Mann, Aylva, war Commandant, die Vertheidigung war eine muthige, mehrere Ausfälle glückten, bei Sturmversuchen erlitten die Franzosen große Verluste; das Feuer auf die Stadt aus 104 Geschützen war ein gewaltiges. In diesem Augenblicke entschloß sich das britische Cabinet zur Unterzeichnung von Präliminarien. Nie, hieß es, sei in London das Geld so rar und der Stand der Papiere so schlecht gewesen, England sei erschöpft. Die Unterhändler beim Frieden waren für Holland Bentinck, für England Lord Sandwich, für Frankreich Graf St. Severin. Es wurde in den Präliminarien festgesetzt: alle in Europa, Ost- und Westindien gemachten Eroberungen werden in dem Zustande, in dem sie sich befinden, gegenseitig herausgegeben; Dünkirchen behält auf der Landseite seine Befestigungen, verliert sie aber auf der Seeseite. Die Herzogthümer Parma, Guastalla und Piacenza tritt Oesterreich an Don Philipp ab; stirbt er aber ohne Nachkommen oder gelangt er auf den Thron von Neapel, so fallen Parma und Guastalla an Oesterreich, Piacenza aber an Sardinien. Der Herzog von Modena wird in seine Staaten wieder eingesetzt. Die Republik Genua wird in ihren Besitzungen,

wie sie im Jahre 1740 gewesen, mit Einschluß Finales wieder hergestellt. Der König von Sardinien behält, was ihm Oesterreich im Vertrage von Worms 1743 übertrug. Frankreich räumt das österreichische Flandern und gibt alle Festungen heraus, sobald Maria Theresia in Italien abgetreten hat, was sie vermöge der Friedensbestimmungen herausgeben muß. Der Assiento-Vertrag wird auf vier Jahre erneuert, mit anderen Worten, England darf Sclavenhandel nach den spanischen Colonien treiben. Karl Stuart wird aus Frankreich ausgewiesen und dieses anerkennt die protestantische Erbfolge in England. Franz I. wird als deutscher Kaiser anerkannt und die pragmatische Sanction von neuem garantirt, mit Ausnahme der von Maria Theresia früher gemachten oder der durch die Präliminarien bedungenen Abtretungen; d. h. Preußen wird Schlesien und die Grafschaft Glatz, und dem Sardinier das Vigevanische, ein Theil von Pavia und Parma und von der Grafschaft Anghiera garantirt. Ein geheimer Artikel setzte fest, daß die betheiligten Mächte, welche die Unterzeichnung der Präliminarien verzögern oder verweigern, der ihnen in denselben gewährten Vortheile verlustig gehen. So schlossen die drei Mächte ab. Kaunitz protestirte vergebens gegen einen Vertrag, der über seine Gebieterin nur Verluste verhänge, dem Sardinier seien jene Landschaften in Italien durch den Vertrag von Worms nur bewilliget worden unter dem Beding, daß kein bourbonischer Prinz Land in Oberitalien bekomme. Es half nichts, England und Holland opferten Oesterreich. Maria Theresia mußte den Krieg allein fortführen, wenn sie den Frieden nicht annehmen wollte. Die drei Mächte unterzeichneten den Frieden am 30. April.

Damit begann auch der Waffenstillstand. Lord Sackville, Cumberlands Adjutant, kam ins Lager zu Marschall Moriz und bot die Uebergabe von Mastricht an, denn die Präliminarien

seien unterzeichnet. Das war ein neuer Verrath an der Kaiserin, denn wenn Waffenstillstand war, so blieb sie im Besitze von Mastricht; man gab aber Mastricht den Franzosen als Pfand in die Hände, um Maria Theresia zum Unterzeichnen des Friedens zu zwingen. Mit dem Befehle Cumberlands ging Sackville in die Stadt. Aylva erkärte, er habe nicht vom Herzog von Cumber- and, sondern nur vom Statthalter und von der Republik Befehle u empfangen; erst, als auch von diesen der Befehl zur Ueber- abe gekommen war, steckte Aylva die weiße Fahne auf. Am '. Mai zog die Besatzung mit Waffen und Gepäck frei ab und ückte der Marschall Moriz von Sachsen in die Stadt. Es war in letzter Erfolg; kaum zwei Jahre nach diesem Kriege, der m so viel Lorbeern gebracht hatte, sank er in die Grube. Mit echt drückt sich ein österreichischer militärischer Schriftsteller er diesen Helden so aus: „Das Glück hatte ihm alles, nur ht seiner würdige Gegner gewährt. Betrauert von Allen, von nem König mit Ehren, Reichthümern und Würden überhäuft, rb dieser deutsche Verherrlicher Frankreichs am 30. November 50, erst 44 Jahre alt. Wie anders hätten sich die Verhältnisse hl gestaltet, hätte dieser königliche Sprößling an der Spitze der rbündeten gegen Frankreich gefochten!" Kaunitz unterschrieb lich den Vertrag am 18. Juni, Sardinien und Modena am . Mai; am 18. Juni Spanien und Genua, am 18. October 1748 rde der Friede von allen kriegführenden Mächten unterzeichnet.

Mit Unwillen äußerte sich Maria Theresia über das Be- men Englands: „Guter Gott!" rief sie, „wie bin ich von rem Hofe behandelt worden! Meine Feinde werden mir 'ere Bedingungen einräumen, als meine Freunde." Als ihr britische Botschafter seine Glückwünsche zum Frieden dar- ngen wollte, ließ sie ihn abweisen: „denn Beileidsbezeigungen n besser am Platze als Kundgebungen einer Zufriedenheit, die

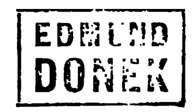
wie sie im Jahre 1740 gewesen, mit Einschluß Finales wieder hergestellt. Der König von Sardinien behält, was ihm Oesterreich im Vertrage von Worms 1743 übertrug. Frankreich räumt das österreichische Flandern und gibt alle Festungen heraus, sobald Maria Theresia in Italien abgetreten hat, was sie vermöge der Friedensbestimmungen herausgeben muß. Der Assiento-Vertrag wird auf vier Jahre erneuert, mit anderen Worten, England darf Sclavenhandel nach den spanischen Colonien treiben. Karl Stuart wird aus Frankreich ausgewiesen und dieses anerkennt die protestantische Erbfolge in England. Franz I. wird als deutscher Kaiser anerkannt und die pragmatische Sanction von neuem garantirt, mit Ausnahme der von Maria Theresia früher gemachten oder der durch die Präliminarien bedungenen Abtretungen; d. h. Preußen wird Schlesien und die Grafschaft Glatz, und dem Sardinier das Vigevanische, ein Theil von Pavia und Parma und von der Grafschaft Anghiera garantirt. Ein geheimer Artikel setzte fest, daß die betheiligten Mächte, welche die Unterzeichnung der Präliminarien verzögern oder verweigern, der ihnen in denselben gewährten Vortheile verlustig gehen. So schlossen die drei Mächte ab. Kaunitz protestirte vergebens gegen einen Vertrag, der über seine Gebieterin nur Verluste verhänge, dem Sardinier seien jene Landschaften in Italien durch den Vertrag von Worms nur bewilliget worden unter dem Beding, daß kein bourbonischer Prinz Land in Oberitalien bekomme. Es half nichts, England und Holland opferten Oesterreich. Maria Theresia mußte den Krieg allein fortführen, wenn sie den Frieden nicht annehmen wollte. Die drei Mächte unterzeichneten den Frieden am 30. April.

Damit begann auch der Waffenstillstand. Lord Sackville, Cumberlands Adjutant, kam ins Lager zu Marschall Moriz und bot die Uebergabe von Mastricht an, denn die Präliminarien

seien unterzeichnet. Das war ein neuer Verrath an der Kaiserin, denn wenn Waffenstillstand war, so blieb sie im Besitze von Mastricht; man gab aber Mastricht den Franzosen als Pfand in die Hände, um Maria Theresia zum Unterzeichnen des Friedens zu zwingen. Mit dem Befehle Cumberlands ging Sackville in die Stadt. Aylva erkärte, er habe nicht vom Herzog von Cumberland, sondern nur vom Statthalter und von der Republik Befehle zu empfangen; erst, als auch von diesen der Befehl zur Uebergabe gekommen war, steckte Aylva die weiße Fahne auf. Am 7. Mai zog die Besatzung mit Waffen und Gepäck frei ab und rückte der Marschall Moriz von Sachsen in die Stadt. Es war sein letzter Erfolg; kaum zwei Jahre nach diesem Kriege, der ihm so viel Lorbeern gebracht hatte, sank er in die Grube. Mit Recht drückt sich ein österreichischer militärischer Schriftsteller über diesen Helden so aus: „Das Glück hatte ihm alles, nur nicht seiner würdige Gegner gewährt. Betrauert von Allen, von seinem König mit Ehren, Reichthümern und Würden überhäuft, starb dieser deutsche Verherrlicher Frankreichs am 30. November 1750, erst 44 Jahre alt. Wie anders hätten sich die Verhältnisse wohl gestaltet, hätte dieser königliche Sprößling an der Spitze der Verbündeten gegen Frankreich gefochten!“ Kaunitz unterschrieb endlich den Vertrag am 18. Juni, Sardinien und Modena am 31. Mai; am 18. Juni Spanien und Genua, am 18. October 1748 wurde der Friede von allen kriegführenden Mächten unterzeichnet.

Mit Unwillen äußerte sich Maria Theresia über das Benehmen Englands: „Guter Gott!“ rief sie, „wie bin ich von euerem Hofe behandelt worden! Meine Feinde werden mir bessere Bedingungen einräumen, als meine Freunde.“ Als ihr der britische Botschafter seine Glückwünsche zum Frieden darbringen wollte, ließ sie ihn abweisen: „denn Beileidsbezeigungen seien besser am Platze als Kundgebungen einer Zufriedenheit, die

Städte neu zu gründen, die Schwerter in Pflugschaaren umzuwandeln und die Segnungen des Friedens zu verbreiten. Auch hierin steht Maria Theresia groß da; im Unglücke ließ sie sich nicht beugen, im Frieden und Glücke erschlaffte ihr Geist nicht. Mit unermüdlicher Thätigkeit widmet sie sich dem Werk der Reform; was früher nur ein Staatenbund war, wird jetzt von einem Geist durchdrungen, die Lasten sollen gehoben, Gleichheit aller vor dem Gesetze durchgeführt werden, und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft erblühen. So flicht sie Immortellen in den Lorbeerkranz des Sieges. Doch hierin ihre Thätigkeit zu schildern, ist nicht mehr unsere Sache, wir sind am Ziele unserer Aufgabe.



Geschichte

der

Kaiserin-Königin Maria Theresia.

II.

Vom Aachener bis zum Hubertsburger Frieden

von

Professor Dr. Franz Ilwof.

Wien, 1872.

Im Commissions-Verlage von Karl Gronemeyer.
Prandel's Buchhandlung.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

I.

ie Regierungsthätigkeit der Kaiserin Maria Theresia im Innern von 1748—1763.

1.

Einleitung.

ht Jahre blutiger Kämpfe waren vorübergegangen, als
Krieg durch den Frieden zu Aachen, in der alten Kaiser-
t Karl's des Großen, zum Abschluß kam. Oesterreich mußte
r auf schöne Länder im Norden und Süden seines Reiches
ichten; doch wie ganz anders stand es jetzt da, wo es als
hberechtigte Macht mit den anderen Staaten Verträge
ßen konnte, wie damals, als sich alle seine Gegner auf das
h stürzten, dessen Thron eben eine Frau bestiegen hatte, die
als Gegnerin nicht fürchten zu müssen glaubte, die aber von
n Gottvertrauen und von einer Begeisterung in der Erfüllung
ihr zu Theil gewordenen Sendung getragen war, welche
ihre Gegner zu Schanden machte! Und so ging ihr Reich
gekräftiget aus dem Sturme der Zeiten hervor; denn es
e bewiesen, daß es selbst den größten Continentalmächten
opa's im Kampfe gewachsen sei, und daß es in sich Kräfte

berge, die, wenn sie recht geführt und gelenkt werden, es zu Sieg und Ruhm, Ansehen und Macht, erheben können.

Der Kampf war beendet, und nun mußte das fast noch schwierigere Werk des Friedens begonnen werden. Es galt nicht blos die Wunden zu heilen, die der unerbittliche Krieg geschlagen, es galt auch, das alte Oesterreich zu einem Staate umzubilden, der seine eben erst mit den Waffen errungene Stellung in Europa und Deutschland auch im Frieden zu behaupten vermöchte. Die acht Jahre von 1748 bis 1756 waren in der That eine glückliche Periode für Oesterreichs Volk und Herrscherin. Auf neuen Grundlagen wurde, nicht von empörten Massen im wilden Taumel einer Umwälzung, sondern vom Throne herab, nach den weisen Grundsätzen einer zeitgemäßen Politik, ein neues Staatsgebäude aufgerichtet. Der Bundesstaat, als welcher das damalige Oesterreich erschien, sollte zu einem in Verfassung und Verwaltung einheitlichen Staate herangebildet werden; im Frieden sollte das Reich seine Kräfte sammeln, um allen Gefahren, welche die Zukunft in ihrem Schooße bergen mochte, gerüstet entgegentreten zu können. Und die Seele aller dieser politischen Neugestaltungen war Maria Theresia selbst, so wie sie den Mittelpunct eines glänzenden Hofes und glücklichen Familienlebens bildete.

Die Geschichte dieser Reformen allein, wollte man sie ausführlich darstellen, würde den uns angewiesenen Raum weit überschreiten. Wir sind daher gezwungen, selbe soweit sie in den von uns zur Bearbeitung übernommenen Zeitraum fallen, nur in großen Zügen zu zeichnen und wollen zu diesem Behufe zunächst die, das ganze Reich und die deutschen Erblande allein betreffenden Reformen nach den Hauptzweigen des politischen Lebens, dann aber das Verhalten der Regierung den großen und wichtigen Ländern gegenüber betrachten, in deren Vorgeschichte jene Sonderstellung begründet war, welche bis auf unsere Tage das

größte Hinderniß der Herstellung einer vollkommenen, in allen wesentlichen Beziehungen des inneren Staatslebens durchgeführten Reichseinheit gebildet hat.

2.

Reformen in der politischen Verwaltung.

Als Maria Theresia nach dem Tode Karl's VI. den Thron ihrer Ahnen bestieg, ruhte das gesammte österreichische Staatswesen in Verfassung und Verwaltung größtentheils auf aristokratischer Grundlage. Alle Provinzen waren im Besitze von Verfassungen, welche noch deutlich die Merkmale des Feudalismus des Mittelalters, in dem sie entstanden waren, an sich trugen. Die der westlichen Provinzen stimmten, wenn sie auch in ihrem Organismus hie und da verschieden waren, in den wesentlichen Grundzügen mit einander überein. In allen zeigte sich die Vorherrschaft der geistlichen und adeligen Elemente. Auf den Landtagen besaßen weitaus die meisten Stimmen der Stand der Prälaten, der Herrenstand, die Besitzer größerer Herrschaften, und der Ritterstand, die kleineren Grundherren; nur in geringer Zahl wurden die Vertreter weniger sogenannter landesfürstlicher Städte zu den Landtagen zugelassen. Nur in Tyrol machte sich schon frühzeitig der Bauernstand als vierter politischer Stand geltend. Die Landstände, welche somit aus zahlreichen Vertretern des Adels und der Geistlichkeit und aus den Abgeordneten einiger wenigen Städte bestanden, besaßen ausgedehnte Befugnisse. Das Steuerbewilligungsrecht, die Umlegung, Einhebung und Abführung der Steuern, die gesammte Verwaltung des Landesvermögens, die Stellung und Verpflegung des Militärs, die Ernennung sämmtlicher Landesbeamten kamen

den Ständen zu; der aus dem Landtage gewählte ständische Ausschuß war das ausübende Organ derselben. Die Stände hatten aber auch auf die politische und richterliche Verwaltung dadurch einen bedeutenden Einfluß, daß die Landesbehörden für die politischen und finanziellen Geschäfte und für die Justiz meist mit Gliedern der Landstände besetzt wurden, und daß sie in oberster Instanz das Gemeindewesen leiteten, während die Gerichtsbarkeit und die Polizeiverwaltung in erster Instanz vorwiegend von den Herrschaftsbesitzern und den von ihnen bestellten Gutsverwaltern als Patrimonialrichtern, und von den Magistraten oder Syndicaten der Städte ausgeübt wurden. In mehreren Provinzen des Kaiserstaates, so z. B. in Böhmen, Mähren, Krain, Siebenbürgen herrschte noch eine Art Leibeigenschaft und der Bauer war fast allenthalben nur der mehr oder weniger beschränkte Nutznießer seiner Grundstücke. Das Heer bestand größtentheils aus unregelmäßigen Truppen und selbst das reguläre Militär ergänzte sich meist aus solchen Elementen der Bevölkerung, welche zu jeglicher bürgerlichen Thätigkeit untauglich waren, oder durch unregelmäßige im Lande oder außerhalb desselben veranstaltete Werbungen. Gute Straßen mangelten fast allenthalben. Die Gewerbe lagen in den Banden einer strengen Zunftverfassung. Die Errichtung neuer Schulen und die Leitung der bestehenden betrachtete man als eine Sache der Kirche, welche bei einem großen Besitze an beweglichen und unbeweglichen Gütern in ihrem Wirkungskreise vom Staate nur wenig eingeschränkt wurde.

Somit bildete Oesterreich seiner Verfassung nach bis auf die Thronbesteigung der großen Kaiserin eine Art Bundesstaat, in welchem die Macht einzelner Körperschaften, insbesondere der Kirche und des Adels, in allen Landes- und Reichsangelegenheiten sehr bedeutend war, so daß der Staatsregierung nur ein ganz

kleiner Spielraum übrig blieb, um gegenüber dem corporativen, ständischen und föderativen Bau des Verfassungs- und Verwaltungswesens der einzelnen Provinzen die Gemeinsamkeit und Einheit des Staates zur Geltung zu bringen. Als die Bande, welche die verschiedenen den österreichischen Kaiserstaat bildenden Länder zusammenhielten, erschienen damals sichtlich keine anderen, als der gemeinschaftliche Herrscher und die pragmatische Sanction. Aber stärker wirkte die Anhänglichkeit der Völker an die Dynastie und die Gewohnheit der Bewohner, ihre Länder als ein einheitliches Ganze anzusehen. Dazu kam noch, daß etwas von dem Glanze, den die deutsche Kaiserwürde ihren Trägern verlieh, auf die Völker zurückstrahlte, welche von jenen unmittelbar beherrscht wurden, und daß dieser äußere Schimmer auch in der That reelle Hilfe in sich barg, als es galt, mit deutschem Blute nicht nur den türkischen Erbfeind von den Ostgrenzen der Monarchie zurückzuhalten, sondern auch Ungarn mit seinen Nebenländern dem Christenthume und der Civilisation mit den Waffen in der Hand wieder zu erwerben. So war es nicht blos ein günstiger Zufall, sondern die politische Nothwendigkeit, welche damals schon die den österreichischen Kaiserstaat bildenden Länder zu *einem* Reiche vereinigte.

Die Zustände, in denen sich die österreichischen Länder in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts befanden, veränderten sich während der vierzigjährigen Regierung Maria Theresia's *vollständig*. Sie waren aber auch bereits veraltet, in ihrem Gefüge untereinander und im Verhältniß zum Staatsganzen schwerfällig, jedem Aufschwung, jeder Kraftentfaltung hinderlich geworden. Alle Staaten Europa's hatten seit Jahrzehnten nach jener Zusammenfassung der Regierungsgewalt gestrebt, welche Einheit und Macht im Innern, sowie Ansehen und Stärke nach außen hin verleiht. Oesterreich durfte in diesem

Entwicklungsprocesse nicht zurückbleiben, wenn es als europäische und deutsche Großmacht nicht von seinen Nebenbuhlern überholt werden sollte. Die politische Nothwendigkeit, die gemeinsame Liebe aller vom Hause Habsburg beherrschten Völker zur Dynastie, und zuletzt noch die pragmatische Sanction hatten Oesterreich zu einem Staate gemacht; aber es fehlten noch jene durchgreifenden Einrichtungen, welche die Länder von den Sudeten bis zur Adria, vom Inn bis zur Aluta zu einem einheitlichen Reiche umzuschaffen geeignet waren. Dies in allen Stücken anzubahnen, in den meisten und wichtigsten wirklich durchzuführen, war die Aufgabe der Regierung Maria Theresia's.

Der österreichische Erbfolgekrieg hatte das ganze Reich schwer erschüttert; durch den Verlust einer reichen Provinz wurde es an seiner Nordgrenze entblößt und Preußen zu einer Macht ersten Ranges erhoben, wodurch auch Oesterreichs Stellung in Deutschland gefährdet erschien. Um diesen drohenden Gefahren gewachsen zu sein, um Oesterreich in dieser neuen Lage wieder die ihm gebührende Stellung an Macht und Einfluß in Deutschland und Europa zu erringen, bedurfte es einer vollständigen Veränderung in den inneren Verhältnissen der Monarchie, einer festeren Verbindung ihrer Theile, einer ausgiebigen Benützung ihrer Hilfsquellen, einer Stärkung der Regierung selbst. Daß Maria Theresia dies als eine Nothwendigkeit erkannte, und daß sie zur Durchführung der dadurch bedingten Reformen die rechten, wenn auch oft in die bestehenden Verhältnisse tief eingreifenden Mittel anzuwenden wußte, macht sie zur großen Herrscherin.

Die Umstaltung des ganzen inneren Oesterreich zeigt sich schon in einzelnen Maßregeln im Jahre 1742, beginnt dann im Großen und Ganzen mit dem Jahre 1753 und war um das Jahr 1763 schon in vielen Resultaten erkennbar. Die alten Regierungsgrundsätze wurden aufgegeben, große Reformen in

fast allen Zweigen der Verwaltung durchgeführt; der Einfluß der Regierung auf Kirche und Schule, auf die Landstände und andere sonst eigenberechtigte Körperschaften ward erweitert; Talenten, die aus dem Bürgerstande hervorgingen, eröffneten sich Stellungen, die früher nur den Bevorzugten des hohen Adels und der Geistlichkeit zugänglich waren; durch Hebung der geistigen Bildung und durch Vermehrung des Volkswohlstandes suchte die Regierung die Macht und Kraft des Staates zu erhöhen.

Dieses großartige Werk der Reorganisation des gesammten Staatswesens zu beginnen und segensreich durchzuführen, waren jene Männer, die noch unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI. die Regierung geleitet hatten, nicht geeignet. Sonst tüchtig und dem Kaiserhause unbedingt ergeben, hatten sich diese würdigen alten Herren in die bestehenden Verhältnisse so eingelebt, daß sie den Arbeiten für die Umstaltung derselben und für den dadurch erforderlichen Neubau nicht gewachsen waren. Dennoch ließ Maria Theresia bis zum Jahre 1748 die Staatsmänner, die sie von ihrem Vater übernommen hatte, in Amt und Würde. Die hervorragendsten unter diesen waren: Graf Ludwig Philipp Sinzendorf, der bis zu seinem Tode (1742) als Hof- und Staatskanzler die auswärtigen Angelegenheiten leitete; Graf Thomas Gundacker Starhemberg, der bis 1745 als Präsident der Hofkammer an der Spitze des Finanzwesens stand, worin ihm (bis 1748) Graf Philipp Kinsky folgte; Graf Karl Ferdinand Königsegg, Präsident des Hofkriegsrathes, dessen Nachfolger Graf Joseph Harrach wurde; endlich der böhmische Hofkanzler Graf Friedrich Harrach, welcher bis 1750 dieses Amt bekleidete, und der deutsche Reichsvicekanzler Graf Rudolph Colloredo. Nach Sinzendorf's Tod wurde die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand des Grafen Uhlefeld gelegt, welcher sich aber fast ganz von seinem

Staatssecretär, dem Freiherrn Johann Christoph von Bartenstein, lenken ließ.

In den Jahren 1748—1750 traten in diesen Personalverhältnissen große Aenderungen ein. Maria Theresia wechselte ihr Ministerium. Es hatte dies ganz denselben Sinn, dieselbe Bedeutung, wie wenn ein ähnlicher Vorgang in einem heutigen Staate Platz greift; es war ein Systemwechsel; eine oberste Verwaltung mit einem anderen Programme nahm die Stelle der früheren ein. Doch nicht auf einen Schlag trat dieser Personen- und Systemwechsel ein. Nach und nach, allmälig wurden die älteren Herren, welche den Staat nach den von Leopold I. und Karl VI. festgehaltenen Principien leiteten, zu hohen Hofämtern befördert, und junge, vom Geiste der Zeit getragene Männer traten als leitende Minister an ihre Stelle. Diese wurden die Begründer jener Reformen, durch welche Oesterreich nach dem Wunsche der Kaiserin, den Bedürfnissen des Volkes und der gleichzeitigen Entwicklung der Nachbarstaaten entsprechend, auf Grundlage der Einheit in der Verwaltung und der Kräftigung der Staatsgewalt neu organisirt wurde. Graf Haugwitz, Graf Rudolph Chotek und Graf, später Fürst, Kaunitz waren es vornehmlich, die Oesterreich auf diese neue Bahn führten.

Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz war in Schlesien geboren, er blieb dem Hause Oesterreich treu und verließ sein Heimatsland, als Friedrich II. es occupirte. Im Jahre 1747 ernannte ihn Maria Theresia zum obersten Kanzler der österreichischen Hofkanzlei, und als später beide Hofkanzleien, die österreichische und die böhmische, vereinigt wurden, war er factisch Minister des Innern für alle deutsch-österreichischen Erbländer. Als solchem gelang es ihm, die innere Verwaltung vollkommen neu zu organisiren, indem er den Wirkungskreis der ständischen und städtischen, sowie aller anderen Corporationen der

Staatsgewalt unterordnete, neue landesfürstliche Behörden gründete, den Geschäftsgang in allen Kanzleien streng gliederte und so der Staatsregierung eine Beweglichkeit, Einheit und Machtfülle verlieh, wodurch die landesfürstliche Autorität hoch gehoben und ein kräftiges frisches Staatsleben geschaffen wurde. Viele Reste alter Feudalherrlichkeit wurden von ihm beseitigt; allenthalben entwickelte er eine bewunderungswerthe schöpferische Thätigkeit, wußte nicht nur die entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen, sondern auch Neues an die Stelle des Alten zu setzen. „Er allein hat den Staat 1747 aus der Confusion in die Ordnung gebracht", schrieb Maria Theresia nach seinem Tode (1765) an die trauernde Witwe. Was Haugwitz für die inneren Angelegenheiten der österreichischen Länder, das waren Rudolph Chotek für das Finanzwesen und ganz besonders Kaunitz für die auswärtigen Verhältnisse. Diese drei sind als die Männer zu betrachten, die unter den Augen der großen Kaiserin das schwierige Werk der Umstaltung der Monarchie vollführten.

Zunächst mußte die Macht der Stände zu Gunsten der einheitlichen Staatsgewalt beschränkt werden. Dies geschah nicht durch einen Verfassungsbruch, durch eine durchgreifende, mit einem Schlage auszuführende Reorganisation; es waren nur einzelne Verwaltungsmaßregeln, wodurch zugleich im Gebiete des Verfassungslebens neue Zustände geschaffen wurden, die Oesterreich befähigten, unter einer gekräftigten Staatsverwaltung den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit zu genügen. Zunächst wurde namentlich eine Reihe von Auflagen, besonders aus dem Gebiete der indirecten Besteuerung den Ständen entzogen und dem Staate zugewiesen; so der Salzaufschlag, das Tabak- und Stempelgefälle, die sogenannten Adminicular-collecten, die Capitaliensteuer und die Erbsteuer. Eine eigene landesfürstliche Commission sollte die Gebarung der Stände

mit ihrem Vermögen und ihren Finanzen überwachen und die Jahresrechnungen derselben mußten der Hofrechenkammer vorgelegt werden. Dann wurden alle politischen Geschäfte den Ständen entzogen und in jeder Provinz der neu eingerichteten landesfürstlichen Stelle übertragen. Endlich wurden der Frohndienst und die Urbarialschuldigkeiten der Unterthanen ermäßigt und so nicht blos der Grund zur Befreiung des Bodens von allen feudalen Lasten gelegt, sondern auch auf socialem Gebiete der erste Schritt aus den beengenden Verhältnissen des Mittelalters heraus gemacht, der erste Stein aus dem stolzen Bau der Grundherrlichkeit und Patrimonialgerichtsbarkeit gebrochen.

Noch viel eingreifender waren die Reformen in der Organisation der Verwaltung; denn damals trachtete man zuerst den inneren Verband der Provinzen fester zu knüpfen und sie in ihrem Verhältniß zum Staate gleichförmiger zu organisiren. Bis auf die Zeit Maria Theresia's beruhte die Verwaltung noch ganz auf mittelalterlichen Grundlagen. Fast jede Provinz hatte ihre besonders eingerichtete Verwaltung, auf welche zudem die ständischen Bildungen des Mittelalters, vornemlich Adel und Geistlichkeit, den größten Einfluß übten. Den höchsten Rath an der Seite des Monarchen bildete die kaiserliche Conferenz. An der Spitze der einzelnen Zweige der Staatsregierung standen die Hofstellen: die Hof- und Staatskanzlei für die auswärtigen Angelegenheiten, der Hofkriegsrath für das Militärwesen, die Hofkammer für die Finanzen, ferner die österreichische, böhmische, ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei, der italienische und niederländische Rath für die politischen und Justiz-Geschäfte der betreffenden Länder. Von diesen Hofstellen erstreckten sich in ihrer Wirksamkeit nur zwei über die ganze Monarchie: die Hof- und Staatskanzlei und der Hofkriegsrath. Die Angelegenheiten des deutschen Reiches standen dem Reichshofrath zu, welcher

aber schon damals von nur geringem Einflusse und daher untergeordneter Bedeutung war.

Daß dieses ganze System einer vollständigen Umwandlung bedürfe, hatte Maria Theresia schon während des Erbfolgekrieges erkannt. Die trüben Erfahrungen jener Jahre machten die Nothwendigkeit eingreifender Reformen in allen Zweigen der Verwaltung dringend fühlbar; besonders lebhaft erschien die Nothwendigkeit, die in Land und Volk vorhandenen Kräfte zur leichteren Verfügung der Regierung zu haben. Ein engerer Anschluß der Provinzen an den Mittelpunct des Reiches und eine feste, genaue Ordnung der Geschäfte war dringend geboten. Doch geschah auch dieser Umbildungsproceß nicht plötzlich, sondern nur allmälig wurden an Stelle veralteter Einrichtungen neue eingefügt und so nach und nach eine im Principe und in den Einzelnheiten neue, den Bedürfnissen von Land und Volk entsprechende, den Forderungen der Zeit gemäße Verwaltung gebildet. Daß die Weisheit der großen Kaiserin dieses Werk zu einer Zeit von oben herab vollführte, bevor man noch unten zur Erkenntniß der Nothwendigkeit dieser Aenderungen gelangte, das bewahrte Oesterreich vor den furchtbaren Erschütterungen, denen fünfzig Jahre später Frankreich zum Opfer fiel.

Der erste große Schritt in der Neubildung der Verwaltung geschah durch das Patent vom 14. Mai 1749, womit die Trennung der Justiz von der Administration und die Vereinigung der beiden Hofkanzleien, der österreichischen und der böhmischen, in eine oberste Behörde angeordnet wurde. Die Stelle, zu deren Chef als Obersthofkanzler Graf Haugwitz ernannt wurde, hieß anfänglich Directorium in internis, seit 1762 k. k. vereinigte Hofkanzlei. Durch diese eingreifende Maßregel war die Vereinigung der böhmischen Lande mit den alten österreichischen Erbländern in politisch-administrativer Beziehung

vollzogen, für die gesammten deutschen Erbländer ein Ministerium des Innern geschaffen und so die politische Verwaltung in der höchsten Instanz centralisirt. Damit hatte auch der eine Regierungsgrundsatz der Kaiserin, in den deutschen Erbländern eine vollkommene Gleichheit in Verfassung und Verwaltung herzustellen, seine erste Verwirklichung gefunden. Da die alten Conferenzminister sich in diese neue Ordnung der Dinge nicht recht fügen konnten, so berieth Maria Theresia die inneren Angelegenheiten fast nur mehr mit den Chefs der Hofstellen und gründete (1760) aus den jüngeren Kräften mit Kaunitz an der Spitze den Staatsrath, um durch denselben die Hofstellen zu controliren und das gesammte Regierungswesen in höchster Instanz wie in einem Brennpuncte zu sammeln. Wie sehr es der Kaiserin mit dieser ihrer Schöpfung Ernst war und was sie damit wollte, geht am besten aus jener Stelle der Instruction für den Staatsrath hervor, in der es heißt: „Wer immer durch Unser Vertrauen in Unsern Staats- und Conferenz-Rath berufen worden, soll weder in utili noch in honorifico jemals etwas verlieren können, auf daß er stets den Muth behalte, die Gott und Uns so liebe Wahrheit selbst auf Gefahr Unserer Ungnade tapfer zu vertheidigen."

Nachdem dieses Werk in oberster Linie durchgeführt war, schritt man zur Neugestaltung der untergeordneten Behörden. Den ständischen Ausschüssen in den einzelnen Provinzen wurde die Verwaltung, soweit sie dieselbe noch in Händen hatten, allmälig abgenommen und zur Besorgung derselben in jedem Kronlande eine eigene landesfürstliche Behörde, Gubernium oder Statthalterei, errichtet. Die Rechte der Stände wurden stillschweigend beschränkt, die Landtage versammelten sich zwar noch, in der Regel aber nur, um die Postulate der Regierung anzunehmen. Um auch die untersten Kreise des Volkslebens

unter die unmittelbare Beaufsichtigung und Leitung der Staatsregierung zu stellen, schuf Maria Theresia (1747—1756) die Kreisämter auch in jenen Provinzen, wo sie nicht schon, wie in Böhmen und Mähren, seit Jahrhunderten bestanden. Diese Behörden hatten die Aufgabe, in ihren Bezirken die genaue Ausführung der landesfürstlichen Gesetze und Anordnungen zu bewirken und zu überwachen, sowie die Unterthanen gegen ihre Grundherrschaften zu beschützen und zu vertreten; daher sich die Kreisämter rasch in hohem Grade das Zutrauen der bäuerlichen Bevölkerung erwarben.

Letztere bildete ein Hauptaugenmerk der Theresianischen Verwaltung. Denn zwei wichtige Seiten im Staatsleben waren es, die, obwohl schon von den bisher getroffenen Maßregeln vielfältig berührt, doch einer wesentlichen Umstaltung bedurften. Das Verhältniß der bäuerlichen Unterthanen zu ihren „Herrschaften" und die bunte Mannigfaltigkeit im Gemeindeleben mußten tiefgreifenden Aenderungen unterworfen werden, um in dem nunmehr nach den Grundsätzen der Centralisation und der aufgeklärten absoluten Monarchie verwalteten Staate bestehen zu können.

In den österreichisch-deutschen Erbländern, etwa mit Ausnahme von Tyrol, war bis auf das Jahr 1750 das Verhältniß der Bauern zu ihren Gutsherren ganz dasselbe, wie es sich seit dem Mittelalter erhalten hatte. Die Feudalherren, welche unter dem Namen der Herrschaften im Besitze der großen Güter waren, hatten, mit Ausnahme der unter den landesfürstlichen Behörden unmittelbar stehenden privilegirten Städte, die ganze Landesverwaltung in ihren Händen, so daß die Bewohner des offenen Landes unmittelbar unter ihrem Gebote und erst mittelbar unter dem Landesfürsten standen. Mit dem herrschaftlichen Güterbesitze, welcher Dominicalbesitz zum Unterschiede von jenem

der Bauern, dem Rusticalbesitz, hieß, waren gewisse mehr oder minder große Vorrechte verbunden. Die Herrschaft hatte in der Regel in ihrem Bezirke die Verwaltung der Justiz und Polizei, das Recht der Vertheilung (Repartition) und Einsammlung der Steuern, das Recht der Verleihung von Bauerngründen als Eigenthum oder zur Nutznießung mit gewissen Obereigenthums- und Heimfallsrechten.

Zwischen der „Herrschaft" und ihren „Unterthanen" bestand ein eigenthümliches Verhältniß, das seine Vortheile, aber auch seine großen Nachtheile hatte. Von einer eigentlichen Leibeigenschaft konnte wohl nur in den ungarischen Ländern gesprochen werden, wo der Bauer außerhalb aller gesellschaftlichen und politischen Rechte stand: seine Person, sein Gut, sein Recht war in der Hand des Grundherrn. In den nicht-ungarischen Ländern war die Abhängigkeit des Bauern von seiner „Grundobrigkeit" schon vor Maria Theresia eine mildere, obgleich noch immerhin drückend genug. Der Bauer war nicht Eigenthümer, sondern bloßer Nutznießer von Grund und Boden. In manchen Ländern, wie in Böhmen, Mähren, Krain, durfte er ohne herrschaftliche Bewilligung nicht vom Grunde wegziehen, sich nicht verheiraten, seine Söhne nicht zu einem Handwerk bestimmen oder studiren lassen. Der Bauer hatte seinem Grundherrn Dienste in der Feldwirthschaft, beim Holzfällen, bei Jagden zu leisten, Botengänge zu verrichten, was man im allgemeinen unter dem Namen der Robot begriff; in engerem Sinne verstand man darunter namentlich die Feldarbeitdienste. Die Herrschaft bezog Laudemien bei Besitzveränderungen und andere Abgaben. Dafür war sie aber auch ihren Unterthanen zu Schutz verpflichtet; der Bauer konnte ihre Hilfe in seinen Bedrängnissen anrufen; er erhielt Bau- und Brennholz unentgeltlich. Dieses Verhältniß hielt daher die Bauern ihren Grund-

herren gegenüber nach jeder Richtung hin in einer beengenden Abhängigkeit und ließ kein selbständiges Leben, Wirken und Streben unter ihnen aufkommen. Die Folge davon war, daß der Landmann nur zu sehr geringem Wohlstande gelangen konnte, daß die Landwirthschaft in althergebrachter Weise ohne jegliche Verbesserung betrieben wurde und daß der Bauernstand nur sehr wenig zur Bestreitung der Regierungskosten an den Landesfürsten beizutragen vermochte. Die Erkenntniß dieser Mißstände bewog die Staatsmänner der Kaiserin, Reformen auch auf diesem Gebiete des Staatslebens vorzuschlagen. Diese Maßregeln sollten gleichzeitig zur Förderung der Landwirthschaft und der Industrie, also des gesammten Volkswohlstandes, zur Erhöhung der monarchischen Gewalt durch allmälige Lösung der bisherigen Feudalverfassung, endlich zur Bildung und Veredlung des großen Hauptstammes der Bevölkerung führen.

Es waren also hierbei vorzüglich zwei Rücksichten maßgebend. Einmal das finanzielle Interesse, weil durch die Hebung des bäuerlichen Wohlstandes auch die Staatseinnahmen reichere Zuflüsse erhalten mußten. Maria Theresia bedurfte damals (1745) Geld, viel Geld, um ein starkes Heer zu erhalten, das im Stande wäre, Oesterreich in seiner Integrität seinen vielen Feinden gegenüber zu schützen. Andererseits sprach auch die Humanität für die Erleichterung der Feudallasten des Landvolkes und die Maßregeln, welche die Regierung in dieser Sache durchführte, entsprachen somit auch dem Geiste ihrer Zeit.

Vor allem wurde eine Reform der Grundsteuer, die bisher unter die verschiedenen Provinzen und die einzelnen Grundbesitzer sehr ungleich vertheilt war, in der Art durchgeführt, daß der Kataster, d. i. die Beschreibung der Grundstücke nach Lage, Größe, Benützung und Ertragsfähigkeit als Grundlage der Steuerbemessung, von vielen Fehlern gereinigt

und umgearbeitet wurde, wodurch der sogenannte Theresianische Kataster (1748) entstand, welcher von da an, mit Ausnahme einer achtmonatlichen Unterbrechung (vom 1. November 1789 bis 1. Juli 1790) bis 1819 im Gebrauch blieb. Kurz darauf wurde (durch Hofdecret vom 19. Februar 1751) die Steuerfreiheit des herrschaftlichen Grundbesitzes aufgehoben und so in Oesterreich in aller Stille ein Mißstand beseitigt, welcher vierzig Jahre später in Frankreich mit zu den Ursachen der furchtbaren Staatsumwälzung gehörte und in Preußen bis in die neueste Zeit hereinragte. Endlich lockerte die Staatsverwaltung schon von 1750 an die Fesseln der feudalen Bodengebundenheit, indem sie unter Umständen die Lostrennung einzelner Grundstücke von ganzen Wirthschaften ermöglichte. Andererseits wurde den Herrschaften verboten, Bauerngründe zu erwerben und so den Rusticalbesitz zu mindern. Alles dies waren aber nur Vorläufer der viel tiefer eingreifenden Reformen, durch welche nach dem siebenjährigen Kriege das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Grundherren wesentlich neu gestaltet wurde.

Diese Gesetze, welche nicht blos dem Geiste der Zeit Rechnung trugen, sondern auch das Wohl des ganzen Staatswesens förderten, erstreckten sich in ihrer Wirksamkeit nur auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Böhmen, Mähren und Schlesien. In Ungarn und seinen Nebenländern bestand eine ganz eigenthümliche Feudalverfassung, welche von der Königin einseitig nicht aufgehoben werden durfte; Belgien und die Lombardie hatten ihre eigene Verwaltung; in Tyrol, Görz, Gradisca und im Gebiet von Triest dagegen bestanden nur wenig Einrichtungen von feudalem Charakter. Eine Rückwirkung auf das gesammte Staatswesen übte die Milderung in den feudalen Verhältnissen in der Art aus, daß dadurch die monarchische Gewalt gekräftigt wurde,

während die Landstände auch auf dem Gebiete an Einfluß verloren, wo sie bisher fast unumschränkt gewaltet hatten.

Viel complicirter und schwieriger war die Regelung der höchst mannigfaltig gestalteten Verhältnisse im Gemeindewesen. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trugen in Oesterreich die Gemeinden der verschiedenen Provinzen noch ganz den Charakter mittelalterlicher Einrichtungen an sich. Sie waren unter sich oft wesentlich verschieden. Einige Gemeinden standen unter der strengen Aufsicht ihres adeligen Grundherrn, andere unter der milderen Leitung eines geistlichen Stiftes und wieder andere, besonders Städte und Märkte, unmittelbar unter den landesfürstlichen Behörden. Einige besaßen ausgedehnte Selbständigkeit; große Privilegien in Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten und in der Ausübung der Justiz; andere waren wieder in jeder Weise beschränkt, sei es, daß sie ihrem Grundherrn oder einem landesfürstlichen Beamten untergeben waren. Namentlich viele Städte und Märkte erfreuten sich der Marktfreiheit, des Rechtes Zölle an ihren Thoren zu erheben und der Wahl ihrer Obrigkeiten; wenn sie unmittelbar unter dem Landesfürsten standen, so genossen sie auch dadurch ein größeres Ansehen; einzelne von ihnen hatten durch ihre Bürgermeister Sitz und Stimme im Landtage. So bildeten unter diesen mannigfaltigen Einrichtungen manche Stadt- und Dorfgemeinden eine Art kleiner Republiken, die ihr inneres Wesen und Leben nach eigenen Satzungen regelten, während andere unselbständig waren, mit höchst verschiedenen Graden von Abhängigkeit, von Vermögen und von Macht. Dem entsprechend entstand auch eine beträchtliche Verschiedenheit der Gemeindeverfassungen. Hier waltete das aristokratische Element vor, dort das demokratische; hier gab es erbliche Gemeindeobrigkeiten, dort nicht; da gab es Besoldungen, anderswo keine;

hier ergänzten sich die Stadtobrigkeiten selbst, dort wurden sie in bestimmten Perioden von allen Gemeindegliedern oder einem Ausschuß derselben gewählt. Das mittelalterliche Element, wovon ihre Verfassungen durchdrungen waren, zeigte sich auch in der Gliederung der Bürgerschaft. Das allenthalben unbeschränkt herrschende Zunftwesen, der Unterschied von Großbürgern und Kleinbürgern, von Stadtbürgern und Vorstadtbürgern, das Patriciat in den Orten, welche unter dem Einflusse der italienischen Städtebildung emporkamen, wie in Triest und Görz, und das Bestehen eines sogenannten äußeren Rathes neben den gewöhnlichen Stadtobrigkeiten, wie in Wien, geben hievon Zeugniß.

Diese mittelalterlichen patriarchalischen Zustände erlitten durch die um 1748 begonnenen Reformen einen argen Stoß. Als auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Civil- und Strafgesetzbücher in systematischer Ordnung und in einer möglichst präcisen Sprache abgefaßt und eingeführt wurden, hörte die Giltigkeit der einzelnen Landesgesetze und örtlichen Gewohnheiten von selbst auf und nur der rechtsgelehrte Richter, nicht mehr der Dorfrichter oder Geschworne, konnte Recht und Urtheil sprechen; zahlreiche kleinere Ortschaften, welche das Recht der bürgerlichen Gerichtsbarkeit besaßen, verloren dasselbe, wenn auch nicht von Rechtswegen, so doch thatsächlich, weil ihnen die Geldmittel fehlten, studirte Juristen als Richter anzustellen.

Die Aenderungen in der Civilverwaltung und die immer allgemeiner werdende Ansicht, daß der Staat im großen wie im kleinen die Polizeigewalt üben müsse, entzogen den Gemeinden zahlreiche Vorrechte, welche sie bis dahin besessen hatten. Auch war ein wesentlicher Umstand, welcher lange Zeit hindurch gebot, die Gefühle der auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigen Bürger zu schonen, nun entfallen; denn die aus so

vielen glanzvollen Beispielen in der Geschichte Oesterreichs bekannte militärische Hülfe, welche die älteren Städteverfassungen durch das Eintreten der Bürgerschaft zur Vertheidigung ihrer Mauern dem Staate leisteten, stellte sich bei den Fortschritten der Kriegstechnik immer mehr als wirkungslos und unnütz heraus. So wurde durch Zeit und Umstände an der alten Selbständigkeit der Gemeinden gerüttelt; ein Pfeiler derselben nach dem andern sank dahin; die Reste des mittelalterlichen Volksthums fielen der modernen Staatsidee zum Opfer, und mit der Durchführung der unter Maria Theresia begonnenen Reformen gingen die alten Gemeindeverfassungen, wenn sie auch nicht ausdrücklich aufgehoben wurden, ihrem langsamen aber sichern Verfalle entgegen.

Nicht daß diese alten Einrichtungen jetzt zusammenbrachen, war vom Uebel; denn sie hatten sich mit ihrem Zunftwesen, mit ihren in den meisten derselben vorherrschenden bevorzugten Elementen, mit der mittelalterlichen Gliederung der Bürgerschaft und mit den allenthalben geltenden und aufs strengste gewahrten Beschränkungen gegen Freizügigkeit und Ansäßigmachung, gegen jeglichen Aufschwung von Industrie und Handel, längst überlebt und waren ein Bleigewicht, welches die Entwicklung des modernen Staates hemmte. Aber das war vom Uebel, daß die Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts nicht blos in Oesterreich, sondern auch in anderen Staaten Europa's, die damals denselben Umstaltungsproceß durchzumachen hatten, wohl die Grundlagen des alten Gemeindewesens umzubrechen verstanden, aber nicht an der Stelle des gestürzten ein neues organisches Gebäude aufzuführen vermochten. Einer der herrlichsten Vorzüge, deren sich Großbritannien vor den Staaten des Festlandes rühmen kann, ist sein wunderbar gegliedertes auf historischer Basis ruhendes Gemeinde-

wesen, wohl der Glanzpunct seines ganzen Verfassungslebens; daß jener Inselstaat von vielen gewaltigen Kämpfen verschont blieb, welche die übrigen Staaten Europa's heimsuchten, hat es zum großen Theile diesem Umstande zu danken. Im achtzehnten Jahrhunderte hoben die Lenker der Staaten des europäischen Festlandes das alte Gemeindewesen einfach auf, ohne dessen Stelle durch ein neues, den geänderten Zeitverhältnissen entsprechendes zu ersetzen, während Englands Communen und Grafschaften auf den massigen Pfeilern des seit Jahrhunderten historisch Gewordenen unerschütterlich ruhen.

So waren in der gesammten politischen Verwaltung von der höchsten Instanz bis in die letzten Kreise des Volkes großartige Aenderungen theils angebahnt und begonnen, theils bereits durchgeführt. Sie standen in Oesterreich nicht vereinzelt da; fast in allen übrigen Staaten Europa's kamen in jener Periode ähnliche Umstaltungen vor. Hier wie dort gab es eine Partei, welche sich dieser Errungenschaften freute und davon Glück und Segen für Land und Volk prophezeite, und eine andere, welche Unglück und Zerrüttung aus denselben fürchtete. Am Hofe der Kaiserin Maria Theresia gehörten zu diesen letzteren die älteren Staatsmänner, während an der Spitze der Freunde der Neuerungen die Kaiserin selbst und die jugendfrischen Talente standen, die sie seit dem Aachener Frieden in ihren Rath berief. Daß von der ziemlich spärlichen politischen und staatswissenschaftlichen Literatur jener Zeit die regsame Thätigkeit der Regierung Maria Theresien's mit Freude und Begeisterung begrüßt wurde, ist erklärlich. Das Bürgerthum verhielt sich ihnen gegenüber fast theilnahmslos. Es war noch geistig todt; es fehlte ihm an Bildung und Thatkraft; die von der Kaiserin und ihren Staatsmännern durchgeführten Regierungsgrundsätze sollten erst die Vorbedingungen zur Entstehung eines ökonomisch-kräftigen und

geistig-mündigen Mittelstandes schaffen und eine Fülle von Verordnungen war darauf berechnet, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche dieser Entwicklung im Wege standen. Die vielen unter dem Landvolke sowie bei den Bürgerclassen herrschenden Vorurtheile und Mißbräuche, welche sich vielfach als Ausartungen älterer frommer Meinungen und Gewohnheiten zeigten, manche thörichte Gebräuche, die, namentlich in den untern Schichten der Gesellschaft, Rohheit und Ausgelassenheit der Sitten im Gefolge hatten, wiesen auf die Nothwendigkeit einer allgemeineren Verbreitung der Bildung durch bessere Schuleinrichtungen hin, während sie gleichzeitig die Gesetzgebung aufforderten, durch strenge Gebote und Verbote die schreiendsten Uebelstände zu beseitigen. Allerdings ist hierbei die Reformthätigkeit der theresianischen Regierung von einem Fehler nicht freizusprechen, der freilich noch greller in der Periode ihres Nachfolgers hervortrat. Wenn das Handwerks-Generale von 1731 gegen die „blauen Montage oder sonstigen eigenmächtigen Arbeitsentziehungen der Gesellen" eiferte, den Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern bei der Aufnahme in die Zunft einstellte und manche andere zweckmäßige Vorkehrung traf, so war das gewiß sowohl vom volkswirthschaftlichen wie vom menschenfreundlichen Standpuncte nur zu loben. Aber mit den Mißbräuchen wurden mitunter auch ganz löbliche Uebungen und Einrichtungen abgeschafft, und nur zu oft gab sich die Gesetzgebung mit Angelegenheiten ab, die kleinlicher Natur und ihrer ganz unwürdig waren. Es mochte hingehen, daß das obengedachte Handwerks-Generale den Gesellen das Degentragen untersagte; aber was hatte es für Wichtigkeit für das Staatswesen, wenn die Landkutscher rothe Röcke mit blauen Aufschlägen trugen? Eine Verordnung vom Jahre 1750 verbot ihnen das. Eine andere schärfte es den Herrschaften ein, darauf

zu sehen, daß sich ihre Bedienten in den Vorzimmern des Spiels und Geschreis enthielten u. dgl. m. Nichts desto weniger überwiegt das wahrhaft gute und nützliche, ja nothwendige, das die Erlässe Maria Theresien's enthielten, bei weitem die hie und da auftauchenden Zeichen zu weit getriebener weiblicher Sorgfalt mit den daran klebenden Nachtheilen überflüssiger Beengung. Und wie die bisher betrachteten tief eingreifenden Aenderungen in der politischen Verwaltung, so tragen auch die gleichzeitig auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens eingeleiteten theresianischen Reformen das Gepräge einer großartigen Auffassung der Staatsaufgabe und einer selbst bei Männern, geschweige denn bei einer Frau, seltenen Erkenntniß des Bedürfnisses und eines unter allen Umständen staunenswerthen Ueberblickens und Erfassens der verschiedenartigsten Verhältnisse. Man mag gegen manches Einzelne der theresianischen Gesetzgebung und Verwaltung Zweifel und Bedenken erheben; das Große und Ganze derselben bleibt für alle Zeiten eben so bewunderns- als dankenswerth.

3.

Reformen im Justizwesen.

Die österreichische Justizgesetzgebung bestand „noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den westlichen Provinzen aus vielen örtlichen Rechten, welche theils niedergeschrieben waren, theils auf Gewohnheiten beruhten und auf Vollständigkeit und System keinen Anspruch machten. Zur Ergänzung des Unvollständigen galten in den meisten Provinzen das römische Civilrecht, das canonische Recht und das lombardische Lehenrecht, so wie einzelne kaiserliche Verordnungen. In Ansehung des Ge-

richtsstandes galt die Regel, jeder müsse durch seines Gleichen gerichtet werden; daher hatten die Geistlichkeit, die Universitäten, der Adel, die Staatsbeamten, das Militär, die Bürger, die Bauern und die Juden ihre eigenen Gerichte". Die Justizverfassung beruhte sonach im wesentlichen auf dem alten corporativen Bau der städtischen und bäuerlichen Gemeinden und auf der Patrimonialgerichtsbarkeit. Von Landschaft zu Landschaft fand man besondere Formen von Gerichten; Magistrate in den landesfürstlichen Städten und Märkten, Obrigkeiten in den unterthänigen Ortschaften, die Wirthschaftsämter in Böhmen und Mähren, die Grundgerichte in Oesterreich, die Land- und Ortsgerichte in Steiermark, die Pfleggerichte in Kärnten u. s. w. Im allgemeinen bildeten die Patrimonialgerichte auf dem offenen Lande, die Magistrate in den Städten und Märkten die Gerichte erster Instanz. „Das Verfahren war auf dem Lande meistens einfach, bei den höheren Gerichten oft sehr verwickelt; die Gerichtsbarkeit in Criminalfällen hatten meistens schon die Obrigkeiten der Städte und Flecken sowie viele Herrschaftsbesitzer." Die Criminalstrafen waren gewöhnlich Leibesstrafen, Verstümmelungen und grausame Todesarten, wie das Lebendigpfählen, das Viertheilen, das Brechen der Gliedmaßen mit dem Rade von oben oder von unten (Rädern, Radbrechen), das Schleifen zur Richtstätte, das Zwicken mit glühenden Zangen, die Brandmarkung. Die Verurtheilung zur Ruderbank (Galeerenstrafe) war schon vor Maria Theresia (1728) in Arbeit in den ungarischen Bergwerken umgewandelt worden. Diese fürchterliche Gerechtigkeitspflege lag zudem gar häufig in den Händen abergläubischer ungelehrter Richter, von denen viele nicht einmal die Gesetze kannten. Nicht minder arg sah es bei der Buntscheckigkeit der Rechtssatzungen, Rechtsgewohnheiten, Statuten u. s. w. sowie bei dem Vielerlei der

Gerichtsbehörden und Instanzen mit der Pflege der bürgerlichen Gerichtsbarkeit aus. Die Parteien und ihre Advocaten wußten oft nicht, an welche Stelle sie sich zu wenden hatten und reichten ihr Anliegen bei mehreren Behörden zugleich oder unmittelbar bei Hofe ein. Die verwickelte Schwerfälligkeit des Gerichtsverfahrens dehnte die Processe ins unabsehbare aus. Der geringste Zwischenfall bot pfiffigen Sachwaltern Anlaß, endlose Aufschübe, Fristen, Erstreckungen zu erwirken. Oft war das Urtheil schon gesprochen, sollte zur Ausführung kommen und durch Cessionen und andere Kniffe entwickelte sich ein neuer Proceß daraus. Dazu das Unwesen der Winkelschreiber, häufig frühere Soldaten, welche die Parteien gegeneinander hetzten, ihnen goldene Berge versprachen und sie um ihr Geld brachten.

Diese Zustände währten in Oesterreich, bis, angeregt durch die von König Friedrich II. von Preußen in seinem Staate auch im Justizwesen begonnenen Reformen, Maria Theresia's Räthe die Kaiserin (1753) veranlaßten, anzuordnen, „daß durch Abfassung eines gleichförmigen Codex allen Provinzen ein sicheres und gleiches Recht und eine gleichförmige rechtliche Verfahrungsart bestimmt werden soll". Zu diesem Zwecke bestellte sie eine aus den bewährtesten Rechtsgelehrten und Justizmännern der verschiedenen Provinzen des Reiches zusammengesetzte Commission und zeichnete derselben als Richtschnur vor, daß sie „soviel als möglich das bereits übliche Recht beibehalten, die verschiedenen Provincialrechte, insofern es die Verhältnisse gestatten, in Uebereinstimmung bringen, dabei das gemeine Recht und die besten Ausleger desselben, sowie auch die Gesetze anderer Staaten benützen und zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht zurücksehen" solle. Die Entwerfung des Planes zu diesem Codex wurde dem Prager Professor Azzoni übertragen, nach dessen 1760 erfolgtem Tode der

Hofrath Zenker die Abfassung des bürgerlichen und Dr. Holger jene des Strafgesetzbuches übernahm. Bei dem einen wie bei dem andern sollte nicht nur die Frage, was Rechtens ist, entschieden, sondern auch die Feststellung des rechtlichen Verfahrens und zwar sowohl die Proceßordnung als auch das Verfahren in Eintrachtssachen (Verlassenschaften, Vormundschaften u. dgl.) festgestellt werden. Begreiflicher Weise thürmten sich einer so großartigen Arbeit bedeutende Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen, welche theils in den Personen, theils in der Sache lagen; und so brachte diese Gesetzgebungs-Commission erst bis zum Jahre 1767 ein Werk unter dem Namen des bürgerlichen Gesetzbuches zu Stande, welches aber seinem Umfange von acht starken Foliobänden wie seinem Inhalte nach „den weisen Absichten der Monarchin" durchaus nicht entsprach. Maria Theresia gab es der Commission zur Ueberarbeitung und Kürzung wieder zurück.

Jedoch schon vor Beginn dieser Gesetzgebungsarbeiten und während des langsamen Fortschreitens derselben erließ die Regierung von Zeit zu Zeit einige wichtige Justizgesetze, von denen einzelne auch späterhin in Theorie und Praxis von nachhaltigen Wirkungen waren. Das eingreifendste von diesen Gesetzen war das am 14. Mai 1749 erschienene Patent, worin die Trennung der Justiz von den anderen Landesangelegenheiten ausgesprochen ward. Dadurch wurde die Gerechtigkeitspflege, welche bisher mit den übrigen Verwaltungsgeschäften die Hofkanzleien versehen hatten, von den letzteren ausgeschieden und eine oberste Justizstelle, die zugleich die höchste Instanz in Rechtssachen bildete, als gemeinsames Ministerium der Justiz für alle deutsch-österreichischen Erblande gegründet. Auch in der zweiten Instanz wurde die Trennung der Gerechtigkeitspflege von der Verwaltung durchgeführt, indem

man entweder die Landesstelle in zwei Senate, einen judiciellen und einen politischen, theilte oder indem man der früheren Landesstelle die Justizverwaltung ließ, für die politische Verwaltung aber neue Organe schuf. In den untern Instanzen dagegen blieb im allgemeinen die bisherige Gerichtsorganisation bestehen und nur grelle Uebelstände oder Institute, die sich schon vollkommen überlebt hatten, wurden durch die reformirende Hand der Regierung beseitigt. So verloren in Böhmen, Mähren und Schlesien (besonders durch die Gesetze vom 24. Januar 1754 und vom 22. Juli 1765) viele kleine Städte, Marktflecken und Herrschaften die Gerichtsbarkeit in Strafsachen, weil man mit Recht annahm, daß ihnen die Mittel zu einer gehörigen Criminaljustizpflege fehlten. Eine allgemeine Verfügung vom 30. April 1753 setzte die Großjährigkeit, welche bisher an den meisten Orten mit dem Alter von 18—21 Jahren erreicht wurde, auf 24 Jahre fest. Das Recht der Ernennung von Advocaten wurde ausdrücklich der Staatsregierung, seit 1763 der obersten Justizstelle gewahrt; die Bewerber um Advocatenstellen mußten an österreichischen Universitäten Rechts- und Staatswissenschaften studirt haben, ihre Kenntnisse durch Zeugnisse darlegen und Graduirte sollten vor Nicht-Graduirten den Vorzug haben.

Als die Criminalgerichtsbarkeit noch in den Händen vieler kleinen Ortschaften war, hatte die Sorge für eine bessere Gerechtigkeitspflege die Regierung bestimmt, zu verlangen, daß die auf Tod lautenden Urtheile vorher den hohen landesherrlichen Behörden vorgelegt werden sollen. Diese Vorlegung geschah aber in den meisten Provinzen nur so, daß die höhere landesherrliche Behörde eine Art von Cassationshof bildete, folglich in das Innere der Sache nicht einging, sondern nur darauf sah, ob die wichtigern äußeren Formen der Verhandlung beobachtet wären. Allein es war unverkennbar, daß bei der äußerst man-

gelhaften Bestellung vieler unteren Gerichte die Grenzlinie, welche das Obergericht zu beobachten habe, nicht leicht zu finden sei. Allmälig kam daher mittelst einzelner Hofrescripte die Einrichtung auf, daß das Obergericht auch in die Sache selbst einging und nun der vom Obergerichte ausgegangene Rechtsspruch das eigentliche Urtheil war, wodurch die Urtheilsschöpfung in allen wichtigen Criminalfällen von den Gerichten erster Instanz weg kam. Dieser Vorgang wurde später zu einem allgemeinen Grundsatz der österreichischen Strafgesetzgebung erhoben, daher auch in dieser Hinsicht die Justizreformen unter Maria Theresia höchst folgenreich geworden sind. Ueberhaupt gehörte die Verbesserung der Criminaljustiz zu den dringendsten Wünschen dieser Periode; daher arbeitete schon damals eine aus hochgestellten Justizbeamten bestehende Commission an der Abfassung eines neuen Strafgesetzbuches, das aber erst später (1768) als sogenannte Theresianische Halsgerichtsordnung veröffentlicht wurde. Auch eine neue Wechselordnung wurde am 1. October 1763 erlassen.

4.

Reformen im Unterrichtswesen.

Bis zum Jahre 1740 befand sich in Oesterreich das gesammte Unterrichtswesen unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht der Kirche. Die Volksschulen, die Gymnasien, die philosophischen und theologischen Lehranstalten waren kirchliche Institute; die Schulen für Rechtswissenschaft und Arzneikunde standen, da sie zu den von der Kirche errichteten Universitäten gehörten, mit dieser in enger Verbindung. Die Staatsregierung hatte auf das Unterrichtswesen keinen andern Einfluß als den,

der in dem Rechte der obersten Aufsicht und nach Umständen auch in jenem der Einsprache gegen eigenmächtige Verfügungen lag. Schule und Unterricht lagen arg darnieder. Die „Anfangsschulen", wie man sie damals nannte, waren ihrer Zahl und Einrichtung nach lange nicht hinreichend; nur Wenigen wurden damals die Wohlthaten eines geregelten Unterrichts zu Theil, zahllos war die Menge der Kinder, welche heranwuchsen, ohne je eine Schule besucht zu haben. Dabei war der Unterricht äußerst kümmerlich bestellt. Meistens war der Küster zugleich Schullehrer, und zu diesen Stellen glaubte man auch herabgekommene Handwerker oder invalid gewordene Soldaten gebrauchen zu können. An den Gymnasien wurden die classischen Sprachen (latein und griechisch) dürftig, Natur- und geschichtliche Kenntnisse fast gar nicht betrieben. Die s. g. philosophischen und die theologischen Facultäten der Hochschulen waren fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten; viele Wissenschaften waren an denselben durch Wort und Lehre gar nicht vertreten; die juridischen Fächer wurden nur als geistloses Formelwerk behandelt, die Naturwissenschaften und die Medicin lagen mindestens ebenso arg darnieder; die am meisten besuchten Schulen waren die theologischen Seminarien

Sowie in andern Dingen, so stand Oesterreich auch in dem höheren Unterrichtswesen bis auf Maria Theresia den übrigen Staaten Europa's, namentlich Frankreich und Norddeutschland, weit nach; denn man war in Lehre und Wissenschaft auf derselben Stufe stehen geblieben, welche man schon an der Scheide des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts eingenommen hatte. Da aber der Aufschwung des Unterrichtswesens in den protestantischen Ländern mit dem Momente zusammenfiel, wo das früher auch dort der Kirche allein vorbehaltene Unterrichtswesen der Staatsgewalt unterstellt wurde, so beschloß man,

besonders seit Gerhard van Swieten auf dem Gebiete des österreichischen Unterrichtswesens hervorragenden Einfluß gewann, auch in Oesterreich in dieser Richtung die Reformen im Unterrichtswesen zu beginnen.

Gerhard van Swieten war am 7. Mai 1700 zu Leyden geboren, studirte in Löwen und später in Leyden die medicinischen Wissenschaften, wo der weltberühmte Boerhave sein Lehrer war. Dort übte er auch durch neun Jahre die ärztliche Praxis und das Lehramt aus, bis er 1745 als Professor der Anatomie und Physiologie an die medicinische Facultät nach Wien berufen wurde. Schon im ersten Halbjahre seines Aufenthaltes in Wien ernannte ihn die Kaiserin zu ihrem Leibarzt, später zum Präses der medicinischen Facultät, Director des Medicinalwesens, Mitglied der Studienhofcommission, Präses der Büchercensurcommission und Präfecten der k. Hofbibliothek. Als er später Maria Theresia von den Pocken, einer damals überaus gefährlichen, ja meist tödtlichen Krankheit, heilte, schenkte sie ihm 3000 Ducaten, ihr Bildniß in Brillanten und verlieh ihm das Commandeurkreuz des St. Stephansordens, nachdem er schon früher (1758) in den Freiherrnstand erhoben worden war. Er starb am 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Die Kaiserin ließ zur Verewigung seines Namens eine Medaille auf ihn prägen und seine Büste in der Todtencapelle der Augustiner-Kirche in Wien aufstellen. Van Swieten's Verdienste um das österreichische Medicinalwesen in Theorie und Praxis sind von höchster Bedeutung. Er selbst zeichnete sich durch seine gelehrten medicinischen Arbeiten, durch seine genaue Kenntniß der Zustände des Auslandes und durch die Energie aus, mit welcher er seine Reformpläne durchzuführen wußte; ja, in dieser Beziehung griff er oft rücksichtslos und gewaltsam ein, ohne das Bestehende zu achten und zu schonen. Wie die meisten Regierungsmänner seiner

Zeit setzte er die Staatsgewalt über alles andere, und obwohl tolerant und liberal im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, war er doch als Censurdirector sehr strenge; Bücher, von denen er meinte, daß sie den herrschenden Gewalten gefährlich werden könnten, wie die Schriften von Machiavell, Iselin, Schröckh und Süßmilch, wurden in Oesterreich verboten.

Mit den Reformen, welche unter Maria Theresia an den Universitäten, und zum Theil auch mit jenen, die an den Mittel- und Volksschulen durchgeführt wurden, ist van Swieten's Name unzertrennlich verbunden. Es wurde damit allerdings schon um 1747 begonnen; aber man konnte nur langsam und allmälig fortschreiten. Das Ziel, welches man erstrebte, bestand darin, daß alle Schulen Staatsschulen werden sollten und daß die Regierung den gesammten öffentlichen Unterricht bis in seine Einzelheiten herab zu leiten und zu ordnen habe. Diese dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts ganz entsprechenden Grundsätze sollten nicht nur in den deutsch-österreichischen Provinzen, sondern auch in Ungarn, in der Lombardei und in Belgien durchgeführt werden. Die vorzüglichsten Anordnungen, wodurch die bestehenden alten Zustände nach dem herrschenden Geiste umgestaltet wurden, waren folgende: Durch Verordnung vom 7. Februar 1749 behielt sich die Regierung die Ernennung der Professoren, sowie die Bestätigung des Decans der medicinischen Facultät an der Wiener Universität vor. Die Studienordnung vom 25. Juni 1752 räumte der Regierung bedeutende Rechte in Bezug auf die Anstellung und Entfernung der Professoren an der Wiener Universität ein und erklärte sich namentlich in der Philosophie und Theologie gegen die scholastische Methode; durch beides sollte der ausschließliche Einfluß der Ordensgeistlichen, die in vollster Abhängigkeit von ihren Obern standen, namentlich der Jesuiten, auf Unterricht und Erziehung gebrochen

werden. Man schritt auf dieser Bahn weiter, als durch das Gesetz vom 10. September 1759 die Facultätsdirectoren aus dem Jesuitenorden ihrer Posten enthoben und (durch Hofdecret vom 20. November 1762) die Gymnasien der Jesuiten und Piaristen in eine größere Abhängigkeit von der Regierung gesetzt wurden. Auch auf die Kirche suchte man damals schon dieses Princip der Staatsaufsicht anzuwenden, indem (durch Hofdecret vom 1. April 1753) die Censur über alle, selbst theologischen, Werke den von der Regierung aufgestellten Censoren übertragen wurde und indem (durch Hofdecret vom 31. October 1753) bei Verleihung von Beneficien jenen Theologen der Vorzug einzuräumen war, welche auf den österreichischen Universitäten studirt hatten. Fast gleichzeitig (Mai 1753) wurde auch die juridische Facultät in Wien reorganisirt; es sollten an derselben fortan nur streng juridische Fächer und Geschichte betrieben und ausgezeichnete in- und ausländische Gelehrte, die im Justizdienste oder schon im Lehramte standen oder sich durch Schriften hervorgethan hätten, als Professoren berufen werden. Maria Theresia wollte die juridische Facultät der Wiener Hochschule so zur Blüthe bringen, „daß sich keine hohe Schule Europa's ansehnlicherer Rechtsgelehrten als Wien zu rühmen hätte.“ Für den Bau des neuen Universitätsgebäudes ließ die Kaiserin 250.000 Gulden anweisen und erhöhte später noch diese namhafte Summe; hingegen wurde das eigenthümliche Vermögen der Universität dem Staatsschatze einverleibt. Als am 5. April 1756 die Einweihung dieser neuen Stätte der Wissenschaft erfolgte, wohnte der ganze Hof der Feierlichkeit bei.

Auch das Volksschulwesen erfreute sich der folgenreichsten Beachtung von Seite der großen Kaiserin. Die Volksschule, deren unmittelbarer Zweck der Unterricht der ganzen Bevölkerung in den Elementen der Bildung ist, verdankt ihre

Gründung strenge genommen weder der katholischen Kirche, noch den Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts; denn jene bezweckte mit den von ihr gegründeten Schulen hauptsächlich die Heranziehung eines tauglichen Nachwuchses von Geistlichen, in Bezug auf das Volk aber die Ertheilung von Unterricht in den christlichen Glaubens- und Sittenwahrheiten; alles andere war Nebensache. Die Reformatoren aber beförderten wesentlich nur die Gelehrtenschulen und berücksichtigten den Unterricht der Jugend nur mit Bezug auf das Interesse der Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre. Auch bestand ein großer Unterschied zwischen Stadt und Land; es gab wohl Schulen für den Bürgerstand in den Städten, aber an eine Dorfschule dachte man damals noch gar nicht. Und diese Verhältnisse waren dieselben in ganz Deutschland, in den Ländern katholischer wie in denen evangelischer Confession. Daher kam es, daß in Nord- und Mitteldeutschland im achtzehnten Jahrhundert in Folge der bessern Pflege des gelehrten Unterrichtes unter den bemittelten Schichten der Gesellschaft zwar Sitte und Bildung etwas höher standen als in den österreichischen Ländern, im Gebiete des Volksschulwesens und somit auch der Volksbildung aber die katholischen und protestantischen Gebiete Deutschlands so ziemlich auf derselben Stufe sich befanden. Zwar finden sich in manchen Ländern Deutschlands schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts einige Anläufe, welche die Staatsgewalt zur Hebung des eigentlichen Volksschulwesens, d. i. des allgemeinen Anfangsunterrichtes nahm; erweitert und ausgebaut wurden aber diese Anfänge erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und namentlich in Oesterreich unter Maria Theresia.

In den ersten Jahrzehnten der Regierung dieser Kaiserin betrachtete man das Volksschulwesen ebenfalls noch als eine

lngelegenheit der Kirche, der Grundherrschaften und der Gemeinden; man beschränkte sich darauf, die Anordnungen der Kirche mit dem Ansehen und Gebot der Staatsregierung zu unterstützen und äußerliche Unordnungen und Zwistigkeiten durch ein entscheidendes Wort der weltlichen Behörden zu schlichten. Nur in vereinzelten Fällen wurde von der Staatsgewalt in das Unterrichtswesen eingegriffen, so z. B. wurde (am 27. April 1747) eine Schulordnung für Tyrol erlassen, welche den Besuch der Volksschulen und den Unterricht in denselben nach vernünftigen Grundsätzen regelte; in demselben Jahre wurde durch kaiserliches Patent (vom 16. October) die bessere Pflege der slavischen Sprache neben der deutschen in den Schulen Böhmens empfohlen, eine Anordnung, welche später (durch Hofkanzleidecret vom 9. Juli 1763) in bestimmterer Weise wiederholt wurde. Im Ganzen aber beließ man bis gegen das Jahr 1770 das Volksschulwesen in den alten Zuständen; denn erst in das letzte Jahrzehent der Regierung der großen Kaiserin fällt jene großartige Einführung des allgemeinen Schulunterrichtes, die als eine der größten und nachhaltigsten Wohlthaten ihres segensreichen Wirkens erklärt werden muß. Manches gute und löbliche bestand wohl schon vor dieser Zeit; doch war es vereinzelt, auf gewisse kleinere Kreise beschränkt. Selbst in Wien waren damals außer der 1743 durch den k. k. Rath Michael von Zollern gegründeten Schule auf dem Neubau nur noch jene der Piaristen zu St. Thekla und in der „Hungargasse“ unter die gut eingerichteten und geleiteten Anstalten zu zählen. Dieser Orden der frommen Schulen erwarb sich überhaupt um das Schulwesen Oesterreichs namhafte Verdienste. Er hatte bereits kurz nach seiner Gründung (1600) in die kaiserlichen Erbländer Eingang gefunden, daselbst im siebzehnten Jahrhundert viele Niederlassungen gegründet und rasche Verbreitung gewonnen. Auch in die Zeit

Maria Theresia's fällt die Stiftung mehrerer Piaristen-Collegien in unseren Ländern. So wurde dieser Orden 1747 durch den Cardinal-Erzbischof Grafen Kollonics in Gleisdorf in Steiermark, 1754 in St. Pölten eingeführt; 1755 baute er die Kirche St. Thekla auf der Wieden und 1758 erwarb er ein Haus in der „Hungargasse" in Wien. Allenthalben, wo die Piaristen sich niederließen, gründeten sie neue Schulen oder übernahmen die schon bestehenden und unterrichteten die Kinder armer Leute unentgeltlich in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Später erweiterten sie hie und da ihre Collegien dadurch, daß sie den an denselben bestehenden Volksschulen vier oder auch sechs Gymnasialclassen hinzufügten. Die Schulen der Piaristen liefen im achtzehnten Jahrhunderte denen der Jesuiten den Rang ab, weil jene den Forderungen der Zeit weit mehr Rechnung trugen und ihre Einrichtungen den örtlichen Bedürfnissen mehr anbequemten.

Da bei allen Reformen unter Maria Theresia der Adel immer eine hervorragende Stellung einnahm, so entsprach es den Absichten der Kaiserin, daß auch Anstalten zur Erziehung und Bildung der adeligen Jugend bestehen sollten. Schon 1744 wurde die erste adelige Akademie im Benedictinerstifte Kremsmünster gegründet; 1746 wurde zu Wien die savoyische Ritterakademie durch die Herzogin Maria von Savoyen und 1748 das löwenburgische Convict für österreichische und ungarische adelige Jünglinge in Folge einer testamentarischen Bestimmung des Geheimrathes Grafen von Löwenburg ins Leben gerufen. Die Krone dieser Schöpfungen aber war das Theresianum, eine Erziehungs- und Lehranstalt für den jungen Adel, worin derselbe die Vorbildung für den höheren Staatsdienst erhalten sollte. Schon während des Erbfolgekrieges faßte die Kaiserin den Plan, ein solches Institut zu gründen. Mit der Verwirk-

lichung dieses Planes wurde 1746 begonnen, indem in dem ehemaligen k. Lustschloße Favorita auf der Wieden, dem Lieblingsaufenthalte Kaiser Karl's VI., anfänglich noch unter der Leitung der Jesuiten, jenes Erziehungs- und Unterrichtsinstitut gegründet, mit ausgezeichneten Lehrkräften besetzt und reich ausgestattet wurde, welches heute noch an derselben Stelle bestehend von dem edlen Sinne und der weisen Fürsorge der großen Kaiserin Zeugniß ablegt.

Wenn auf solche Weise für den Nachwuchs des bevorzugtesten Standes gesorgt wurde, so unterließ es die Humanität der theresianischen Zeit nicht, auch der hilfsbedürftigsten Classe der Jugend, den schutzberaubten Waisen armer Eltern ihre Sorgfalt zuzuwenden. Ein reicher menschenfreundlicher Fabrikant, Michael Kienmayer, legte 1743 den Grund zu dem noch heute bestehenden Waisenhause in Wien, dem später ähnliche Anstalten zu Klagenfurt und Grätz, zu Mailand und Mantua, zu Hermannstadt nachgebildet wurden. Maria Theresia widmete diesen Anstalten ihre warme Theilnahme, ließ ihnen reichliche Unterstützungen zufließen; die Waisenhäuser in Klagenfurt und Hermannstadt trugen, wie die Ritterakademie in der Favorita, den Namen der edlen Monarchin. Einen besondern Aufschwung gewann das Wiener Waisenhaus, als die Leitung desselben in die Hände des ebenso frommen als unermüdlichen Jesuiten Parhamer, Beichtvaters des Kaisers Franz, kam. In der Zeit von 1743 bis 1759 stieg die Anzahl der Kinder, die in dieser wohlthätigen Anstalt Verpflegung, Erziehung und Unterricht erhielten, von 100 auf nahezu 800, sowohl Knaben als Mädchen. Alle Kinder wurden in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiesen; die Mädchen lernten überdies weibliche Handarbeiten; die Knaben wurden in freien Stunden militärisch eingeübt und unternahmen des Sommers

mitunter kleine Uebungsmärsche in die Umgegend, warfen Schanzen auf, die von den einen angegriffen, von den andern vertheidigt wurden u. dgl. Es war das kein bloses Spiel; sondern es diente den Kindern zur Erholung, aber auch zur Uebung und Kräftigung ihrer Glieder. Die älteren Kinder empfingen Unterricht in der Geographie, namentlich in der Vaterlandskunde, dann im Zeichnen, in der Naturkunde, Geometrie, Baukunst; die dazu Talent hatten, auch in der Musik, so daß sich das Wiener Waisenhaus mit Recht rühmen konnte, hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückgeblieben, vielmehr so manchen andern Anstalten, selbst des Auslandes, vorangeschritten zu sein.

Im Ganzen bezeichneten alle diese Reformen einen Fortschritt im Geiste der Aufklärung und der Verbreitung des Wissens. Daß dabei manche Maßregeln unterliefen, ja selbst nöthig waren, welche den Charakter der Beschränkung durch die Staatsgewalt an sich trugen, ist erklärlich, wenn man die Voraussetzungen, von denen ausgegangen wurde, und die im achtzehnten Jahrhunderte herrschenden Ideen über die Macht und die Befugnisse der Staatsgewalt berücksichtigt. Solche Maßregeln waren die Einführung einer strengen Staatscensur, die Errichtung des Institutes der Facultätsdirectoren, die Empfehlung und später die Decretirung bestimmter Lehrbücher, nach denen vorgetragen werden mußte, und endlich die vollständige Abhängigkeit der Professoren von der Regierung, wodurch die Universitäten Staatsinstitute wurden, ihr corporatives Gefüge, welches in die damaligen socialen und politischen Verhältnisse nicht mehr paßte, geändert und die alte Lehr- und Lernfreiheit wesentlich beschränkt wurde.

Um in die Leitung des Studienwesens Einheit zu bringen, organisirte die Kaiserin im Jahre 1760 eine eigene Studienhofcommission, welcher die Ausführung der kaiserlichen

Verordnungen und im allgemeinen die Verbesserung des Studienwesens oblag. Sie war Anfangs eine selbständige Hofstelle, wurde aber später (1778) der Hofkanzlei untergeordnet.

Daß es der Staatsregierung mit diesen Reformen voller Ernst war, daß sie dabei nur das Beste anstrebte und daß ihre Maßregeln in der That Erfolg hatten, beweist vor allem die rasche Hebung des medicinischen Studiums in Wien, wo damals Männer wie van Swieten und Nicolaus Jacquin lehrten und dessen hoher Ruf als die erste aller medicinischen Schulen sich von daher datirt, und die eben auch (1763) auf van Swieten's Antrag erfolgte Errichtung der Lehrkanzel des Naturrechts an den juridischen Facultäten. Die weitern Reformen im Unterrichtswesen auf dem Gebiete der Gymnasien und der theologischen Facultäten fallen in die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, wie auch, was schon früher bemerkt wurde, die „Gründung der österreichischen Volksschule" erst dem letzten Jahrzehent der Regierung Maria Theresia's (1770—1780) angehört.

5.

Reformen im Finanzwesen.

Die Geschichte des österreichischen Finanzwesens unter Maria Theresia ist untrennbar mit dem Namen ihres Gemahls des Kaisers Franz I. verbunden. Die Finanzverwaltung war seine Specialität. Sein ohnehin bedeutendes Privatvermögen hat er durch gute Gebarung und glückliche Käufe sehr vermehrt, und er verstand es, die Grundsätze der Privatwirthschaft richtig auf die ähnlichen Staatsverhältnisse anzuwenden. Er war in Handel, Oekonomie und Haushaltung theoretisch und praktisch

trefflich bewandert, und obwohl Maria Theresia sonst in der Regierung ihrer Länder ihre Selbständigkeit eifersüchtig wahrte, so überließ sie ihrem Gemahl doch die Sorge, in ihren Erbstaaten bessere Ordnung in den Finanzen herzustellen. Kaiser Franz wußte zu sparen; er beschränkte den Hofhalt und beaufsichtigte die genaue und richtige Verwendung der hiefür bestimmten Gelder; er suchte viele Mißbräuche und Unterschleife im Steuerwesen und bei Lieferungen zu entfernen, er unterwarf die Küchen- und Kellerrechnungen einer genauen Durchsicht, beschränkte die Naturalabgaben an die Hofleute und entließ viele bei Hof Angestellte, die Geld kosteten, ohne Dienste zu leisten. Bis auf die Ueberwachung der Steuerbeamten, auf die Entlassung der Unzuverlässigen unter denselben und auf die Reformen in der Art der Steuereinhebung erstreckte sich des Kaisers Sorgfalt.

Wie in allen Zweigen des Staatswesens und des Volkslebens, so sollten in den Jahren 1749—56 auch im Finanzwesen die Wunden geheilt werden, welche die vorhergehenden Kriegsjahre den österreichischen Ländern geschlagen. Als Maria Theresia die Regierung ihrer Länder antrat, hatte sie nur über geringe Geldmittel zu verfügen; nicht mehr als 87.000 Reichsthaler fand sie im Staatsschatze vor und das gesammte Finanzwesen lag in arger Verwirrung darnieder. Die acht Kriegsjahre, wo sie um Oesterreichs Existenz und Integrität zu ringen hatte, erschöpften bald die vorhandenen Summen und nöthigten, um den vielen Gegnern, welche die junge Herrscherin und ihr Land bedrohten, gewachsen zu sein, zu den größten Anstrengungen. Es kamen neue Steuern auf, 1743 eine Vermögenssteuer, 1746 eine Kopfsteuer. Letztere ging von den höchsten Ständen bis zu den untersten herab. Fürsten hatten 600 fl. zu zahlen, Grafen 200—400, einfache Edelleute 25; Minister,

Präsidenten, die obersten Hofbeamten 450, Statthalter 300, Hofräthe 75 fl.; Gewerbsleute, je nachdem ihr Geschäft gut ging oder nicht, 3 oder 1 fl., Gesellen 24 kr., Lehrjungen 12 kr.; jeder angesessene Bauer 48 kr., Häusler 24 kr., Inleute und Taglöhner 12 kr., Knechte und Mägde 4 kr. Doch mit den Steuern allein reichte man für den Kriegsbedarf nicht aus. Von den Ständen verschiedener Provinzen, von den ungarischen Comitaten, von der Wiener Stadtbank, von inländischen und von ausländischen Handelshäusern wurden verzinsliche Anleihen aufgenommen. Als nun der Frieden wiederkehrte, da galt es, nicht nur die Ausfälle der früheren Jahre zu decken, sondern auch Oesterreichs Finanzen dergestalt zu reformiren, daß mit ihrer Hilfe der Staat im Innern verjüngt und nach Außen hin wehrhaft gemacht werden konnte.

Die Männer, welche diesen Umschwung im Finanzwesen durchzuführen hatten, waren namentlich Graf Haugwitz und Graf Chotek. Graf Haugwitz, dessen hohe Verdienste um die Reorganisation der Verwaltung bereits hervorgehoben wurden, war als oberster Kanzler der österreichischen Hofkanzlei auch für das Finanzwesen rastlos thätig, da ein großer Theil der Finanzverwaltung zu seinem Departement gehörte. Er bewirkte, daß mehrere noch bestehende Steuerfreiheiten abgestellt, Adel und Geistlichkeit in die Abgabenleistung mit einbezogen wurden. Es wurde als Grundsatz ausgesprochen: daß kein Ort und keine Gemeinde im Lande, welches auch ihre verbrieften Vorrechte sein mögen, sich der Steuerentrichtung entschlagen könne. Befreit blieben hinfort nur Kirchen und Friedhöfe, und einige öffentliche Gebäude des Landesfürsten und der Landstände. Graf Haugwitz setzte 1747 die Umwandlung der bisherigen Naturalleistungen für die Armee in Geld durch, obwohl er hierin die Opposition der Stände zu bekämpfen und zu überwinden hatte.

Graf Rudolf Chotek, im Jahre 1707 geboren, einem altberühmten böhmischen Adelsgeschlechte entsprossen, hatte am Ende der Regierungszeit Karl's VI. den Statthalterposten in seinem Vaterlande inne. Im Jahre 1741 hatte er dem bayrischen Karl VII. gehuldigt und war darum von seiner Stelle suspendirt worden. Allein er wußte sich von der Schuld seines scheinbaren Abfalles so glänzend zu rechtfertigen, daß ihn die Kaiserin nicht nur wieder zu Gnaden aufnahm, sondern bald vor allen Andern erhob. Graf Rudolf Chotek war einer der erleuchtetsten und redlichsten Staatsmänner seiner Zeit; seinem Geiste und seiner Thatkraft hat es Oesterreich zu danken, daß es in den Friedensjahren von 1748 bis 1756 so erstarkte, um die folgenden sieben Kriegsjahre in Ruhm und Ehren bestehen zu können. Schon 1747, noch bevor Kaunitz in das Ministerium trat, wollte Maria Theresia die Leitung der gesammten Staatsangelegenheiten dem Grafen Chotek übertragen; da er aber durch seine reichen Erfahrungen und ausgezeichneten Fachkenntnisse für das Bank- und Commercienwesen unentbehrlich war, so wurde er 1749 zum Präsidenten der Ministerial-Banco-Deputation und damit zum Chef des Berg- und Münzwesens, sowie aller Regalien und Gefälle ernannt; 1759 wurde er Präsident der Hofkammer und am 30. December 1761 übernahm er an Haugwitz' Stelle als oberster Kanzler der vereinigten böhmischen und österreichischen Hofkanzlei die Leitung der gesammten inneren Angelegenheiten.

Die durchgreifenden und umfassenden Reformen, welche in dem Finanzwesen durch ihn begonnen und ausgeführt wurden, steigerten mit Schonung der Volkskraft die Einkünfte des Staates dergestalt, daß Oesterreich den erhöhten Anforderungen einer ganz veränderten Zeitlage sich gewachsen zeigte. Graf Chotek erkannte, daß eine Vermehrung der Staatseinkünfte für die

Dauer nur durch die Hebung des materiellen Wohlstandes und der geistigen Bildung zu ermöglichen sei und daß es darauf ankomme, den Gewerbsfleiß zu ermuntern, den Verkehr zu erleichtern und zu beleben, dem Handel neue Wege und Stätten zu eröffnen. Er lenkte den Blick seiner Kaiserin auf Triest, dessen hohe Bedeutung für den Seehandel den venetianischen Häfen gegenüber seiner Aufmerksamkeit nicht entging. Die Stadt entwickelte sich unter der Regierung Maria Theresia's in so rascher Weise, daß man wohl sagen kann, Triest sei erst durch sie gegründet worden. Handlungshäuser aus den Niederlanden, aus Neapel, aus Griechenland errichteten daselbst Geschäftsabzweigungen oder selbständige Niederlassungen. Der österreichische Seehandel dehnte sich aus dem adriatischen über das ganze Mittelmeer aus, versuchte selbst unmittelbaren Verkehr mit Ostindien. Im Jahre 1763 besaß Oesterreich zwölf Ostindienfahrer. Nicht minder wurden die Landstraßen und die schiffbaren Flüsse von dem erleuchteten Finanzminister ins Augenmerk genommen. Da gab es noch Erschwerungen und Bedrückungen des Verkehrs aller Art. Ein Schiff, das von Passau nach Ungarn auf der Donau hinabfuhr, mußte sich nicht blos an der bayrischen und ungarischen Grenze, sondern auch in Linz, Aggstein, Stein, Wien, Petronell durch Zollentrichtung die Durchfahrt erkaufen. Aehnlich sah es mit den Straßen aus. Eine Provinz war von der andern durch Zollschranken geschieden. Aber auch in den einzelnen Ländern gab es Mauthen und Zölle der verschiedensten Art; in dem Lande Oesterreich unter der Enns zählte man ihrer allein 77. Hierin mußte nun Ordnung geschafft werden; es geschah dies, wie bei den anderen Reformen der Theresianischen Regierung, nicht rücksichtslos und mit einem Schlage, sondern allmälig wurde auf eine große Zollreform hingearbeitet, der alle diese Verkehrshindernisse fallen

mußten. Auch das Postwesen wurde befördert, die Leichtigkeit der Brief- und Waarensendungen erhöht. Freilich darf man dabei nicht an die Schnelligkeit unserer heutigen Postwagen, geschweige denn unserer Eisenbahnen denken! In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brauchte man zu einer Reise von Wien nach Prag gewöhnlich sieben Tage. Zwischen Wien und Triest bestand eine gewöhnliche Stellfuhr, die Samstags abging, Montag in Grätz eintraf, Dienstag Rast hielt, von Mittwoch bis nächsten Sonntag war man in Laibach, wo Montag wieder Ruhe gemacht wurde, und erst den zweiten Mittwoch, also am 13. Tage der Abfahrt, war man in Triest.

Durch Chotek's Verbesserungen und weise Vorkehrungen wurde die Steuerkraft aller österreichischen Länder gehoben, das Steuerwesen neu geregelt, die Zuflüsse des Staatsschatzes gesichert und vermehrt und in diesen ganzen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung Ordnung und Klarheit gebracht. Er gründete auch eine Reservecasse, welche nur in außerordentlichen Fällen in Anspruch genommen werden sollte. Dadurch, daß er strenge darauf hielt, daß die Zinsen von den Staatsschulden immer genau bezahlt wurden, hob er den Credit Oesterreichs im In- und Auslande. Durch diese Maßregeln stieg trotz der vielen kostspieligen Kriege und der gesteigerten Auslagen für die Verwaltung das öffentliche Einkommen unter Maria Theresia von Jahr zu Jahr. Unter Kaiser Karl VI. betrug es kaum 30 Millionen Gulden, im Jahre 1748 bereits 36 Millionen, 1754 schon 39 bis 40 Millionen; es stieg 1773 auf beinahe 56 Millionen und erreichte unter Joseph II. eine Summe von 90 Millionen Gulden. In Böhmen allein stieg die Einnahme aus den Zöllen von 136.792 Gulden im Jahre 1758 auf 489.280 Gulden im Jahre 1759, und im Kriegsjahre 1758 konnte Chotek, ohne die Reservecasse zu berühren, 400.000 Gulden,

eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe, für Kriegserfordernisse abliefern.

Für die hohen Anforderungen, welche der siebenjährige Krieg an Staat und Volk stellte, konnte freilich mit den gewöhnlichen Mitteln das Auslangen nicht gefunden werden. Noch in der Zeit zwischen dem Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege suchte man dem Staate eine neue Einkommensquelle durch das Lottogefäll zuzuführen. Das Patent vom 13. November 1751 schaffte alle bestehenden Lotterien ab und setzte das genuesische Zahlenlotto an deren Stelle, das auf niedrigen Geldsätzen beruhte und rasch ablief. Es warf dem Staate in den ersten Jahren seiner Einführung einen durchschnittlichen Betrag von 260.000 Gulden ab, der sich in den letzteren Regierungsjahren der großen Kaiserin bis auf 800.000 Gulden steigerte. Während des siebenjährigen Krieges kamen neue Steuern zu den alten; so 1758 eine Capitalistensteuer, welche 10 vom 100 der Interessen erhob, 1759 eine Erbsteuer, mit 10 Procent von allen Erbschaften. Endlich fällt in diese Zeit die erste Einführung von Papiergeld in Oesterreich. Zuerst wurde ein verzinsliches Papiergeld in Beträgen von 25 und 100 Gulden ausgegeben, das überall an Zahlungsstatt angenommen werden sollte, also die doppelte Natur von Staatsschuldverschreibungen (Obligationen) und Geldzeichen besaß. Da dieser Versuch gelang, so wagte man einen zweiten Schritt, indem man (am 15. Juni 1762) ein unverzinsliches Papiergeld in der Summe von 12 Millionen Gulden, die Bancozettel in Beträgen von 5 bis 100 Gulden, in Umlauf brachte. Dieses Papiergeld wurde bald so allgemein gebraucht und so sehr gesucht, daß es mit einem Agio von 2½ Procent bezahlt wurde und schon neun Jahre später (1771) eine zweite Emission nöthig war. Seit Errichtung der Auswechslungscassen hatte

das Volk volles Vertrauen zu den Bancozetteln gewonnen und die Regierung fühlte sich ebenfalls sicher genug, um dieselben bei den Steuerzahlungen auch für die ganzen Beträge als bar anzunehmen.

Diesen großartigen Reformen im Finanzwesen, die wesentlich in der Einheit der Verwaltung, Regulirung des Steuersystems, der directen und indirecten Abgaben, in der besseren Vertheilung der Staatslasten und in der strenge durchgeführten Ordnung im Geschäftsgange bestanden, wie Haugwitz und Chotek sie schufen, war es allein zu danken, daß Oesterreich den siebenjährigen Krieg, der die Kräfte des Staates auf das höchste spannte, der alljährlich 50 Millionen Gulden kostete und die Staatsschuld von 118 auf 271 Millionen Gulden steigerte, beginnen, glücklich durchführen und ohne Finanzcalamität beenden konnte.

6.

Reformen im Militärwesen.

An der Spitze der Militärverwaltung stand der von Kaiser Ferdinand I. (1556) gegründete Hofkriegsrath, dessen Wirkungskreis sich seit der 1715 erfolgten Einführung des regulären Kriegsfußes in Ungarn über die ganze Monarchie erstreckte. Er war also neben dem Amte der auswärtigen Angelegenheiten die erste Behörde, in welcher der Grundsatz der Einheit der Verwaltung zum Ausdruck gelangte. Unter Maria Theresia wurde er 1753 vollständig reorganisirt und in drei Departements (für das Militär-Gerichtswesen, für das Oekonomische und für die militärisch-politischen Angelegenheiten) getheilt.

Das Heer wurde nach der früheren Uebung theils durch Werbung, theils durch Recrutirung ergänzt, wobei die Bewilligung von Truppenstellungen, die Lieferungen und Verpflegsanstalten den Ständen der einzelnen Länder zukamen. Seit 1748 gingen aber sowie in allen Zweigen der Staatsverwaltung, so auch im Militärwesen tiefgreifende Aenderungen vor sich. Die Regierung selbst nahm die Stellung, Organisirung und Verpflegung des Heeres in ihre Hand; sie selbst, nicht mehr die Stände der einzelnen Provinzen, hob Recruten und Remonten aus, wobei anfänglich die politischen Behörden, die Grundherrschaften und städtischen Corporationen, später die neu organisirten Kreisämter die Conscription und Recrutirung leiteten und durchführten.

Die Höhe des Armeestandes belief sich bei dem Regierungsantritte Maria Theresia's nach den Ausweisen auf 140.000, in Wirklichkeit aber nur auf 113.000 Mann. Schon während des Erbfolgekrieges, noch mehr aber in den Jahren vor Beginn des siebenjährigen Krieges verwendete die Kaiserin die größte Sorgfalt auf die Vermehrung der Truppenzahl, auf kriegstüchtige Ausrüstung des Heeres und auf die Hebung des Officiersstandes. Die österreichische Armee zählte damals 54 Infanterie- (39 „deutsche", 1 spanisches, 5 wallonische, 9 ungarische) und 41 Cavallerie-Regimenter (18 Kürassier-, 12 Dragoner-, 11 Husaren-), erstere zu 2408, letztere zu 610—812 Mann; dazu die unregelmäßigen ungarischen Truppen, mehr als 36.000 Mann. So konnte Maria Theresia ihren dritten Kampf gegen Friedrich II. mit einer mehr als 200.000 Mann starken Armee beginnen, die während des Krieges alljährlich durch neu Angeworbene und Abgestellte entsprechend ergänzt wurde. Zur Heranbildung tüchtiger Officiere stiftete die Kaiserin 1752 die Militär-Cadeten-Akademie in der kaiserlichen Burg zu Wiener-

Neustadt und 1754 die Militärpflanzschule und die Militär-Ingenieur-Akademie zu Wien.

Maria Theresia verstand es aber auch, die Armee für sich zu begeistern. Sie hielt selbst oft Revuen über ihre Truppen, sorgte für gerechtes Avancement, Anerkennung des wahren Verdienstes und hob dadurch Geist und Herz ihrer Soldaten. Während des Erbfolgekrieges ließ die Armee eine Münze auf die Kaiserin prägen, mit der Umschrift: **Mater castrorum** — die Mutter der Heerlager. Ein unsterbliches Verdienst um das Heer erwarb sich die große Kaiserin durch die Gründung des militärischen Maria-Theresien-Ordens, der nach dem glänzenden Siege von Kolin (1757) gestiftet, heute noch das edelste Ziel jedes Tapferen im Heere und der höchste Stolz seiner glücklichen Träger ist. Nur für eine heldenmüthige Kriegsthat, die nicht in der Pflicht lag und ohne Verantwortung hätte können unterlassen werden, wurde und wird er nach den Vorschriften der Gründerin vom Ordenscapitel selbst verliehen. Ihr kaiserlicher Gemahl, Franz I., war der erste Großmeister, Graf Kaunitz der erste Großkanzler und Graf Daun das erste Großkreuz dieses Ordens. Auch sonst suchte sie den Officierstand auf jegliche Weise zu heben, indem sie ihn in seinem Einkommen gut stellte, jede Protection und jeden Vorzug der Geburt bei Beförderungen abzustellen suchte, allen Officieren, welche dreißig Jahre „mit dem Degen in der Faust" dienten, unentgeltlich den Adel verlieh und das Invalidenwesen durch Gründung neuer und durch Unterstützung der bestehenden Invalidenhäuser erweiterte.

Ein österreichischer Veteran aus der Zeit des Erbfolge- und des siebenjährigen Krieges drückte sich über die Umwandlung, welche Maria Theresia in den Geist der Armee zu bringen wußte, so aus: „Die Zeiten waren vorüber, wo die branden-

urgische Büchse, die in einer Minute fünfmal losging, unsern lten wackeren Knasterbärten wie verhext schien. Unser Militärwesen hatte seither viele und wichtige Verbesserungen erfahren, und wir haben es den erhabensten Einsichten unserer großen und weisen Regentin zu verdanken, daß der Militärdienst in Vergleichung der früheren Zeiten alle möglichen Vorzüge erhalten hat, die ihn in den Augen des Unterthans und des Fremden liebenswürdig und seiner dermaligen Beschaffenheit nach ansehnlich machen. Da die Uniform ehemals weit unter den spanischen Mantel erniedrigt, da sie fast gänzlich von der Antichamber ausgeschlossen war, so erschien sie nun, seit der glücklichen Regierung unserer Monarchin, ganz ungehindert bei Hofe und zeigte sich daselbst an Courtagen in ihrem vollen Glanze. Die durchlauchtigste Amazone, die sich selbst zu Pferde, in weiß und rother Uniform, à la tête ihrer Völker zu zeigen gewohnt war, gab dadurch dem ganzen Kriegsheere die gnädigsten Beweise ihres Wohlgefallens. Der Officier ging nunmehr nach Hofe wie zu seiner Wachparade und spanische Etiquette ist ihm entbehrlich geworden. Maria Theresia gedenkt in ihrer ausgebreiteten Mildthätigkeit ihrer treuen Krieger; ihr mütterliches Auge sieht selbst auf ihre nachgelassenen Witwen und ihre gnädige Hand erzieht ihre Waisen dem Staate".

In den Friedensjahren von 1748—1756 wurden mehrere Reformen, welche sich bei der preußischen Armee als gut bewährt hatten, auch in Oesterreich eingeführt, wie z. B. das Marschiren im gleichen Schritt nach dem Tacte. Die eisernen Ladstöcke waren schon 1742 nach der Schlacht bei Časlau in Gebrauch gekommen. So lernte man vom Feinde. Daun und Lascy waren die Seele dieser Reformen. 1749 verbesserte General Guasco das Infanterie-Exercir-Reglement; Vereinfachungen in den Aufstellungen und Bewegungen der Truppenkörper im

Bedienen der Geschütze wurden durchgeführt, Gestüte angelegt u. s. w. Als Generalquartiermeister gründete Graf Moriz Lascy (1758) das Pionniercorps. Um die Hebung des Artilleriewesens erwarb sich Fürst Wenzel Liechtenstein unsterbliche Verdienste; daß noch in den napoleonischen Kriegen die österreichische Artillerie die vorzüglichste ihrer Zeit war, hat sie wesentlich diesem Manne zu danken. Die österreichische Marine zählte unter Maria Theresia neun Kriegsschiffe mit 210 Kanonen und sechs Galeeren mit je 36 Geschützen.

Angesichts dieser Reformen, welche Maria Theresia im Militärwesen durchführte, konnte ihr großer Gegner, König Friedrich II. von Preußen, mit Recht schreiben: „Durch diese Bemühungen erreichte das Kriegswesen in diesem Lande eine Stufe von Vollkommenheit, wie noch nie unter Kaisern des Hauses Oesterreich, und eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig wären". „Die Oesterreicher", schrieb derselbe im dritten Feldzuge des siebenjährigen Krieges, „arbeiten jetzt nach den sichersten Grundsätzen. Ihre Taktik steckt voll Kunst. Die geschickte Art Lager zu schlagen ist ihnen eigen. Sie gehen allezeit mit behutsamer Klugheit zu Werk und unternehmen nichts, wo sie nicht wenigstens die Wahrscheinlichkeit für sich haben. Man kann sie, wollen sie nicht selbst, zu keiner Schlacht zwingen. Niemals trifft man sie in einer widrigen Lage an und sie setzen sich immer also, daß man ihnen nirgends beikommen kann. Hierin übertreffen sie alle Alten: daß sie ihre Armee so künstlich ordnen, daß sie auch die unbeträchtlichsten Vortheile des Platzes benützen". Er betont weiter ihre Kunst, „eine zahlreiche Artillerie geschickt zu vertheilen", und sagt zuletzt: „Sie haben treffliche Eintheilungen bei ihren Truppen und erfahrene Anführer".

7.

Ungarn.

Maria Theresia hielt während ihrer vierzigjährigen egierung in Ungarn nur drei Landtage. Im zweiten Jahre ihrer errschaft tagte der für die Geschicke des ganzen Kaiserstaates folgenreiche Landtag von 1741, und später rief sie noch zwei- al, 1751 und 1764, Ungarns Magnaten und Stände nach reßburg, um des Landes Angelegenheiten zu berathen, zusam- en. Den Landtag von 1751 eröffnete die Kaiserin selbst; m da begab sie sich nach Pesth-Ofen, welche Schwesterstädte it Kaiser Ferdinand I. kein österreichischer Herrscher besucht hatte. uf dem Felde Rákos, wo in früheren Jahrhunderten so viele stür- ische Reichstage abgehalten worden waren, hielt Maria Theresia n 1. August eine große Heerschau. In Ofen bezog sie die eue auf ihren Wunsch erbaute königliche Burg, zu deren Her- ellung Ungarns Adel einen großen Theil der Kosten durch eiwillige Spenden beigesteuert hatte. Denn die Ungarn hofften, enn sich eine Residenz in der Mitte der Landeshauptstadt hebe, um so öfter die geliebte Königin in ihrer Mitte zu hen.

Inzwischen hatten sich die Landtagsverhandlungen in Preß- urg sehr stürmisch gestaltet. Die Wahl eines neuen Palatin ing zwar noch ruhig und wünschenswerth von Statten. An ie Stelle des kurz vorher, am 24. März, verstorbenen Grafen ohann Pálffy, des treuen Freundes und Dieners der Kaiserin, urde, am 18. April, einstimmig von den Ständen und auch ach Wunsch des Hofes Graf Ludwig Batthyány zum Pala- in gewählt. Um so heftigeren Sturm riefen die zwei dem Land- age vorgelegten königlichen Propositionen hervor. Vorerst

verlangte die Königin zur Erhaltung des Heeres eine Steuererhöhung um 1,200.000 Gulden. Hierüber erhob sich eine lebhafte Opposition, und erst nach längeren Verhandlungen und Unterhandlungen bewilligte der Landtag eine Steuererhöhung um 700.000 Gulden. Den zweiten Berathungsgegenstand bildete die königliche Proposition, daß die neuen königlichen Freistädte Raab, Komorn, Neusatz und Zombor incorporirt und daher landtagsberechtigt werden sollten. Dagegen trat besonders die untere Tafel mit hartnäckigem Widerstande auf, bis dieser durch den Palatin derart gebrochen wurde, daß die Opponenten sich auf den Boden des passiven Widerstandes zurückzogen und endlich doch die königlichen Propositionen in die Gesetzartikel aufgenommen wurden. Maria Theresia entließ diesen Landtag mit einer ziemlich ungnädigen Thronrede und berief von da an durch dreizehn Jahre denselben nicht wieder zusammen.

Aber auch ohne Landtag oder eigentlich trotz desselben wurden unter Maria Theresia's Regierung mehrere heilsame, dem Geiste der Zeit und der Lage des Landes und Staates entsprechende Reformen durchgeführt. Vor allem wahrte die Kaiserin-Königin die Hoheit des Thrones und die Herrscherrechte, die ihr nach der altungarischen Verfassung zustanden, auf das strengste und trat den Uebergriffen, welche der Landtag auf diesem Gebiete versuchte, energisch entgegen. Die von ihr und ihren Staatsmännern auch in Ungarn angebahnten Reformen entsprangen der großen Idee, Einheit und Gleichartigkeit der Verwaltung in allen Kronländern zu erzielen. Dadurch wurde manche veraltete Institution, die nicht mehr in das Gefüge des modernen Staatswesens gehörte, beseitigt; der Wohlstand des reichgesegneten Landes blühte empor, Ungarn näherte sich den Culturländern West-Europas. Wo Maria Theresia den Ungarn ihren Willen thun konnte, ohne jenes große Princip, den Leit-

stern ihrer ganzen Regierung, zu verletzen, da war sie immer gern dazu bereit. Sie begünstigte den Adel des Landes, zog ihn an den Hof, bevorzugte ihn in den einheimischen Verwaltungsstellen und im Heere. Sie errichtete (1760) eine eigene ungarische Leibgarde aus 120 Söhnen der adeligen Familien des Landes; der Capitän derselben sollte zugleich Mitglied der Magnatentafel sein. Sie stiftete (5. Mai 1764) den St. Stephansorden zur Belohnung hoher Verdienste um den Staat und als Zeichen besonderer Huld des Monarchen. Sie suchte sich den Ungarn als eine milde Herrscherin zu zeigen und die Gerechtigkeit in jeder Richtung zu wahren. So strenggläubig die katholische Kaiserin war, so hatten doch die evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn mehrfach Gelegenheit, sich von ihrem Gerechtigkeitssinne zu überzeugen; sie erhörte ihre Klagen, half ihren Beschwerden ab, beschränkte den übertriebenen Eifer der Unduldsamkeit und beförderte Frieden und Eintracht zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften.

Daß dennoch in Ungarn und dessen Nebenländern auch unter dieser erleuchteten Regierung nicht alles glatt und eben abging, läßt sich aus den bunt zusammengewürfelten Nationalitäts- und Religions-Verhältnissen und aus den primitiven Culturzuständen dieser Länder erklären. Kaum gibt es ein Land von gleichem Umfange, wo die verschiedensten Volksstämme und die verschiedensten Glaubensbekenntnisse so durcheinander gemischt sind wie in Ungarn. Dazu kamen aber damaliger Zeit noch die grellsten Unterschiede in der gesellschaftlichen Stellung der Bevölkerungsclassen. In Ungarn war der Adel alles, der Bürger wenig, der Bauer nichts. Kein Bauer konnte im eigenen Namen wider einen Edelmann Proceß führen. Der Bauer gehörte zu keiner Standschaft, er genoß kein besonderes Recht, weder für sich noch für seine Scholle; er war vollständig leibeigen. [illegible]

Grunde gehörig, dem Gutsherrn unterthan. Der begüterte Edelmann war unabhängig und frei in jeder Beziehung, zahlte keine Lasten und Abgaben, ließ sich durch Mauthen und Zölle nicht hemmen. Lasten waren nur für den Nicht-Adeligen da. Der steuerpflichtige Unterthan mußte für alles zahlen, was er war und hatte, für Haus und Stall, für seine Geräthe, für jedes Stück Vieh. Auch zu der Domesticalcasse, die in jeder Gespanschaft zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse bestand, leistete der begüterte Edelmann nichts, sondern nur der Bauer und jene Adelige, die keinen Grundbesitz hatten. Die einzigen Dienste, zu denen der Adel und zwar vorzugsweise verpflichtet wurde, waren die der Landesvertheidigung; aber auch damit sah es merkwürdig genug aus. Bis auf die Zeiten Maria Theresia's mußte die Waffenmacht für jeden Krieg besonders zusammengebracht werden; die Kaiserin suchte in dieses regellose Wehrsystem einige Ordnung zu bringen und vermehrte 1741 die Zahl der ungarischen Regimenter; allein daneben blieb immer noch das hergebrachte Insurrectionswesen fortbestehen. Dies galt namentlich von der Reiterei. Jeder Edelmann oder wer adelige Rechte genoß, mußte entweder selbst aufsitzen oder einen tauglichen Mann mit Pferd und Kriegsausrüstung anstatt seiner stellen; die Aermeren vom Adel hatten auf gemeinschaftliche Kosten einen Reiter zu besorgen; ebenso gaben zehn Pfarrer zusammen einen Reitersmann; die mittellosen Klöster lieferten die Feldpriester; jedes Capitel, jede Stadt stellte ihren Reiter. In Zeiten dringenden Bedarfs ließ es Ungarns reicher Adel an patriotischer Kraftaufbietung nicht fehlen; Maria Theresia selbst hatte in der Bedrängniß des Erbfolgekrieges ein glänzendes Beispiel der opferfreudigen Hingebung Ungarns erlebt. Immerhin aber mußte man sich gestehen, daß dies regellose Zustände waren, wie sie damals in keinem Lande Europa's

mehr bestanden. So buntscheckig, veraltet, verworren sah es auch in der Verwaltung, in der Gesetzgebung, in der Gerechtigkeitspflege aus; überall gab es Anlaß zu Willkürlichkeiten der Mächtigen, zur ungleichen Behandlung, zur Bedrückung der Schwächeren, zu Unterschleifen und Uebergriffen aller Art; und so konnte es auch an Anlässen zu zeitweiligen Losbrüchen nicht fehlen, obgleich in der Theresianischen Zeit keiner von länger anhaltender Dauer war.

Im Jahre 1754 brachen in Tur, Vásárhely und anderen Orten der Theißgegenden aufrührerische Bewegungen aus, indem die Protestanten wegen ihrer Glaubensbeschwerden gewaltthätige Repressalien gebrauchen wollten; der Aufstand wurde aber bald durch die Gefangennehmung und Hinrichtung der Rädelsführer erstickt. Im folgenden Jahre (1755) erhoben ein Theil der Grenzer in Croatien wegen der anbefohlenen Umstaltung ihrer Pandurenmontur in Uniformen gleich den regulären Regimentern, und die Grenzer im Kreutzer Bezirk wegen neuer Steuerlasten und wegen harter Behandlung von Seiten ihrer Officiere Aufstände, welche bald einen ziemlich großen Umfang erreichten, indem auch die Bauern der benachbarten Districte die Waffen gegen ihre Grundherren ergriffen. Als aber zahlreiche Schaaren des bewaffneten Adels und reguläre Truppen heranrückten, wurden diese Unruhen bald unterdrückt.

Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts war noch immer Preßburg der politische Mittelpunct Ungarns, das politische und das sociale Leben des magyarischen Stammes concentrirte sich hier; es war der Sitz des Landtages, der Statthalterei, des obersten Gerichtshofes; der Judex Curiae, der Tavernicus hatten hier immer, der Primas und der Ban von Croatien häufig ihre Residenz; die erwählteste Gesellschaft des Adels sammelte sich hier und daher ging von da auch der feine Ton

in Sitten und Moden für ganz Ungarn aus. Es war eine Zeit, in welcher man die exclusiven Nationalitätsbestrebungen der Gegenwart noch nicht kannte. Die lateinische Sprache war nicht blos Kirchen- und Gelehrten-, sondern auch Amtssprache des Landes; sie wurde von jedem nur halbwegs Gebildeten wenigstens nothdürftig gesprochen, bildete das unparteiische Verkehrsmittel der besseren Stände und ließ gehässige Streitigkeiten zwischen den Stammesgenossen verschiedener Zungen nicht aufkommen.

Ungarns Magnaten standen dem Throne sehr nahe und unterhielten auch mit dem Adel der deutsch-österreichischen Provinzen innige Berührung; häufig wurden Familienverbindungen zwischen beiden geschlossen. Die französische und deutsche Cultur fand in den höheren Gesellschaftskreisen Ungarns allenthalben Eingang; magyarisch wurde in diesen gar nicht gesprochen und eine nationale Literatur hatte Ungarn damals kaum in den ersten Anfängen aufzuweisen. Am Hofe zu Preßburg bewegten sich deutsch-österreichische und ungarische Elemente in bester Harmonie nebeneinander. Von Preßburg nach Wien ist nur ein Schritt und es gelang Maria Theresia in der That, die Blüthe des ungarischen Magnatenthums nach Wien zu ziehen und um ihren kaiserlichen Thron zu sammeln, sowie ihre Vorgänger Böhmens Adel an den Mittelpunct des Reiches durch die Bande der Politik und der Loyalität gekettet hatten. So wurden in den höheren Classen der ungarischen Gesellschaft deutsche Bildung und deutsche Sitten verbreitet, dadurch die gegenseitige Annäherung der diesseits und jenseits der Leitha unter demselben Scepter lebenden Völker befördert und die Allen gemeinsame Anhänglichkeit und Liebe an das angestammte Herrscherhaus befestigt und erhöht. Und so wurde durch Maria Theresia's Weisheit ein Keim gepflanzt, der zum herr-

lichsten Baume hätte heranreifen können, wenn nicht Joseph's Feuereifer die Frucht zu pflücken versucht hätte, bevor sie reif geworden.

Maria Theresia verstand es mit den Magnaten Ungarns umzugehen und sie für sich zu gewinnen, wie kein Herrscher vor ihr; sie liebte die Ungarn und vergaß die treuen Dienste, die sie ihr in den Zeiten der Noth geleistet, nimmer. Sie kannte aber auch die Schwächen im Charakter derselben und wußte sie für das Wohl des ganzen Staates zu benützen: sie schmeichelte dem Stolze, der Eitelkeit der Nation, sie fesselte sie durch klug berechnete Begünstigungen und Auszeichnungen an den Thron. Sie sorgte für das Beste des Landes und suchte ihm den Segen einer klugen und weisen Verwaltung zufließen zu lassen. Sie errichtete (1760) die Bergakademie zu Schemnitz; im Banate wurde unter der Leitung des vielverdienten Generalgouverneurs Grafen Mercy der Begacanal angelegt. Maria Theresia hatte überhaupt eine merkwürdige Kenntniß von allen Einzelnheiten in der Verwaltung und in den Zuständen Ungarns. So wie für die übrigen Länder, so gingen auch für Ungarn alle irgend wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hand; sie erledigte hunderte von Acten alljährlich, kümmerte sich um alle größeren Rechtssachen, um Brücken und Straßen, Wälder und Bergwerke; sie kannte die Stimmung der Bewohner eines jeden Comitates. Alle höheren Beamten und Richter, die Bischöfe und Domherren wußte sie nach ihrem Charakter und ihrer Thätigkeit zu beurtheilen, jeden an die ihm gebührende Stelle zu setzen; sie schränkte den ein, der seine Befugnisse überschritt, und belohnte den, der ihr treu und gut diente.

Vernehmen wir, wie ein unbetheiligter Beobachter, der venetianische Gesandte Paolo Renier, das Verhältniß Maria Theresia's zu den ungarischen Ländern schildert:

„Nachdem Ungarn durch schwere innere und äußere Wirren gelitten hatte und es in Folge derselben die Herrschaft eines auswärtigen Fürsten anerkannte, so that es das nicht blindlings, sondern unterwarf sich dem Hause Oesterreich unter gewissen Bedingungen, deren Wahrung es auf das strengste überwacht. Auch als dieses Reich noch von seinen einheimischen Königen beherrscht wurde, war diese Herrschaft durch Gesetze dergestalt eingeschränkt, daß es eher einer aristokratischen Republik als einer Monarchie glich. Der Adel theilte sich in Comitate (Gespanschaften) und die im Landtage vereinigten Comitate entschieden alle wichtigeren Angelegenheiten des Königreichs. In derselben Regierungsform läßt sich jetzt Ungarn von den österreichischen Fürsten beherrschen, aber die Kaiserin-Königin kann weder Steuern ausschreiben, noch Soldaten ausheben, noch Aenderungen in den Gespanschaften oder im Landtag ohne Zustimmung des letzteren vornehmen. In Ungarn bestanden immer zwei Parteien, wie dies in allen Staatskörpern alten Ursprungs der Fall ist, nämlich die Partei des Adels und jene des Volks. Die Edlen, welche seit den ältesten Zeiten die Herren waren, machten sich die Gesetze nach ihrem Belieben, denn sie allein sind diejenigen, welche keine Steuern zahlen und alle anderen Vorrechte und Privilegien in großer Zahl genießen. Aus diesen Unterschieden der Geburt und Stellung entstanden Feindschaften zwischen diesen zwei Parteien und da der Wiener Hof erkannte, daß er beide nicht unterdrücken und sich unterwürfig machen könne, so stellte er sich zwischen sie. Die Kaiserin bezieht von dem ungarischen Adel keinen Kreuzer, ausgenommen von denjenigen, welche kinderlos und ohne Hinterlassung einer letztwilligen Verfügung sterben, und aus den Reichthümern der Kirche, welche in diesem Lande große Güter besitzt. Durch die alten Gesetze Ungarns nämlich wurde von der Nation den

Königen, die in den verflossenen Jahrhunderten herrschten, gestattet, die Einnahmen von den erledigten Kirchenpfründen durch zwei Jahre zu beziehen. Dieses Recht bildet eine beträchtliche Einnahmsquelle für die Kaiserin, welche an den ihren Vorgängern gewährten königlichen Rechten strenge festhält; ja sie dehnt dieselben mehr und mehr aus, wie dies unter der Regierung von Frauen gewöhnlich geschieht. Denn die Völker ertragen leichter den Verlust ihrer Rechte, wenn ihnen ein solcher von Seite des andern Geschlechtes zugefügt wird, sei es in Folge einer gewissen von der Natur in sie gepflanzten Zuneigung oder weil die Idee von der Schwäche der weiblichen Willenskraft eine geringere Befürchtung erweckt, wirklich unterdrückt zu werden. Außer den jährlichen Abgaben, welche die Geistlichkeit dem kaiserlichen Schatze abliefert, belegt die Kaiserin diesen von Fall zu Fall auch mit außerordentlichen Auflagen unter dem Namen von freiwilligen Gaben (dona gratuita) als Subsidien für die Befestigung von Plätzen an der türkischen Grenze, um das Reich vor plötzlichen Angriffen durch diesen Nachbar und auch um die Religion zu schützen."

„Die Silberminen Siebenbürgens und Ungarns sind Eigenthum der Königin; an Gold allein sollen sie ihr jährlich zwei Millionen Gulden tragen. Einige behaupten, daß das Haus Oesterreich jährlich von Ungarn allein zehn Millionen Gulden beziehe; dieses Reich kann aber auch eine so große Ausfuhr seines Geldes vermöge seiner großen Fruchtbarkeit ertragen, denn genaue Nachrichten, welche ich einzog, lehrten mich, daß dorthin zwölf Millionen Gulden jährlich für ausgeführte Feldfrüchte und Vieh zurückströmen. Es ist unglaublich, wie sehr dieses Reich in dem Zeitraume von fünfundzwanzig Jahren an Bevölkerung und Cultur zugenommen hat. Einfache Dörfer sind volkreiche Städte geworden, früher ganz unbekannte Erwerbszweige

gedeihen; jetzt beginnt man Maulbeerbäume zu pflanzen, um Seide zu erzeugen, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Bevölkerung sich noch vermehren werde, indem eine große Menge von Polen und Moldauern ihr Heimatland verließ, um nach Siebenbürgen und Ungarn zu übersiedeln."

So wurde Maria Theresia die größte Wohlthäterin Ungarns und wußte dieses Land so fest an Kaiser und Reich zu ketten, wie es vordem und nachher bis auf unsere Tage nie mehr gelang.

8.

Die österreichischen Niederlande.

Obwohl Belgien oder die österreichischen Niederlande die von dem Mittelpuncte des Reiches am weitesten entfernte unter allen Provinzen des Reiches war, so wurde ihr dennoch von Seiten der Kaiserin Maria Theresia nicht mindere Sorgfalt und Liebe entgegengebracht, wie den andern Kronländern.

Die zehn Provinzen (Brabant, Limburg, Luxemburg, Westflandern, Ostflandern, Hennegau, Mecheln, Doornick und die freien Lande), aus denen die österreichischen Niederlande bestanden, besaßen besondere Gesetze und Privilegien, die ihnen dem Landesfürsten gegenüber bedeutende Vorrechte gewährleisteten. Das bekannteste von diesen Grundgesetzen ist die „Blyde Inkomst" (joyeuse entrée, freudiger Eintritt; siehe den VI. Bd. S. 239) für Brabant und Flandern, und das wichtigste Recht, welches in diesen Privilegien den einzelnen Provinzen gewährt wurde, war das Recht der Steuerbewilligung. Dieses stand den aus den Vertretern des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes zusammengesetzten Provinzialständen zu; der

letztere war allerdings nur durch die Magistratspersonen einiger bevorrechteter Städte repräsentirt. Diese Grundgesetze der Niederlande, besonders die seit dem dreizehnten Jahrhunderte datirende und zuletzt aus 59 Artikeln bestehende „Blyde Inkomst“ waren für ihre Zeit sehr freisinnig abgefaßt, aber die Regierung mittelst derselben war schwierig und umständlich; denn das kaum 600 Geviertmeilen zählende Gebiet der Niederlande hatte zehn Provinzialstände und jeder von diesen Vertretungskörpern besaß wieder seine eigenen, mehr oder minder ausgedehnten Vorrechte. Kein gemeinsames Band, außer der Person des Regenten, verknüpfte sie untereinander; denn die nach der alten Verfassung bestehenden Generalstaaten waren seit 1632 nicht mehr zusammenberufen worden.

Aber auch in diesen schwierigen Verhältnissen bewährte sich Maria Theresia's Regierungsweisheit auf das glänzendste; ihre kluge bedächtige Politik änderte an den alten Formen der Verfassung und Verwaltung nichts und so erreichte sie, obwohl sie von keinem gewaltsamen oder verhaßten Mittel gegenüber den Provinzialständen Gebrauch machte, dennoch von ihnen mehr, als irgend einer ihrer Vorfahren.

Als nach dem Abschlusse des Aachener Friedens die kaiserliche Regierung von den belgischen Provinzen wieder Besitz ergriff, war die Lage derselben eine sehr traurige. Die Herrschaft der Franzosen in dem eroberten Lande war eine schwer drückende gewesen und mit Jubel wurde ihr Abzug und die Wiederkehr des kaiserlichen Statthalters Karl von Lothringen (im April 1749) begrüßt. Fünf lange Jahre hatten die Belgier alle Drangsale einer Feindesherrschaft ertragen müssen, jetzt aber begann jene Zeit stillen Glückes und ununterbrochenen Friedens, durch welche die Regierung Maria Theresia's in den österreichischen Niederlanden so volksthümlich und unvergeßlich wurde.

In der Wahl des Statthalters der Niederlande bewährte die Kaiserin jenen Scharfblick, den sie in ähnlichen Fällen auch anderwärts an den Tag legte, jene große Eigenschaft, dem rechten Manne die rechte Stelle zu verleihen, und ihm da, in klarer Erkenntniß seines Werthes und seiner Tüchtigkeit, ihr volles Vertrauen zu wahren. Prinz Karl von Lothringen, des Kaisers Bruder und Gemahl der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester der Kaiserin, wurde 1744 zum kaiserlichen Statthalter der Niederlande ernannt und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode (4. Juli 1780). Er stand in der Gunst des belgischen Volkes wie kein Statthalter vor oder nach ihm; er war ein trefflicher Herr, einfach in seinem Wesen, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, aber in politischen Dingen zurückhaltend und ein Feind von Neuerungen. Doch gerade diese Eigenschaft war es, die ihn den Belgiern so lieb und werth machte; er rührte nicht an die alten ständischen und municipalen Freiheiten, welche sich hier länger als anderwärts erhielten. Dies hatte seine Vortheile, aber auch seine Nachtheile. Jene bestanden darin, daß Ruhe und Frieden im Lande herrschten und zwischen Volk und Fürsten ein festes Band der Liebe und Treue sich knüpfte. Von Nachtheil aber war dieses Verharren in den bestehenden Verhältnissen, weil Belgien dadurch in seinem politischen und wirthschaftlichen Leben zurückblieb, während eben damals in mehreren seiner Nachbarstaaten — Holland, England, Preußen — Handel und Industrie zu mächtigem Aufschwunge gediehen. Die Belgier dagegen führten ein ruhiges beschränktes Leben und die alte Ordnung schleppte sich in trägem Gange fort. In den meisten Provinzen führten Adel und Geistlichkeit ein ziemlich unabhängiges Regiment; der Bürger- und Bauernstand waren politisch machtlos. Der glänzende Wohlstand, dessen sich diese Länder in den vorhergehenden Jahrhun-

ohe Einfuhrzölle lähmten die Concurrenz mit dem Auslande
d machten die Thätigkeit und den Wetteifer der heimischen
ndustriellen erschlaffen; zahlreiche Binnenzölle hinderten Han-
l und Verkehr im Inlande; die Regierung scheute sich jene
ermäßigen und diese aufzuheben, in der Meinung, daß sich
durch ihre Einnahmen verringern würden. So kam es, daß
otz der hohen Eingangsgebühren einzelne Industriezweige,
B. die Bandweberei zurückgingen, und daß in andern aus-
ndische Artikel, z. B. englische und holländische Töpferwaaren,
as Land überschwemmten. Dagegen gab es einige Manufac-
urzweige, die ungeachtet jener Hindernisse, durch die günstige
age des Landes und durch zweckmäßige Maßregeln von Seite
er Regierung befördert, lebhaft emporblühten; so die Brauerei,
ie Brennerei, die Seifensiederei, dann die Kattundruckerei, die
uckerraffinerie, die Tuchweberei in Limburg, die Spitzen-
zeugung in Brabant, vornehmlich aber die Leinen-Industrie
Flandern.

Zur Hebung von Handel und Verkehr im Innern und
ch außen hin ließ die Regierung Canäle graben, verlängern
er vertiefen, förderte den Verkehr auf den natürlichen Wasser-
aßen zwischen den großen Städten und den Grenzen des Lan-
s, schloß günstige Handelsverträge mit Spanien und Sar-
nien und suchte von dem Hafen von Ostende aus nicht nur die
üstenschifffahrt, sondern auch den überseeischen Verkehr zu be-
en. Von großem Nachtheile für Belgiens Handel war der
nstand, daß die Lebensader des Landes, die Schelde, nicht frei
r, indem ihre Mündung, auf holländischem Gebiet gelegen,
gischen Schiffen verschlossen blieb.

Die gesammten Jahreseinkünfte der Reichscassen in den
erreichischen Niederlanden beliefen sich auf sieben Millionen
lden, wovon 1,700.000 Gulden nach Wien abgeführt

wurden; das übrige wurde im Lande selbst zur Bestreitung der Verwaltung und Löhnung des Heeres verwendet, welches aus einer stattlichen wohlbestellten Armee von 25.000 Mann bestand, deren Officiere in der Kriegsschule von Antwerpen herangebildet wurden. Während des siebenjährigen Krieges genoß Belgien einer ungetrübten Ruhe; nach demselben mußte es gleich allen anderen österreichischen Provinzen beträchtliche Summen, sechzehn Millionen Gulden, zur Tilgung der Kriegskosten zahlen und außerdem streckten Antwerpener Kaufherren der österreichischen Regierung bedeutende Capitalien vor.

Die allgemein günstigen Verhältnisse, deren sich das Land damals erfreute, noch mehr aber Person und Wesen der edlen Fürstin selbst, waren Grund und Ursache, daß die Belgier das Haus Oesterreich liebten und verehrten, wie keinen Fürstenstamm vordem, und daß das Andenken an Maria Theresia dort bis auf den heutigen Tag gesegnet ist. Ihre Regierung war — ein seltenes Beispiel in Belgiens Geschichte! — weder durch offenkundige Mißstimmung, noch durch blutigen Zwiespalt zwischen Fürst und Volk getrübt; denn sie schützte die Religion des Landes, die zugleich die ihrige war, und griff nicht gewaltthätig an die Provinzial- und Gemeindefreiheiten, an welchen die Belgier als ihren theuersten Kleinodien hingen. Nach den Stürmen und Verheerungen des Erbfolgekrieges erfreute die belgischen Provinzen eine friedliche, ruhige Zeit, in welcher das Volk mit mäßigem Wünschen und Streben lebte und wirkte; es war nicht großer äußerer Glanz, sondern ein stilles häusliches Glück, das sich unter Maria Theresia, wie bei der Herrschaft einer Mutter in Mitten ihrer Kinder, segensreich über das Land verbreitete.

9.

Die Lombardie.

Schon Kaiser Karl VI. war auf das eifrigste bemüht gewesen, die Lombardie, die er im trostlosesten Zustande allgemeinen Bankerottes der Provinzen und Gemeinden und allseitiger Verarmung der Bewohner aus der spanischen Erbschaft überkommen hatte, aus dieser traurigen Lage zu retten und durch weise Maßregeln die Ursachen dieses Uebels zu heben. Zu diesem Behufe wurde von dem Kaiser eine neue allgemeine Regulirung der Grundsteuer (Censimento) in der Lombardie angeordnet, deren Durchführung einer eigenen, mit großen Vollmachten versehenen Steuercommission (Giunta del Censimento) oblag. Ihre vorzüglichste Aufgabe war es, eine genaue Beschreibung und Schätzung aller liegenden Gründe zu veranlassen; die Grundsteuer sollte fortan nach einem gleichen und billigen Verhältnisse auf den Werth der Grundstücke umgelegt werden. Dieser hier zum ersten Male angewendete und durchgeführte Grundsatz schloß eine großartige Reform auf dem Gebiete des Steuerwesens in sich und wirkte, von hier aus sich Bahn brechend, nach allen Seiten hin. Jedoch nur langsam schritt dieses Riesenwerk seinen Gang fort, behindert durch innere und äußere Hindernisse, verzögert durch die Unglücksfälle, die noch unter Karl VI. die Monarchie trafen, und durch die Kämpfe, welche Maria Theresia in den ersten acht Jahren ihrer Herrschaft zu bestehen hatte; erst dieser Kaiserin gelang es, die angebahnte Steuerreform zum Abschlusse zu bringen. Die neue Steuerverfassung beruhte auf der Grundlage des berühmt gewordenen mailändischen Katasters, welcher ein Vorbild für alle ähnlichen späteren Einrichtungen bot, indem nur dadurch eine gleichmäßige und

gerechte Umlegung der Grundsteuer möglich erschien. Ein Beweis von den hohen Vorzügen dieses Grundsteuersystems liegt auch darin, daß dasselbe während der französischen Herrschaft in der Lombardie beibehalten wurde.

Um aber dieses ganze große Werk auch lebensfähig zu machen und zu erhalten, war eine vollständig neue Einrichtung der Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung nothwendig geworden, welche in der That durch das berühmte Edict der Kaiserin vom 30. December 1755 (Riforma al Governo ed Amministrazione delle Communità dello Stato di Milano) angeordnet und demselben entsprechend in Kürze durchgeführt wurde. Die Gemeinden erhielten Vertretungen aus ihrer Mitte, denen die volle und freie Verfügung in allen inneren Angelegenheiten und über das Vermögen derselben zustand. Nach denselben Grundsätzen und mit möglichster Berücksichtigung der hergebrachten Zustände wurde das Communalwesen der Städte organisirt. So wurde im ganzen Lande ein System der Selbstregierung durchgeführt, indem auch die Verwaltung der einzelnen Provinzen, in welche die Lombardie zerfiel, besonderen, aus den Abgeordneten der Städte und Landgemeinden bestehenden Vertretungskörpern zugewiesen und aus diesen die Gesammtvertretung des Landes zusammengesetzt wurde.

Diese Reformen waren durchaus schon angebahnt und auch bereits theilweise durchgeführt, als (1759) Maria Theresia den Grafen Karl Joseph Firmian zum Hofcommissär und Großkanzler der Lombardie ernannte. Auch hierin bewährte sich wieder der Kaiserin Scharfblick; sie konnte für diesen schwierigen Posten keine bessere Wahl treffen. Graf Firmian leitete von da an bis zu seinem 1782 in Mailand erfolgten Tode die Civilverwaltung dieser Provinz und organisirte sie ganz nach dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts. Die wichtigsten Reformen

wurden still und geräuschlos durchgeführt; der Grundbesitz sah sich bald von allen drückenden Lasten und Leistungen befreit; die Patrimonialgerichte wurden aufgehoben, an ihre Stelle traten Staatsgerichtshöfe; Tortur und Inquisition kamen nicht zur Anwendung; Handel und Verkehr wurden von allen hemmenden Banden möglichst frei gemacht; die Gemeinden, die sich selbständig verwalten durften, blühten empor, und neben der materiellen erlangte auch die geistige Cultur einen lebhaften Aufschwung; das Land wurde blühend, das Volk regsam und thätig. So wurde unter Maria Theresia der Grund zu jenem Wohlstande gelegt, dessen sich heutzutage noch die Lombardie erfreut, und wie in den belgischen Provinzen trotz aller Staatsveränderungen und Regentenwechsel, die sie seit den Tagen der großen Kaiserin erfuhren, so steht auch in den lombardischen heute noch der Name Maria Theresia's in gesegnetem Andenken, ungetrübt durch alle Wirren und Wechselfälle in politischer Richtung, von welcher dieses herrliche Gebiet bis auf unsere Tage herab so oft heimgesucht wurde.

10.

Rückblick.

Sechzehn Jahre waren seit Maria Theresia's Thronbesteiung verflossen, als von neuem das Kriegswetter losbrach und ieder für lange Zeit der stillen reformirenden Thätigkeit der aiserin im Innern ihres Reiches Einhalt that. Acht Jahre von nen ersten sechzehn waren ebenfalls unter den Waffen verssen; denn es hatte ja gegolten, den ererbten Thron und die nheit der Monarchie wider zahlreiche Feinde zu behaupten. ie folgenden acht Jahre hatten das Staatswesen im Innern

von seinen Grundlagen bis in die höchsten Spitzen umstaltet und kein Gebiet des staatlichen Lebens, kein Land, das unter dem Scepter der großen Kaiserin stand, blieb unberührt von den Segnungen jener Reformen. Jeder Bewohner des weiten großen Reiches nahm sie aus der Hand seiner großen Kaiserin mit Dank und Freude entgegen; denn so wie sie das Wohl des Staates im Großen und Ganzen förderten, so hatte auch jeder einzelne Stand Theil an dem Segen, den sie über Land und Volk breiteten. Der Bürger und Bauer wurde jetzt erst geistig mündig: die schweren Fesseln, die ihn seit Jahrhunderten gedrückt hatten, lösten sich allmälig, und indem er seiner physischen und geistigen Kräfte sich bewußt wurde, erkannte er, daß er geschützt von der kräftigen Hand der Monarchin mit der Förderung seines eigenen Wohles auch zur Erreichung des Staatszweckes beitrage. Aber auch dem heimischen hohen Adel wußte die Kaiserin Theilnahme für die Staatsgeschäfte einzuflößen, und während er früher der Wiener Regierung ziemlich fern stand, finden wir von da an selbst ungarische Magnaten häufig in hohen Stellungen im Staats- und Hofdienst. Männer aus hochadeligen Familien, wie Chotek, Haugwitz, Kaunitz, sind es ja, welche als die Träger der Reformideen und als deren ausgezeichnete Vollstrecker in erster Linie genannt werden müssen. So schlang die Weisheit der Kaiserin ein festes Band um alle Länder ihres Reiches und um alle Stände in demselben, und schuf aus einem in seiner innern Entwicklung weit zurückgebliebenen und von den heftigsten Stürmen umtosten Staate, der seinem Zerfalle zur Beute fremder Eroberer nahe zu sein schien, ein starkes einheitliches Reich, das von einer großen Idee getragen, von einer erleuchteten Regierung gelenkt, seine altbewährte, achtunggebietende Stellung in Deutschland und Europa sich wieder

In den Jahren 1766 bis 1769 wurde die Republik Venedig am Wiener Hofe durch Paolo Renier vertreten. Nachdem dieser Gesandte in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erstattete er seiner Pflicht gemäß dem Senate der Dogenstadt einen Bericht (Venedig vom 29. December 1769 datirt) über die Lage des Landes, an dessen Hof er beglaubigt war. Die Abfassung dieser Relation fällt zwar um einige Jahre nach jener Periode, deren Geschichte den Stoff dieses Bandes bildet; aber die Zustände, wie sie Renier schildert, sind eben nur das Resultat jener Reformen, wodurch Maria Theresia ihr Reich von 1748 an neu gestaltete, und darum mögen die prägnantesten Stellen aus seinem Berichte den Schluß dieses Abschnittes bilden, dessen Aufgabe es war, darzulegen, wie Maria Theresia ihre Regierungsgrundsätze durchzuführen verstand.

„Es erregt großes Erstaunen", schreibt Renier, „wenn man erwägt, daß das Haus Oesterreich, obwohl es in dem Zeitraume von fünfunddreißig Jahren einen großen Theil von ansehnlichen Ländern verlor und auf ein Drittheil seiner früheren Ausdehnung verringert wurde, in unseren Tagen dennoch in seinen Finanzen, in seinem Handel und in seinem Heerwesen eine so hohe Stufe der Größe und Macht, und zwar nur durch seine eigene Kraft erreichte. Doch dieses Staunen wird schwinden, wenn ich über die Mittel berichten werde, deren sich die jetzige Kaiserin-Königin bediente, um auf jenen Stand der Macht zu gelangen, auf dem sie sich befindet."

„In den Zeiten Leopold's, Joseph's und Karl's — von den vorhergehenden Kaisern nicht zu reden — beherrschte der Wiener Hof seine Länder mit großer Nachgiebigkeit und ließ es zu, daß die ihm untergebenen Provinzen sich in einer gewissen Unabhängigkeit von der Herrschaft des Kaisers erhielten; wenn der Souverän sie als unterthänige Länder behandeln wollte, so leisteten sie

oftmals Widerstand unter dem scheinbaren Vorwande von Unterwerfungsverträgen, Privilegien und Rechten, die ihnen durch kaiserliche Diplome gewährt seien."

„Die Kaiserin-Königin beseitigte aber den größten Theil dieser Privilegien, welche die ihr untergebenen Länder genossen, führte einen Staatsrath ein, in welchem die Angelegenheiten der Provinzen berathen wurden, und vermehrte durch die Durchführung zahlreicher ökonomischer Maßregeln ihre Einnahmen dergestalt, daß sich jetzt unter der Kaiserin-Königin das Staatseinkommen auf 40 Millionen Gulden jährlich beläuft, während es unter ihrem Vater bei einem viel größeren Staatsgebiete nur 30 Millionen Gulden betrug."

„Im Staatsrathe werden die Hauptgrundsätze berathen, nach denen der Staat regiert wird, und die Behörden und Beamten hängen von dem ab und gehorchen dem blind, was der Staatsrath mit Billigung der Souveränin festzustellen für gut findet."

„Alle Provinzen, mit Ausnahme von Ungarn, sind sehr pünctlich in der Bezahlung der Steuern; denn da in dem größeren Theile der Erbstaaten das Lehenswesen herrscht, so erhebt der Gutsherr die Steuern und liefert an das kaiserliche Haus dasjenige ab, was er von seinen Unterthanen auf Rechnung der Kaiserin einzusammeln hatte. Durch diese Einhebungsart erwachsen dem Staat zwei große Vortheile: der eine, daß sich die Zahl der Beamten nicht vermehrt, was mit großen Unzukömmlichkeiten verbunden wäre; der andere besteht in der Sicherheit und genauesten Pünctlichkeit bei allen Zahlungen."

„Um das Land steuerkräftig zu machen, gewährte die Kaiserin Prämien und lieh Capitalien an solche, die Fabriken gründeten, und besonders jenen, welche die heimischen Producte zur Ausfuhr zu bringen suchten. Sie kann um so leichter in

diesen Bestrebungen fortfahren, als die Vorsehung sie zur Herrin von so fruchtbaren Ländern machte, wie es besonders Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn sind. Ich kann in Wahrheit berichten, daß die Erbstaaten des Hauses Oesterreich an allem Ueberfluß haben, was nöthig ist, um Kriege kräftig zu überstehen, ohne daß sie etwas weder von benachbarten, noch von entfernten Ländern bedürfen; denn sie haben einen außerordentlichen Reichthum an allen Fruchtgattungen und an Thieren aller Art, zahllose Wälder, gute Wolle in einigen Provinzen, reiche Minen ausgezeichneten Eisens, Stahl, Bruchsteine und Blei in Menge, Quecksilber, Gold- und Silbergruben, Erz, Hanf und Flachs von vorzüglicher Güte: kurz es fehlt ihnen nichts, um im Frieden gut zu bestehen und im Kriege sich zu vertheidigen. Es ist nicht möglich, all die großen Wohlthaten aufzuzählen, welche der industrielle und wirthschaftliche Sinn des Kaisers Franz der Stadt Wien erwiesen. Aus seinem Privatvermögen brachte er beträchtliche Summen in Umlauf, unterstützte diejenigen, welche die bestehenden Manufacturszweige vervollkommneten, und gewährte denen Prämien, welche neue einzuführen sich bestrebten. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle die weisen Einrichtungen dieses Fürsten im Einzelnen besprechen wollte."

„Aber auch die Kaiserin hegt den lebhaften Wunsch, den Handel ihrer Länder aufblühen zu machen; sie rief eine Behörde, den Handelsrath, ins Leben. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß der Handel sich bedeutend vermehren würde, wenn die verschiedenen Provinzen sich nicht in ihren Interessen und Zielen so entgegengesetzt wären, daß dadurch der wechselseitige Umlauf und die freie Ausfuhr der Rohstoffe und Manufacturartikel gehindert werden, die in viel größerer Menge und vorzüglicherer Qualität ausgeführt werden könnten, wodurch wieder viel frem-

oftmals Widerstand unter dem scheinbaren Vorwande von Unterwerfungsverträgen, Privilegien und Rechten, die ihnen durch kaiserliche Diplome gewährt seien."

„Die Kaiserin-Königin beseitigte aber den größten Theil dieser Privilegien, welche die ihr untergebenen Länder genossen, führte einen Staatsrath ein, in welchem die Angelegenheiten der Provinzen berathen wurden, und vermehrte durch die Durchführung zahlreicher ökonomischer Maßregeln ihre Einnahmen dergestalt, daß sich jetzt unter der Kaiserin-Königin das Staatseinkommen auf 40 Millionen Gulden jährlich beläuft, während es unter ihrem Vater bei einem viel größeren Staatsgebiete nur 30 Millionen Gulden betrug."

„Im Staatsrathe werden die Hauptgrundsätze berathen, nach denen der Staat regiert wird, und die Behörden und Beamten hängen von dem ab und gehorchen dem blind, was der Staatsrath mit Billigung der Souveränin festzustellen für gut findet."

„Alle Provinzen, mit Ausnahme von Ungarn, sind sehr pünctlich in der Bezahlung der Steuern; denn da in dem größeren Theile der Erbstaaten das Lehenswesen herrscht, so erhebt der Gutsherr die Steuern und liefert an das kaiserliche Haus dasjenige ab, was er von seinen Unterthanen auf Rechnung der Kaiserin einzusammeln hatte. Durch diese Einhebungsart erwachsen dem Staat zwei große Vortheile: der eine, daß sich die Zahl der Beamten nicht vermehrt, was mit großen Unzukömmlichkeiten verbunden wäre; der andere besteht in der Sicherheit und genauesten Pünctlichkeit bei allen Zahlungen."

„Um das Land steuerkräftig zu machen, gewährte die Kaiserin Prämien und lieh Capitalien an solche, die Fabriken gründeten, und besonders jenen, welche die heimischen Producte zur Ausfuhr zu bringen suchten. Sie kann um so leichter in

diesen Bestrebungen fortfahren, als die Vorsehung sie zur Herrin von so fruchtbaren Ländern machte, wie es besonders Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn sind. Ich kann in Wahrheit berichten, daß die Erbstaaten des Hauses Oesterreich an allem Ueberfluß haben, was nöthig ist, um Kriege kräftig zu überstehen, ohne daß sie etwas weder von benachbarten, noch von entfernten Ländern bedürfen; denn sie haben einen außerordentlichen Reichthum an allen Fruchtgattungen und an Thieren aller Art, zahllose Wälder, gute Wolle in einigen Provinzen, reiche Minen ausgezeichneten Eisens, Stahl, Bruchsteine und Blei in Menge, Quecksilber, Gold- und Silbergruben, Erz, Hanf und Flachs von vorzüglicher Güte: kurz es fehlt ihnen nichts, um im Frieden gut zu bestehen und im Kriege sich zu vertheidigen. Es ist nicht möglich, all die großen Wohlthaten aufzuzählen, welche der industrielle und wirthschaftliche Sinn des Kaisers Franz der Stadt Wien erwiesen. Aus seinem Privatvermögen brachte er beträchtliche Summen in Umlauf, unterstützte diejenigen, welche die bestehenden Manufacturszweige vervollkommneten, und gewährte denen Prämien, welche neue einzuführen sich bestrebten. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle die weisen Einrichtungen dieses Fürsten im Einzelnen besprechen wollte."

„Aber auch die Kaiserin hegt den lebhaften Wunsch, den Handel ihrer Länder aufblühen zu machen; sie rief eine Behörde, den Handelsrath, ins Leben. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß der Handel sich bedeutend vermehren würde, wenn die verschiedenen Provinzen sich nicht in ihren Interessen und Zielen so entgegengesetzt wären, daß dadurch der wechselseitige Umlauf und die freie Ausfuhr der Rohstoffe und Manufacturartikel gehindert werden, die in viel größerer Menge und vorzüglicherer Qualität ausgeführt werden könnten, wodurch wieder viel frem-

des Geld ins Land gezogen würde. Nichts desto weniger kann ich behaupten, daß diese Länder, da sie so beschaffen sind, wie ich sie oben beschrieben habe, das ist überreich an Früchten, Thieren, Minen und Bewohnern, welche durch ihre Geduld fähig sind zur Nachahmung dessen, was sie sehen, in dem Zeitraume von vier Jahren, seit ich sie kenne und aufmerksam beobachte, in ihrem Wohlstande gestiegen sind, so daß ich glaube, sie befinden sich im Stande des Aufschwungs. Ich will nicht noch von dem Hafen von Triest sprechen, von den großen Kosten, welche die Kaiserin darauf verwendet, von der Zahl und dem hoffnungsvollen Aufschwung der kaiserlichen und Privatfabriken, von dem großartigen Waarenumsatz und von den Verkehrsadern zwischen dem Mittelpuncte des Reiches, diesem Hafen und den Erbstaaten.*

Nach diesem läßt sich Renier über die ungarischen Verhältnisse insbesondere aus, welche Stelle wir bereits früher dem Abschnitte über Ungarn eingeschaltet haben.

Zwei Momente sind es, die wir aus diesem Berichte des venetianischen Gesandten besonders hervorheben wollen. Paolo Renier anerkennt, daß die Länder, die unter Maria Theresia's Herrschaft standen, sich seit ihrem Regierungsantritte auf eine außerordentliche Weise in ihrem Wohlstande und mithin auch in ihrer Steuerkräftigkeit und Militärmacht gehoben hatten, und daß sie dieses günstige Ergebniß einzig und allein den groß-artigen Reformen danken konnten, welche die Kaiserin im Vereine mit ihren Staatsmännern durchzuführen für nöthig hielt. Denn dadurch wurden die früher so lockeren Bande, welche die Provinzen unter einander und mit dem Mittelpuncte des Reiches verbinden sollten, fester geknüpft und eine wahrhaft monarchische Herrschaft ermöglicht, welche ihre Interessen ungehindert und unmittelbar auch in den fernen Provinzen durchführen und ver-

:eten konnte. Nur dadurch wurde Maria Theresia in den Stand
esetzt, im Falle eines Krieges über die vorhandenen in Land
ınd Volk ruhenden Kräfte unumschränkt zu gebieten. Und
leichzeitig bildete sich unter allen, dem Scepter der Kaiserin
ıntergebenen Ländern durch eine möglichst gleichförmige Gesetzgebung
und durch die Hebung des Schulwesens unter der unmittelbaren
Obhut des Staates ein österreichisches Rechtsbewußtsein,
eine österreichische Nationalanschauung, und in allen
den verschiedensprachigen Völkern erwachte ein Gemeingefühl,
ein Patriotismus, welcher trotz aller kommenden Stürme Groß-Oesterreich
bis auf unsere Tage im wesentlichen so erhielt, wie
Maria Theresia es im Innern gestaltet und nach außen hin
sichergestellt hatte.

II.

Die auswärtigen Verhältnisse von 1748—1756.

11.

Maria Theresia und Friedrich II. nach dem Aachener Frieden.

Im Aachener Frieden hatte Maria Theresia außer dem Verluste einiger kleinen Landstriche in Italien nur einem Gegner, Friedrich II., König von Preußen, ein schönes reiches Land, Schlesien mit der Grafschaft Glatz, abtreten müssen. Ist es da nicht erklärlich, daß eine Abneigung, eine feindselige Stimmung in der Kaiserin Herz gegen den Mann sich festsetzte, der ihr eine herrliche Provinz geraubt? Schlesien wieder zu gewinnen, war von da an ihr heißester Wunsch; das Kaiserthum ohne Schlesien sei für sie ohne Werth, sagte sie; einen Schlesier konnte sie nicht sehen, ohne in Thränen auszubrechen. Am Wiener Hofe erkannte man in Friedrich den Mann von großen Talenten, den strengen Herrscher und ersten Feldherrn seiner Zeit, staunte seine kräftige durchgreifende rücksichtslose Regierungsweise, seine Sparsamkeit und die von ihm aufrecht erhaltene Ordnung im Staatshaushalte an, und führte auch in Oesterreich ähnliche Regierungsgrundsätze, aber mit mehr Schonung und Milde, durch, achtete ebenso das tüchtige preußische Heer — aber man

vergaß auch nicht, Friedrich als den gefährlichsten Gegner Oesterreichs zu betrachten. So vereinigten sich persönlicher Widerwille, religiöse Abneigung, der Schmerz des erlittenen Verlustes und endlich politische Rücksichten, um Maria Theresia zur Widersacherin Friedrich's zu machen, was sie ihr ganzes Leben hindurch blieb. Noch in den Jahren 1778 und 1780 bezeichnete sie, in ihrem vertraulichen Briefwechsel mit ihrer Tochter Marie Antoinette, den Preußenkönig als „Europa's Unheil“, als einen Mann, der in jeder Weise schmeichle, um zu seinem Ziele zu kommen; „habe er es aber erreicht, so vergesse er alles und mache selbst das Gegentheil, da er nie Wort halte; indem er alle anerkannten Grundsätze der Wahrheit und Ehrbarkeit verläugne, spiele er mit Verträgen und Bündnissen und sinne nichts anderes als nur alles zu verwirren und Andern zu schaden“ u. s. w.

Aber auch bei den übrigen Fürsten Europa's besaß Preußen, das als ein Staat ersten Ranges eben erst emporgekommen war, und sein König wenig Sympathien; denn er stand zu seinen Mitfürsten fast in einem persönlich feindlichen Verhältnisse, das durch seine eigenthümliche Handlungsweise, durch seine geistige Ueberlegenheit, durch die Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel, durch sein gehobenes Selbstgefühl und durch die bitteren Sarcasmen hervorgerufen wurde, womit er niemand verschonte. Sein Ehrgeiz, seine Unternehmungslust erweckten Furcht und man hielt ihn jeder, auch der kühnsten That, für fähig.

Die Erhöhung der Macht Preußens, getragen durch Friedrich's glänzende Finanzverwaltung und Heeresleitung, erschien als die höchste Gefahr für Oesterreichs Stellung in Deutschland und Europa. Andererseits hatte Friedrich selbst die Reformen in der Verwaltung und die Fortschritte im Kriegswesen in Oesterreich in den Friedensjahren von 1748 an mit aufmerksamem Blicke verfolgt und mit schwerer Besorgniß gelingen

sehen. So war es denn zwischen Oesterreich und Preußen, trotzdem sich diese beiden Staaten seit dem Dresdener Frieden nicht mehr in Waffen gegenüber standen, nie zu näheren Beziehungen, zu einem freundschaftlichen Verhältnisse als deutsche Mächte und Nachbarn gekommen. Im Gegentheil, es spann sich ein kleiner diplomatischer und politischer Krieg zwischen ihnen unablässig fort, welcher sich durch gereizte Noten, gegenseitige Handelsbedrückungen, Reibungen und Neckereien an den Grenzen und durch beleidigende Flugschriften äußerte. Friedrich suchte sich zum Schirmherrn der ungarischen Protestanten aufzuwerfen, bedrohte hinwieder die Katholiken Schlesiens, und trat, was für Maria Theresia höchst schmerzlich war, der von dem Kurfürsten von Hannover, als König von Großbritannien Georg II, vorgeschlagenen Erwählung ihres Sohnes, des Erzherzogs Joseph, zum römischen König entschieden entgegen. Politische und persönliche Gründe mußten mithin die Kaiserin dahin bringen, die Schwächung Preußens, besonders durch die Rückerwerbung von Schlesien, als das Hauptziel ihrer Politik anzusehen, und in der That war auch seit dem Aachener Frieden ihr ganzes Sinnen und Trachten auf die Erreichung dieses Zweckes gerichtet.

Doch dieses große schwierige Werk zu vollführen, waren die alten Staatsmänner, die Uhlefeld und Bartenstein, deren politisches Talent ohne der Kaiserin Heldenmuth und ihres Volkes Hingebung schon im Erbfolgekriege Oesterreich nicht hätte retten können, nicht im Stande. Denn Friedrich hatte auch in die auswärtige Politik ein ganz neues Element gebracht, indem er sich in der Wahl seiner Bundesgenossen, in der Ergreifung der Mittel zur Realisirung seiner Pläne immer freie Hand behielt, sich durch die bestehenden Bündnisse, durch die hergebrachten politischen Verhältnisse und Beziehungen nicht hindern ließ, sich nicht an ein bestimmtes System band, sondern immer nur seine Inter-

eisen zu Rathe zog und den Weg wählte, welcher ihm zur Erreichung seiner Zwecke als der tauglichste erschien. Gegenüber einem solchen politischen Gegner mußte auch die auswärtige Politik des Kaiserstaates aus den alten ausgefahrenen Geleisen heraus in neue Bahnen gelenkt werden und dazu bedurfte es einer jungen schöpferischen Kraft, welche Maria Theresia in dem Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg fand.

12.

Kaunitz übernimmt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Die Kaunitz sind ein altböhmisches Adelsgeschlecht, das seinen nachweisbaren Bestand bis in das zwölfte Jahrhundert zurückleitet und sich im Laufe des sechzehnten in zwei Linien, die böhmische und die mährische, abzweigte. Ein Sprößling der letzteren, Graf Maximilian Ulrich, 1699 vermält mit Maria Ernestine Francisca Gräfin Rietberg, deren Geschlechtsnamen er später dem seinigen anfügte, hatte sich im auswärtigen Staatsdienste an mehreren deutschen Höfen und dann (1721) zu Rom hervorgethan, und widmete die spätern Lebensjahre seinem Heimatlande Mähren, das dem umsichtigen und thätigen Wirken seines Landeshauptmanns so manche gemeinnützige Einrichtung dankte. Die Ehe des Grafen Kaunitz mit der Gräfin Rietberg war eine ungemein fruchtbare; nach einigen Schriftstellern neunzehn, nach andern sechzehn Kinder, fünf Töchter und eilf Söhne, waren die Sprossen dieser Verbindung; unser Wenzel Anton, geboren zu Wien am 2. Februar 1711, also noch während des Kampfes um das spanische Erbe, war der sechste in der Reihe.

Als jüngerer Sohn und, wie die Nachrichten lauten, von seiner Mutter verwöhnt und verzärtelt, erhielt Wenzel Anton von seinen Eltern die Bestimmung für den geistlichen Stand und wurde in früher Jugend Domicellar von Münster. Doch die Vorsehung entschied anders. Der Tod seiner älteren Brüder entriß den jungen Grafen unvermuthet seinen theologischen Studien und führte ihn den juridisch-politischen zu. Er bezog zuerst die Universität von Wien, dann jene von Leipzig und Leyden, und unternahm darauf zu seiner weitern Ausbildung längere Reisen durch die Niederlande, nach England, Frankreich und Italien, die seinem reichen, scharfen und lebhaften Geiste eine Fülle von Anschauungen und Erfahrungen zuführten. Es war nicht so sehr der bunte Wechsel von Kleidern und Sitten, von Gegenden und Städten, von Denkmälern und Kunstwerken, obgleich Kaunitz auch für solche Dinge ein offenes Auge und ein scharfes Urtheil hatte; es waren mehr als dies die öffentlichen Einrichtungen der verschiedenen Länder, die politischen Verhältnisse und Bestrebungen, das Walten hervorragender Persönlichkeiten und dann wieder das Getriebe kleinlicher Zwecke und Leidenschaften, die sich nur zu oft zwischen die Ausführung großer Pläne und Unternehmungen hineindrängten, was die Aufmerksamkeit des jungen Grafen fesselte und ihm tiefe Blicke in den Lauf menschlicher Angelegenheiten gestattete. So konnte er, nicht als unerfahrener Mann, sondern mit reichen Kenntnissen und gereifter Einsicht ausgestattet, jene Laufbahn betreten, die ihn von Stufe zu Stufe bis auf den höchsten Gipfel des Ruhmes, der Ehren und Auszeichnungen führen sollte.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, vermählte sich Kaunitz am 6. Mai 1736 mit Maria Ernestine Gräfin von Starhemberg, einer Enkelin des großen Helden von Wien während der zweiten Türkenbelagerung, und trat im Jahre darauf (1737)

den Staatsdienst. Noch unter Karl VI. wurde er, damals ...ßundzwanzig Jahre alt, Mitglied des Reichshofrathes und ...iter kaiserlicher Commissär in Regensburg. Hier schon soll er ...e Idee gefaßt und ausgesprochen haben, die er später, als er ... der Spitze des Kaiserstaates stand, in das Leben einzuführen ...chtete: die Bildung eines großösterreichischen Staates durch ...ammlung und Einigung der Volkskraft im Innern und durch ...e auswärtige Politik, die nicht mehr so sehr wie seit Jahr... ...nderten die beschränkten Verhältnisse des verfallenden deut... ...en Reiches zur Richtschnur nehmen, sondern sich auf eine alle ...ächte Europa's umfassende politische Umschau und Thätigkeit ...ßen sollte. Oesterreich mußte um seiner selbst willen als ein ...oßer starker Staat, nicht blos darum, weil seine Herrscher die ...utsche Kaiserkrone trugen, eine der ersten Stellen in der Reihe ...r europäischen Großmächte einnehmen können. Dies waren ... politischen Anschauungen des Grafen Kaunitz schon bei seinem ...ten Auftreten auf dem diplomatischen Felde, und die Erfahrun...n, welche er im Reichshofrathe und am Reichstage zu Regens...rg machte, mögen seine Ueberzeugung nur noch gefestigt haben.

Doch wurde er nach Karl's VI. Tode von seiner Stelle ...berufen; er lebte eine Zeit lang in dem Kreise seiner privaten ...rhältnisse, bis er 1742 von Maria Theresia mit einer diplo...tischen Mission nach Italien betraut wurde. Schon die erste ...peschе, die Kaunitz aus Turin nach Wien sandte, bekundete ...e solche Meisterschaft, daß sie, wie erzählt wird, Graf Uhle... ... der jungen Monarchin mit den bedeutungsvollen Worten ...rreichte: „Hier ist der künftige erste Minister!" Nach drei ...hren wurde Kaunitz aus Italien zurückgerufen und als bevoll...chtigter Minister nach Brüssel an den Hof des Statthalters, ...rzogs Karl von Lothringen, gesandt. Diese seine Mission ...ahr durch die militärischen Erfolge der Franzosen, welche die

belgischen Provinzen eroberten, eine unliebsame Unterbrechung und Kaunitz widmete die beschäftigungslose Zeit zu einem Besuche der Bäder von Aachen. Nachdem er darauf (1747) in England als Gesandter gewirkt hatte, vertrat er 1748 Oesterreich auf dem Aachener Congresse. Von 1751 bis 1753 war er österreichischer Botschafter in Paris; von dort weg wurde er in das Ministerium nach Wien berufen.

Damals war Kaunitz 42 Jahre alt, von schlanker edler Gestalt, von regelmäßigen und einnehmenden Gesichtszügen, welche Verstand und Scharfsinn ausdrückten. Kaunitz besaß tiefe Menschenkenntniß, große Gewandtheit in den Geschäften, sicheres Urtheil, eiserne Folgestrenge im Festhalten seiner Pläne, die größte Ausdauer und Zähigkeit in der Erstrebung seiner Ziele. Er imponirte durch sein kaltes ruhiges gleichmäßiges Benehmen, durch seine geistige Ueberlegenheit; dabei konnte er aber so offen und liebenswürdig sein, daß andere leicht veranlaßt wurden, sich ihm zu offenbaren, während er seine Gedanken und Absichten niemand mittheilte. In der Staatsconferenz, wenn es galt, seine Meinung durchzusetzen, und beim Empfange fremder Gesandten war er von glänzender Beredsamkeit. Die leitenden Verhältnisse an den auswärtigen Höfen, die Persönlichkeiten an denselben, Fürsten und Staatsmänner, ihre Pläne und Zielpuncte, sowie ihre Schwächen kannte er wie keiner seiner Zeitgenossen. Bei so großen Vorzügen des Staatsmannes sind die kleinen Schwächen des Privatmannes, seine Eitelkeit und seine übertriebene Todesfurcht — man durfte in spätern Jahren die Worte „Tod“ und „sterben“ vor ihm nicht aussprechen, und seine Vorleser mußten alle Geschicklichkeit anwenden, diese Ausdrücke, wo sie vorkamen, in zartester Weise zu umgehen — kaum der Erwähnung werth. Seine Politik war sowie die Friedrich's II. eine Politik der

Interessen, die sich von dem Festhalten an veralteten Grundsätzen und den hergebrachten halben Mitteln gleich ferne hielt. Anfänglich wollte es Maria Theresia mit ihm im Staatsrathe nur versuchen, aber Kaunitz eroberte sich schon in den ersten Wochen das Vertrauen seiner Herrin und wurde in Kürze der einflußreichste Minister.

Welches waren nun die Wege, welche Maria Theresia und ihr erster Minister zur Erreichung ihrer Ziele in der auswärtigen Politik einschlugen? Die Gruppirung der Großmächte Europa's war seit dem österreichischen Erbfolgekriege dieselbe geblieben; Oesterreich zählte England und Rußland zu seinen Verbündeten und konnte in Deutschland am sichersten auf Sachsen und, Englands wegen, auf Hannover rechnen, während Preußen in den besten Beziehungen zu Frankreich und Spanien stand. Polen war damals schon politisch todt und wurde in den staatlichen Combinationen gar nicht als eine active Macht betrachtet. Aber Englands Hilfe hatte sich für Oesterreich schon während der letzten Jahre des Erbfolgekrieges als nicht hinreichend erwiesen, der Aachener Frieden mit seinen ungünstigen Bedingungen war der Kaiserin durch England geradezu aufgedrungen worden; der Wiener Hof sah sich daher nach einem anderen Verbündeten um, jedoch ohne die Bundesgenossenschaft mit England dadurch aufgeben zu wollen. Frankreich, das noch immer trotz der schon zu Tage tretenden Folgen der Mißregierung Ludwig's XV. die bedeutendste Macht auf dem Festlande von Europa war, mußte hierbei in erster Linie in Betracht kommen, umsomehr als durch die Verbindung mit Frankreich auch die österreichischen Niederlande vor Angriffen gesichert wurden. Das Zustandebringen der Allianz mit Frankreich neben Festhaltung der englischen Freundschaft wurde daher der Grundgedanke aller folgenden vom Wiener Hofe ausgehenden politi-

schen Unterhandlungen. Vor allem suchte Maria Theresia selbst den französischen Gesandten in Wien, Blondel, durch freundliche Unterredungen und wohlwollende Aeußerungen für sich und Oesterreich zu gewinnen, und Kaunitz war, damals noch als österreichischer Botschafter am Hofe von Versailles, in gleicher Weise bemüht, bei Ludwig XV. und der Marquise von Pompadour Oesterreich und dessen Kaiserin beliebt zu machen. Nur langsam wurden diese Bemühungen von Erfolg gekrönt. Obwohl die französischen Gesandten in Wien, Blondel und nach ihm d'Hautefort, persönlich sehr rasch durch Maria Theresia's Liebenswürdigkeit im Umgange waren gewonnen worden, so schlugen am Versailler Hofe die Stimmungen erst um, als 1751 das Portefeuille des Auswärtigen aus den Händen Puysieulx' in die des Marquis von St. Contest übergegangen war, welcher dem 1753 neu ernannten Botschafter d'Aubeterre Instructionen nach Wien mitgab, die für Oesterreich weit geneigtere Gesinnungen zeigten, als sie zu Versailles jemals früher gehegt wurden.

Ende 1752 hatte Kaunitz Paris verlassen und war in Wien in den Staats- und Conferenzrath eingetreten. Hier war bereits die Kaiserin für die Pläne ihres Ministers gewonnen, hatte dieselben aber bisher vor dem Kaiser und ihren Staatsräthen sorgfältigst geheim gehalten. In dem Conferenzrathe, der nun unter ihrem Vorsitze über die Aenderung der auswärtigen Politik und über die neue Bündnißstellung gehalten wurde, sprachen sich zuerst die älteren Minister übereinstimmend mit großer Lebhaftigkeit für das Festhalten an der englischen Allianz und gegen eine nähere Verbindung mit Frankreich aus. Während ihrer breitspurigen Vorträge hatte Kaunitz Federn geschnitten, Bleistifte gespitzt und sich den Staub von den Kleidern geblasen. Als endlich an ihn, den jüngsten im Rathe, die Reihe kam,

rklärte er sich bestimmt, fest und beredt für das entgegengesetzte System. Er nahm sämmtliche vorgebrachte Gründe auf, um sie zu widerlegen. „Das katholische Deutschland", so begründete er seine Ansichten, „neige leicht auf Frankreichs Seite; die Franzosen könnten Belgien, die Preußen Böhmen angreifen, und während England keinen rechten Beistand hier und dort zu leisten vermöge, dürfte es noch durch seine Verhältnisse in Italien neuen Krieg herbeiführen. Im Anschluß an Frankreich sei dagegen Oesterreich nicht nur am Rhein, in den Niederlanden und in Italien gedeckt, sondern auch sicher vor dessen Verbündeten Dänemark und Schweden, vor Spanien, welches dann in Italien ruhig bleiben müßte, sowie vor der Türkei bei dem Vorwiegen des französischen Einflusses in Constantinopel. Ziehe man noch Rußland in den Bund, so werde Oesterreichs größter Feind, der König von Preußen, solcher überlegenen Macht nicht widerstehen können."

Die in dieser Rede des Ministers enthaltenen Vorschläge überraschten den Kaiser in solchem Grade und fanden an ihm einen so heftigen Gegner, daß er mit dem Ausrufe: „Dieses Bündniß ist unnatürlich!" sich von seinem Sitze erhob und noch während des Vortrages des Grafen Kaunitz die Conferenz verließ. Nachdem der Minister geendet hatte, erklärte sich die Kaiserin für seine Ansicht, reichte ihm die Hand zum Kusse und entließ die Conferenz. Drei Wochen später fand die Aenderung des Ministeriums statt. Kaunitz wurde an Uhlefeld's Stelle zum geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt und somit an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt, über welche er sich von nun an mit Uebergehung seiner Amtsgenossen, der andern Minister, nur mehr mit der Kaiserin berieth.

Kaunitz begann sogleich die diplomatischen Verhandlungen, welche zur Vereinzelung Preußens führen sollten und wirklich die Stellung der Staaten Europa's zu einander für Jahrzehnte

veränderten. Zunächst suchte er möglichst viele Verbündete zu dem bevorstehenden Kampfe zu gewinnen. Vor allem sollte Englands Freundschaft erhalten bleiben, worauf man mit Sicherheit hoffte; denn Georg II. stand, wegen der Ansprüche, die er von Oesterreich unterstützt auf Ostfriesland erhob, zum Könige von Preußen in gespannten Verhältnissen, war auch, aus Furcht vor Friedrich's Eroberungsgelüsten auf Hannover, dem österreichisch-russischen Defensivtractate (am 30. October 1750) beigetreten und erklärte sich noch im Jahre 1753 bereit, an Oesterreich Hilfsgelder zu zahlen, falls der König von Preußen den Frieden bräche. Sachsen wurde durch Gewährleistung seines Besitzstandes im Falle eines preußischen Angriffs gewonnen. In Rußland, das schon seit 1750 allen diplomatischen Verkehr mit Preußen abgebrochen hatte, setzte, getragen durch Elisabeth's erbitterte Stimmung gegen Friedrich, die sich schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen durch das am 22. Mai 1746 zu St. Petersburg mit Oesterreich abgeschlossene Vertheidigungsbündniß kundgegeben hatte, der Großkanzler Bestuscheff im Reichsrathe zu Moskau (am 14. und 15. Mai 1753 und abermals am 7. October 1755) die Erklärung durch: „es sei eine dringende politische Nothwendigkeit, sich nicht allein dem Anwachsen der preußischen Macht zu widersetzen, sondern auch mit aller Kraft darnach zu trachten, daß das Haus Brandenburg in seinen früheren mittelmäßigen Stand zurückgebracht werde"; es wurde weiter die Aufstellung eines Heeres von 65.000 Mann an den Grenzen Lieflands beschlossen, das in Preußen einrücken sollte, sobald Friedrich einen Verbündeten Rußlands, namentlich Sachsen oder Hannover, angreife oder selbst von einem solchen zuerst angegriffen würde.

Flotte geriethen, wurden jene von den Engländern mit Beschlag belegt. Es kam zu diplomatischen Verhandlungen; allein das Ergebniß war, daß das Londoner Cabinet die genommenen Schiffe nicht nur nicht herausgab, sondern sogar trotz des noch bestehenden Friedens französische Schiffe durch englische Kaper aufbringen ließ, obgleich Ludwig XV., um seine Nachgiebigkeit zu beweisen, eine von seiner Marine aufgebrachte englische Fregatte zurückgegeben und den englischen Kauffahrern erlaubt hatte, ruhig ihren Handel fortzusetzen. So kam es zwischen diesen beiden Staaten immer näher zum Bruche.

Dieser Zwischenfall war für Oesterreich höchst bedenklich. Lagen England und Frankreich mit einander im Streit, so war kaum zu hoffen, mit beiden Staaten zugleich in Frieden und Freundschaft zu bleiben. Kaunitz suchte zunächst den englisch-französischen Hader beizulegen, und als ihm dies nicht gelang, wenigstens für Oesterreich die Neutralität zu behaupten, um auf alle Fälle der Freundschaft Englands nicht verlustig zu gehen.

Auch an Frankreich trat jetzt die Entscheidung heran, ob es im Kriege gegen England mit Oesterreich oder mit Preußen an seiner Seite kämpfen wolle. Am Versailler Hofe, wo seit 1754 Rouillé die auswärtigen Angelegenheiten leitete, hatte inzwischen der österreichische Botschafter Graf Starhemberg, des Kaunitz Nachfolger, ganz in dessen Geist gewirkt und durch die Marquise von Pompadour — die sich durch einen Brief Maria Theresia's an sie im höchsten Grade geehrt fand, während sie zugleich von einem tödtlichen Hasse wider den König Friedrich II. erfüllt war — und durch die beiden Staatsmänner, den Abbé Bernis und den Grafen von Stainville, auch den König selbst der österreichischen Allianz geneigt gemacht. Am 22. September 1755 begannen die Unterhand-

lungen mit der Eröffnung des österreichischen Botschafters an die allmächtige Marquise: „Die Kaiserin-Königin sei bereit, sich Frankreich anzuschließen, dafern sich König Ludwig ganz von Preußen zurückziehe". Es kamen aber hierbei keineswegs blos persönliche Beweggründe ins Spiel; auch wichtige politische Gründe mußten eine Annäherung von Oesterreich und Frankreich, diesen beiden größten Mächten des europäischen Festlandes, herbeiführen. Denn eine mächtige Stellung Preußens inmitten der protestantischen Reichsstände mußte auch Frankreich gefährlich erscheinen, während andererseits wieder Hannover das einzige günstig gelegene Angriffsobject für Frankreich in einem Kampfe mit England war.

Die Annäherung Oesterreichs an Frankreich hatte aber auch die allmälige Erkaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und England zur Folge. Als man in London von den Verhandlungen zwischen Wien und Versailles Kunde erhielt und als auch der deutsche Reichstag auf das Gesuch um Schutzmaßregeln vom Reiche für das von Frankreich bedrohte Hannover eine ausweichende Antwort (vom 4. November 1755) ertheilte, da erkannte Georg II., daß er auf eine thatsächliche Unterstützung von Seite des deutschen Kaisers im Kampfe mit Frankreich nicht rechnen könne und daß ein neues politisches System die Oberhand zu gewinnen beginne. Nun kamen die seit Beginn dieses Jahres schwebenden geheimen Unterhandlungen zwischen Berlin und London zum Abschlusse. Am 16. Januar 1756 wurde im Westminsterpalaste zu London der Neutralitätsvertrag zwischen England und Preußen abgeschlossen, kraft dessen sich diese beiden Staaten ihre beiderseitigen Besitzungen gewährleisteten und für den Fall eines Angriffes von außen zur gegenseitigen Hilfe verpflichteten; sie verabredeten dabei, nicht dulden zu wollen, daß das Heer irgend einer fremden Macht den

deutschen Boden — nur die österreichischen Niederlande wurden davon ausgenommen — betrete.

Am Hofe von St. James glaubte man damit nichts feindseliges gegen Oesterreich unternommen zu haben, und die britischen Staatsmänner meinten noch immer, daß es trotz der Einigung mit Preußen nicht zum Bruche mit Oesterreich kommen werde. Nur „um fremdes, die Ruhe Deutschlands störendes Kriegsvolk abzuhalten“, erklärte König Georg II. in seiner offenen Declaration vom 16. Juli 1756, „sei die Uebereinkunft mit Preußen abgeschlossen worden. Der König sei übrigens der Ansicht, daß sie dem Kaiser lieb sein müsse, da sie die Reichslande schütze; die Kaiserin könne ferner nicht mißkennen, daß ihren deutschen Ländern durch dieselbe ein Dienst geschehen sei; die Reichsstände aber hätten Ursache, dafür dankbar zu sein, da sie ihnen Ruhe und Sicherheit gewähre“. Auch Friedrich II. bemühte sich, dieser Angelegenheit einen friedlichen Anstrich zu geben. „Ich weiß“, sagte er zu dem vom französischen Hofe an ihn abgeschickten Herzog von Nivernais, „die Höfe von Versailles und Wien stehen gleichfalls in Unterhandlung; mögen die Kaiserin und der König von Frankreich sich gleich mir mit einem Vertheidigungsbündnisse begnügen, dann wird die Ruhe Deutschlands nicht gefährdet werden“.

Allein in Wien faßte man die Sache anders auf. Man erkannte sogleich, daß England als Bundesgenosse für den bevorstehenden Kampf mit Preußen verloren sei, und schloß sich daher um so enger an Frankreich an, dessen Staatsmänner ebenfalls den preußisch-englischen Neutralitätsvertrag als den Abfall Preußens von Frankreich betrachteten und demselben ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich entgegensetzen wollten. So kam am 1. Mai 1756 zu Versailles der Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich zum Abschluß; am 19. Mai

in der Conferenz des Staatsministeriums zu Wien in
nwart der Kaiserin und des Kaisers einstimmig die Bestä-
g desselben beschlossen. Die offenen Artikel dieses Vertrages
en, wie jene des englisch-preußischen, nur auf ein Verthei-
gsbündniß: Oesterreich sagte Frankreich während des mit
nd ausgebrochenen Krieges Neutralität zu, Frankreich
en versprach, die österreichischen Besitzungen nicht anzu-
n; für den Fall eines Angriffes durch auswärtige Feinde
ichteten sich beide Mächte zur Zusendung von 24.000
n Hilfstruppen. Allein in fünf andern geheimen Artikeln
n viel weiter gehende Bestimmungen getroffen: Oesterreich
Schlesien mit der Grafschaft Glatz, Parma, Piacenza und
alla zurückerhalten, Frankreich solle durch Luxemburg,
ly und Beaumont vergrößert werden, die übrigen Theile
sterreichischen Niederlande sollen an Don Philipp von
a, den Schwiegersohn Ludwig's XV., für sein an Oester-
bzutretendes Land fallen und Preußen solle noch weiter
ächt werden.

Diese beiden Verabredungen, das preußisch-englische Schutz-
Trutzbündniß und der Vertrag von Versailles zwischen
reich und Frankreich, bargen in sich den Keim des sieben-
en Krieges, der, weil Oesterreichs Hauptstreben nur auf
äckerwerbung Schlesiens gerichtet war, eigentlich als eine
tzung des österreichischen Erbfolgekrieges, die Friedens-
wischen beiden aber als ein bloßer längerer Waffenstillstand
trachten ist, in welchem sich die kriegführenden Mächte
Bündnisse und Rüstungen für den wiederausbrechenden
f vorbereiteten. Mit dem Vertrage von Versailles sah sich
ia Theresia am Ziele eines langjährigen Strebens.
, nie habe ich während meiner Regierung einen Vertrag
freudigem Herzen unterzeichnet als diesen", sagte sie, nach-

dem sie ihren Namen auf die Urkunde gesetzt hatte. An ihrem Hofe blickten allerdings nicht alle so befriedigt darein wie sie und ihr erster Minister; der Erzherzog Joseph erlaubte sich sogar an seine Mutter die Frage zu richten: „ob sie denn auch sicher sei, daß sie von den Franzosen nicht hintergangen werde?“ Allein bald legte sich diese Stimmung und man begann in Wien an der neuen Wendung der Dinge Gefallen zu finden.

Inzwischen war es zwischen Frankreich und England zum offenen Bruche gekommen. Am 17. Mai 1756 hatte letzteres den Krieg erklärt, vier Wochen später, am 16. Juni, das Cabinet von Versailles mit der Gegenerklärung geantwortet. Der französisch-englische Zwist, der im fernen Amerika begonnen hatte, wurde nun die Veranlassung zum schnelleren Ausbruche des Kampfes in Europa und bewirkte, wegen der feindseligen Stellung der beiden Westmächte zu einander, für England den engen Anschluß an Preußen und die Entfremdung von Oesterreich. Zwar hoffte Kaunitz noch immer, mit England in gutem Einvernehmen bleiben zu können, wenn er auch auf dessen Kampfgenossenschaft verzichten müsse. Denn Großbritannien und Oesterreich waren seit bald einem Jahrhundert in allen größeren westeuropäischen Kriegen Bundesgenossen gewesen. Wohl war es in den letzten Jahren zwischen diesen beiden Staaten zu einigen kleinen Irrungen gekommen. Oesterreich hielt sich auf dem Aachener Congresse von England für verrathen und verlassen, und wünschte sehnlichst die Aufhebung des Barrière-Tractates, wornach Oesterreich holländische Truppen in acht Festungen seiner Niederlande aufnehmen und bezahlen mußte; daß die seit 1753 darüber mit England und Holland gepflogenen Unterhandlungen ohne Erfolg blieben, verstimmte Oesterreich. Aber alles dies war nicht im Stande, die Bande, welche Sympathie und Staatsinteresse zwischen England und Oesterreich geschlungen,

zu zerreißen, und Maria Theresia konnte sich nicht enthalten, in der Audienz am 13. Mai 1756 dem englischen Gesandten Lord Keith ihre schmerzliche Ueberraschung über den preußisch-englischen Vertrag auszusprechen. „Dieser Vertrag“, sagte sie, „hat mich wie ein Donnerschlag getroffen. Zwischen mir und dem Könige von Preußen, Eurem jetzigen Freunde, ist jede Berührung unmöglich. Keine Rücksicht der Welt kann mich bestimmen, ein Bündniß einzugehen, woran er Theil hätte“. Als Keith auf ihre Unterhandlungen mit dem Hofe von Versailles anspielte, sagte die Kaiserin: „Wie könnte es Euch befremden, wenn ich, Eurem Beispiele mit Preußen folgend, eine Verbindung mit Frankreich anknüpfen würde!“ Im weitern Verfolge der Unterredung wagte Keith zu bemerken, er könne nicht glauben, daß sich die deutsche Kaiserin den Franzosen in die Arme werfen wolle. „Ich werfe mich nicht in ihre Arme“, sagte Maria Theresia lebhaft; „ich stelle mich nur auf Frankreichs Seite.“ Weder sie noch Kaunitz befürchteten indessen trotz allem, was vorgefallen, ernste Feindseligkeiten von Seiten Englands. Darum hatten sie auch dem Abschlusse der Bündnisse, welche Georg II. noch im Jahre 1755 zum Schutze Hannovers mit verschiedenen deutschen Reichsfürsten, namentlich mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, dem Fürstbischof von Würzburg, dem fränkischen Kreise, dem Herzog von Sachsen-Gotha und dem Fürsten von Schaumburg-Lippe eingegangen hatte, nicht entgegengewirkt und selbst als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich bereits ausgebrochen war, wurde der König von England als Kurfürst von Hannover vom Kaiser Franz Stephan um die bundesmäßige Hilfe angegangen. Ja selbst später noch (1757) schlug man zweimal ein Abkommen vor, in dem für Hannover eine Parteilosigkeit angeboten wurde und auch nach Ausbruch

der preußischen Behörden, durch Flucht seiner gerechten Bestrafung. Andauernder und folgenreicher war das Spiel eines durch Geld gewonnenen Schreibers im sächsischen Ministerium, Namens Mentzel, der ein in Wachs abgedrucktes Modell des Schlüssels zum geheimen Staatsarchive nach Berlin sandte und von dort einen darnach angefertigten Nachschlüssel erhielt. Nun konnte Mentzel das Archiv, wann sich ihm die Gelegenheit dazu bot, gefahrlos öffnen, die geheimen Papiere herausnehmen und die davon genommenen Abschriften nach Berlin senden. Dies geschah zuerst im Jahre 1752 und wurde von da an regelmäßig fortgesetzt. Friedrich soll aber trotzdem nicht durchaus echte Waare, sondern mitunter Abschriften von Schriftstücken, deren Original gar nicht verwendet worden war, erhalten haben. Dies sowie der Umstand, daß Mentzel sein verrätherisches Spiel so lange forttreiben konnte, hat später auf die Vermuthung geführt, man sei von der andern Seite auf dieses Verhältniß des preußischen Königs zu Mentzel gekommen und habe absichtlich, um Friedrich II. irre zu führen, auch ersonnene Urkunden unter die echten, die im Archive lagen, gemischt. Erst am 24. Sept. 1757, also schon im zweiten Jahre des ausgebrochenen Krieges, wurde der sächsische Schreiber ergriffen, da er eben seine neuesten Funde an die preußische Gesandtschaft abliefern wollte; er endete sein Leben in peinlicher Haft auf dem Königstein.

Zum Theil durch die Mentzel'sche Correspondenz auf falsche Voraussetzungen geleitet, soll Friedrich II. schon 1755 die Idee gefaßt haben, seinen Feinden durch einen plötzlichen Angriff zuvorzukommen. Doch überwog bei ihm der Wunsch und das Bedürfniß nach Frieden noch bis gegen Mitte 1756 dergestalt, daß er nach mehreren Seiten Versuche machte, den Krieg abzuwenden oder wenigstens dessen Beginn hinauszuschieben. Er hoffte zu diesem Behufe, Rußland durch Englands Vermittlung

von dem österreichischen Bündnisse abzuziehen, indem er meinte, Maria Theresia werde ohne die russische Hilfe vom Kriege abstehen; doch dies gelang nicht. Da richtete er kurz nacheinander zwei Noten an den Wiener Hof, welche der preußische Gesandte von Klinggräff der Kaiserin überreichte. In diesen beschwerte sich Friedrich über die feindseligen Absichten und die Kriegsrüstungen Oesterreichs gegen Preußen und verlangte von der Kaiserin das Versprechen, daß sie ihn in diesem und dem folgenden Jahre (1756, 1757) nicht angreife.

Die Kaiserin antwortete das erstemal unbestimmt und ausweichend, das zweitemal aber wußte es Kaunitz so anzulegen, daß Friedrich II. über die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes kaum ein Zweifel bleiben konnte. Der früher erwähnte Gesandte Preußens hatte nämlich, um das Schreiben seines Königs persönlich zu überreichen, um eine Audienz bei der Kaiserin gebeten. Sie wurde ihm für den 26. Juli 1756 zugesagt. Er erschien zur anberaumten Stunde und trug sein Anliegen kurz vor. Maria Theresia hörte ihn mit gemessener Haltung an und las darauf, was sie sonst nicht zu thun pflegte, die schon vorbereitete Antwort von einem Zettel ab, den sie aus ihrer Tasche zog: „In der allgemeinen Krisis, in der sich Europa befindet, habe ich es meiner Pflicht und meiner Würde gemäß erachtet, für meine eigene wie für meiner Freunde und Bundesgenossen Sicherheit hinlängliche Maßregeln zu treffen, doch ohne jemandes Nachtheil". Hierauf gab sie dem Gesandten durch ein leichtes Kopfnicken das Zeichen zum Abschied und verblüfft, ohne ein Wort weiter zu finden, zog sich Klinggräff zurück. Doch das war nicht alles. Kaunitz hatte für die Stunde, da die Audienz des preußischen Gesandten angesetzt worden, einen Vorwand gefunden, den Hofstaat in Galla in die Burg zu rufen, oder umgekehrt, er hatte die Audienz Klinggräff's geflissentlich auf einen Tag gesetzt, da

bei Hofe großer Tag war. Genug an dem, schon bei seinem Erscheinen hatte der preußische Gesandte zu seinem unliebsamen Erstaunen den Vorsaal zum Audienzzimmer mit geheimen Räthen, Kammerherren, hohen Beamten und Militärs in Galla angefüllt gesehen, und diese gesammte glänzende Gesellschaft war nun Zeuge, nicht blos wie der preußische Gesandte zur Audienz bei der Kaiserin vorgelassen, sondern auch wie er, nach kaum ein paar Minuten schon, von der Audienz entlassen wurde.

Klinggräff war außer sich über diesen Vorfall und nicht weniger sein König, an den er sogleich berichtete. Es stand nun fest in Friedrich's Sinne, dem Bündnisse der Gegner durch einen Angriff von seiner Seite zuvorzukommen. Vergebens suchte ihn der britische Gesandte an seinem Hofe, Mitchel, von diesem Gedanken abzubringen. Friedrich schritt in seinem Zimmer in heftiger Bewegung auf und ab, während Mitchel alle Mittel der Ueberredung verschwendete. „Glauben Sie", fuhr endlich der König auf, „ich soll mir Nasenstüber von Oesterreich geben lassen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!" Dann wieder, nachdem er ein paarmal die Länge des Saales durchmessen, wies er auf ein Bildniß Maria Theresia's, das an der Wand hing, und rief: „die Dame da will Krieg! sie soll ihn haben".

König Friedrich beschloß jetzt den schon früher gefaßten Plan rasch ins Werk zu setzen, den Krieg sogleich zu beginnen, um seine Gegner noch im Herbste 1756 zu überraschen, statt von ihnen, wie er überzeugt zu sein glaubte, im Frühlinge des folgenden Jahres allseitig angegriffen zu werden. Die bereits an den sächsischen Grenzen stehenden preußischen Regimenter erhielten den Befehl, in das Kurfürstenthum Sachsen einzurücken, obwohl noch im letzten Augenblicke der englische Gesandte in Berlin von diesem Schritte auf das lebhafteste abgerathen hatte. Der Besitz dieses Landes

war bei dem damit ausbrechenden Kriege für Friedrich als Operationsbasis unerläßlich wichtig; denn durch die Besetzung desselben kamen die von Böhmen heraus führenden Pässe des Erzgebirges sowie die Elbe in seine Gewalt und er konnte von da aus den Krieg nach Böhmen tragen. Außerdem bot ihm dieses fruchtbare, gut besorgte Land die reichsten Hilfsquellen zur Ernährung und Bekleidung seiner Soldaten und zur Füllung seiner Cassen dar.

Diese That mag für Friedrich eine politische Nothwendigkeit gewesen sein, sie war aber nichts destoweniger ein offener Bruch des Völkerrechtes. Was insbesondere Sachsen betraf, so stand zwar August III. in nahen Beziehungen zu Oesterreich und Rußland und es war mit Sicherheit vorauszusetzen, daß er sich im bevorstehenden Kriege auf die Seite dieser Mächte stellen werde; aber er befand sich noch im vollen Frieden zu Preußen und hatte sich auch noch keinem Bündnisse gegen diesen Staat angeschlossen. Sachsen wünschte allerdings ein Bündniß mit Oesterreich; allein der Wiener Hof wollte nicht darauf eingehen. Noch im Sommer 1756 schrieb der kurfürstliche Gesandte Flemming aus Wien nach Dresden: „man möge sich eilends in Kriegsbereitschaft setzen, damit sich Oesterreich Mühe gebe, Sachsens Beistand zu gewinnen." Allein der Ueberfall Sachsens durch Friedrich II. war mehr als ein gewöhnlicher Völkerrechtsbruch; er war auch ein Landfriedensbruch im deutschen Reiche, eine Verletzung des deutschen Reichsstaatsrechtes, und es war daher ein innerer Krieg, der nun darüber in Deutschland entbrannte. König Friedrich stand thatsächlich dem Reiche gegenüber, denn er hatte das Land eines Reichsstandes überfallen und kämpfte schon im zweiten Kriegsjahre mit dem Reichsheere, obwohl er selbst mehrfach hervorhob und es so angesehen wissen wollte, als ob er es nur mit dem Hause Oesterreich, nicht aber mit „des Kaisers

Majestät als Kaiser" zu thun habe; daher ließ er auch folgerichtig seinen Gesandten von Plotho an den Verhandlungen des Regensburger Reichstages ununterbrochen theilnehmen. Da die Herrscher von Preußen und Oesterreich dem deutschen Reiche gegenüber in einer Art Doppelstellung sich befanden, indem sie in Folge ihrer deutschen Besitzungen Reichsfürsten waren, vermöge ihrer außerdeutschen Gebiete aber als europäische Mächte dastanden, so wollte Friedrich die Lage der Dinge so betrachtet haben, als ob in diesem Kampfe er und Maria Theresia sich nicht als Reichsfürsten, sondern als europäische Großmächte gegenüber stünden.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die diplomatischen Verhandlungen werfen, die dem siebenjährigen Kriege vorausgingen, so ergibt sich, daß Kaunitz es war, welcher alle Fäden der politischen Verwicklung in seiner Hand vereinigt und zum Theile auch das Ziel erreicht hatte, das er sich vorgesteckt. Sein Plan war, analog mit dem Herzenswunsche der Kaiserin, Schlesien wieder zurückzuerwerben und Preußens Macht zu brechen. Aber Oesterreich wäre nicht im Stande gewesen, noch einmal Preußen und Frankreich zugleich zu bekämpfen; daher sollte Preußen vollständig vereinzelt und vereinsamt werden. Ein Bündniß mit Frankreich bot Oesterreich in der That viele günstige Aussichten dar. Denn von Deutschland war keine oder wenig Unterstützung zu erwarten; es zerfiel in zwei Parteien, eine protestantische, welche zu Preußen hielt, und eine katholische, welche arm an Geld und Truppen war und außerdem noch theilweise zu Frankreich neigte. Spanien, in naher Beziehung zu seinem Nachbar nördlich der Pyrenäen stehend, wollte neutral bleiben; der König von Sardinien lauerte auf eine Gelegenheit, sich in Italien auf Oesterreichs Kosten zu vergrößern; Schweden und Dänemark waren dem Versailler Hof

ergeben; bei der Pforte hatte der französische Gesandte großen Einfluß; Holland war wenig mächtig und England außer Stand, die Niederlande zu schützen, ja wegen Hannover selbst in Gefahr. Sowie aber das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich zu Stande kam, erwuchsen der Kaiserin daraus die großen Vortheile, daß Oesterreich nicht mehr in Italien, am Rhein und in Flandern zu kämpfen hatte; daß Ungarn durch Frankreichs Einfluß bei der Pforte gedeckt war; daß die katholischen Reichsfürsten nicht mehr durch Frankreichs Gold und Versprechungen vom Kaiser abwendig gemacht wurden und daß, da Dänemark und Schweden unter französischem Einfluß standen, auch diese nicht zu fürchten waren. Da nun auch Rußland vollständig auf Oesterreichs Seite stand, so wäre in der That Preußen ganz allein gestanden, wenn nicht gleichzeitig mit den europäischen Verwicklungen der Krieg in Amerika zwischen England und Frankreich ausgebrochen und dadurch letzteres veranlaßt worden wäre, Hannover zu bedrohen, ersteres aber, sich mit dem Gegner Frankreichs zu verbinden. Kaunitz' Plan war jedenfalls großartig angelegt und genial durchgeführt, er wäre auch vollkommen gelungen, Preußen wäre ohne jeglichen Bundesgenossen fast ganz Europa gegenüber gestanden, wenn nicht die Interessen der beiden Seemächte in Amerika sich gekreuzt hätten. Nur in dem einen Puncte, in der Hoffnung, neben dem Bündnisse mit Frankreich auch das gute Einvernehmen mit England aufrechterhalten zu können, waren des Ministers Voraussetzungen nicht in Erfüllung gegangen; aber dieser Staatsmann baute noch immer darauf, daß England mindestens neutral bleiben und an dem Kampfe nicht mit den Waffen an Preußens Seite theilnehmen werde. Soviel ist unläugbar, die diplomatischen Unterhandlungen, welche Kaunitz seit dem Aachener Frieden begonnen und fortgesponnen hatte, führten eine gründ-

liche Umwandlung in der Stellung der Großmächte Eu
zu einander herbei, die sich von da an durch länger al
Jahrzehente behauptete, und es bedurfte eines so gew
Ereignisses, wie es die französische Staatsumwälzung wa
den Bau, welchen der österreichische Staatsmann aufgefül
erschüttern und zu stürzen.





III.

Der siebenjährige Krieg.

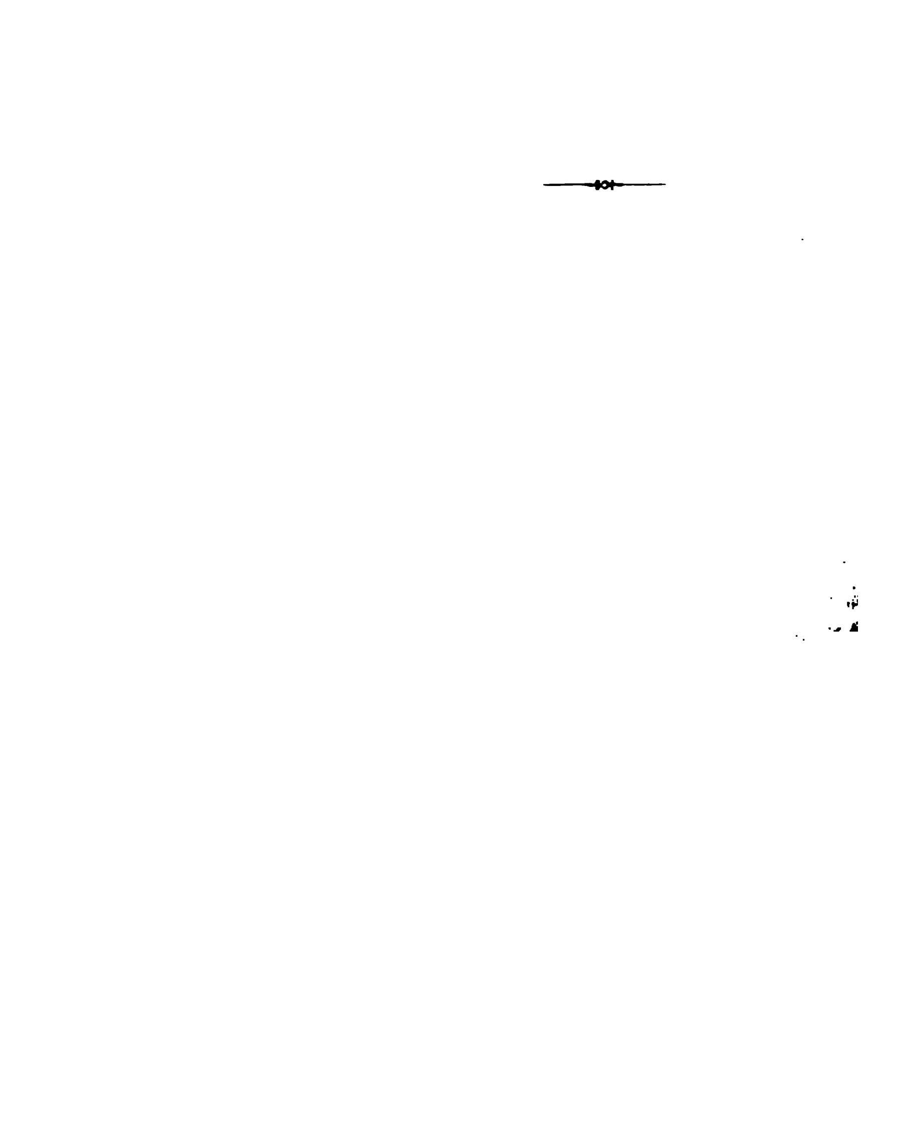
1756.

15.

riedrich's Einfall in Sachsen — Schlacht bei Tobositz – Gefangennahme des sächsischen Heeres bei Pirna.

Am 28. August 1756 machte der preußische Staatsminister af Podewils dem sächsischen Gesandten von Bülow zu rlin die mündliche Mittheilung, daß sich König Friedrich in Nothwendigkeit versetzt sehe, mit seinem Heere nach Böhmen zudringen, und somit durch Sachsen ziehen werde; er verach zugleich, daß gute Ordnung und Mannszucht würden alten werden. Am folgenden Tage eröffnete der preußische sandte zu Dresden von Maltzahn dem sächsischen Staatsister Grafen Brühl, daß die schlimmen Maßregeln und ährlichen Absichten des Wiener Hofes den König von Preußen öthigt hätten, durch Sachsen nach Böhmen zu ziehen; man rde das Land möglichst schonen und für das königliche Haus e entsprechenden Rücksichten haben.

An demselben Tage, 29. August, rückte ein 70.000 Mann rkes preußisches Heer mit 224 Geschützen in drei Colonnen in



III.

Der siebenjährige Krieg.

1756.

15.

Einfall in Sachsen — Schlacht bei Lobositz
jennahme des sächsischen Heeres bei Pirna.

. August 1756 machte der preußische Staatsminister
wils dem sächsischen Gesandten von Bülow zu
nündliche Mittheilung, daß sich König Friedrich in
digkeit versetzt sehe, mit seinem Heere nach Böhmen
, und somit durch Sachsen ziehen werde; er ver-
ch, daß gute Ordnung und Mannszucht würden
den. Am folgenden Tage eröffnete der preußische
Dresden von Maltzahn dem sächsischen Staats-
en Brühl, daß die schlimmen Maßregeln und
chten des Wiener Hofes den König von Preußen
durch Sachsen nach Böhmen zu ziehen; man
glichst schonen und für das königliche Haus
Rücksichten haben.
ge, 29. August, rückte ein 70.000 Mann
it 224 Geschützen in drei Colonnen in

Sachsen ein; eine königlich-preußische Erklärung verkündigte, der König habe diesen Schritt nur gethan, um dem Feinde zuvorzukommen, und er hege keine Feindseligkeit gegen Sachsen; vielmehr werde er selbst die Stunde eine glückliche nennen, wo er wieder das Land räumen könne. Friedrich II. rückte am 9. September in Dresden ein, Herzog Ferdinand von Braunschweig besetzte Leipzig, nahm die kurfürstlichen Cassen in Beschlag, plünderte das Zeughaus und die Magazine und führte bei seinem Abzuge vier Bürger als Geißeln mit; die dritte preußische Heeressäule unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, dem Schwager des Königs, durchzog das sächsische Voigtland und nahm dann bei Chemnitz Stellung.

Die sächsischen Truppen, 17.000 Mann stark unter dem Befehle des Feldmarschalls Rutowski, zogen sich vor den einrückenden Preußen in das Lager bei Pirna, querüber der Straße von Dresden nach Aussig, zurück. Hätte der König-Kurfürst Friedrich August von Sachsen und Polen, der sich in die als uneinnehmbar geltende Festung Königstein geflüchtet, die in solchen verhängnißvollen Augenblicken nöthige Entschlossenheit gehabt, so hätte er sich noch mit der ganzen Armee nach Böhmen retten und mit dem österreichischen Heere vereinigen können. Aber theils die Hoffnung von Preußen noch eine Neutralitätserklärung Sachsens zu erzielen, theils die Scheu, die von Oesterreich gemachten Vorschläge unbedingt anzunehmen und sich durch ein österreichisches Hilfscorps zu verstärken, ließen ihn und sein Heer so lange auf dem Königstein und in Pirna ausharren, bis letzteres von 32.000 Preußen eingeschlossen war. Sachsen wurde von Friedrich als ein erobertes Land betrachtet und hatte von da an durch lange Jahre eine Reihe der schwersten Kriegsleiden zu erdulden. —

Bei dem österreichischen Heere waren zu der Zeit, als Friedrich in Sachsen einfiel, die Kriegsvorbereitungen noch keineswegs vollendet. Aber sobald die Grenzen des Vaterlandes bedroht erschienen, zeigte sich die Liebe des Volkes zu seiner Herrscherin wieder in vollem Maße. Im Heere lebte der regste Kriegseifer auf; jedermann trug dazu bei, um das den Truppen noch fehlende nach Kräften beizubringen, und insbesondere stellte der böhmische Adel zahlreiche Pferde aus seinen Ställen für die Cavallerie und die Bespannung der Geschütze und Wägen.

An der Spitze des kaiserlichen Heeres in Böhmen stand Graf Maximilian Ulysses Browne (auch Brown oder Broune), den wir bereits aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (s. XI. Bd. S. 39 f. 43 ff., 105, 170 u. a.) kennen. Von irischer Abkunft, am 23. October 1705 zu Basel geboren, ein tüchtiger Officier, thätig, umsichtig, ernst und pflichtgetreu, streng gegen sich selbst und gegen Andere, hatte er sich bereits 1734 als Oberst in den Kriegen in Italien und 1737—1739 als General-Feldwachtmeister gegen die Türken ausgezeichnet. „Er vereinigte", sagt einer seiner Biographen von ihm, „die methodische Kriegskunst Khevenhüller's mit der klugen Vorsicht Traun's und der kühnen Entschlossenheit Eugen's. Als Privatmann besaß er liebenswürdige Eigenschaften. Er war ein guter Familienvater, ein heiterer Gesellschafter, ein gewandter Hofmann und im Fache der Diplomatie ebenso wenig fremd als in jenem des Krieges".

Inzwischen hatte das preußische Heer in zwei Colonnen die böhmische Grenze überschritten; 40.000 Mann rückten unter Feldmarschall Keith und dem Herzog von Bevern auf der Dresden-Prager Straße vor und 35.000 Mann marschirten unter dem Feldmarschall Grafen von Schwerin von Schlesien

aus gegen Königgrätz. Bei der Nachricht von dem Anmarsche des preußischen Heeres stellte General Browne das kaiserliche Heer auf der Ebene von Lobositz am linken Ufer der Elbe auf, während die preußische Armee von Norden heranrückend die Gehänge, welche sich gegen die Fläche absenken, besetzte. Friedrich II. war aus Sachsen seinem Heere nachgeeilt, um in Person den Angriff auf die österreichische Stellung zu leiten. Die Flügel des preußischen Heeres deckten zwei Hügel, links der Lobosch-, rechts der Homolkaberg, auf denen zahlreiche Geschütze aufgeführt wurden; das Centrum nahm die Infanterie, in drei Treffen aufgestellt, mit der Reiterei dahinter ein; den rechten Flügel führte der König, den linken der Herzog von Bevern. Das kaiserliche Heer lehnte sich mit dem rechten Flügel an Lobositz und an eine kleine Anhöhe vor diesem Orte, breitete sich mit dem Centrum über die Ebene aus und hatte am linken Flügel keinen natürlichen Stützpunct, daher ihn Browne durch starke Reitermassen, die er dorthin postirte, zu decken suchte.

Noch lag am 1. October 1756 dichter Nebel über der Gegend, als die Schlacht durch eine heftige Kanonade der an Artillerie überlegenen Preußen begann. Nach neun Uhr, wo sich der Nebel bereits etwas gehoben hatte, so daß beide Heere einander ins Auge fassen konnten, öffnete sich das österreichische Centrum und achtzig Schwadronen Cavallerie stürmten gegen die preußischen Schlachtlinien. Ihr erster Angriff wurde zwar zurückgeworfen, aber der zweite, unterstützt von anderen Reiterregimentern des linken Flügels, gelang, so daß sich die geworfene preußische Reiterei hinter das Fußvolk zurückziehen mußte. Während dieser Vorgänge im Centrum hatten die Preußen Lobositz durch Granaten in Brand geschossen und die Anhöhe vor dem Orte erstürmt, jedoch ohne hier weitere Fortschritte machen zu können; aber auch alle Angriffe der preußischen

Infanterie auf das österreichische Centrum wurden durch die Tapferkeit des kaiserlichen Fußvolks abgeschlagen. Damit war die Schlacht beendet, um drei Uhr Nachmittags erstarb allmälig das beiderseitige Feuer. Die Heere zogen sich in ihre früheren Stellungen zurück und verblieben hier noch die folgende Nacht. Am 2. October marschirte Browne aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser in sein früheres Lager bei Budin und Friedrich II. in die böhmisch-sächsischen Gebirge zurück. Die Oesterreicher hatten 2000, die Preußen 3300 Mann verloren; von österreichischer Seite war General Radicati gefallen, Fürst Lobkowitz, stark verwundet, in Gefangenschaft gerathen, von preußischer Seite lagen die Generale Luderitz, Oerzen und Holzendorf unter den Todten. Weder von den Oesterreichern noch von den Preußen waren Kanonen oder Fahnen erobert worden. Die Schlacht war somit unentschieden geblieben; denn beide Theile hatten einander Stand gehalten, keiner dem andern einen wesentlichen Vortheil abgerungen, obwohl der Verlust an Mannschaft und Truppen bei den Preußen ungleich größer war als bei den Oesterreichern. In diesem Puncte war folglich der Vortheil auf kaiserlicher Seite, und die Schlacht bei Lobositz endete somit weder mit einem Siege Friedrich's noch mit der Niederlage und dem „meisterhaften Rückzuge“ Browne's; denn nach der Schlacht gingen, wie erwähnt, beide Theile in ihre früheren Stellungen zurück und räumten am zweiten Tage beide das Schlachtfeld.

„Dies sind nicht mehr die alten Oesterreicher!“ sagten die preußischen Officiere nach dem Kampfe bei Lobositz; denn die Reformen, durch welche Maria Theresia während der Friedensjahre ihr Heer neu belebt hatte, zeigten sich jetzt schon an der Umsicht des Feldherrn und der Officiere und an der Thatkraft, Ausdauer und Gewandtheit der Soldaten.

Die Lage der Sachsen bei Pirna wurde indessen immer verzweifelter. General Browne wagte noch einen Versuch, die eingeschlossene sächsische Armee zu retten, setzte mit seinem Heere, das eben erst bei Lobositz gekämpft hatte, auf das rechte Elbeufer und rückte über Wernstadtl, Kamnitz und Hainsbach bis Lichtenhain in Sachsen, eine Meile von Schandau, vor. Gleichzeitig in der Nacht vom 11. auf den 12. October sollten die Sachsen auf Pontons über die Elbe gehen, um am jenseitigen Ufer von den Oesterreichern aufgenommen zu werden; aber heftiger Regen und Wind und das Feuer der Preußen hinderten dieses Unternehmen. In der folgenden Nacht gelang es zwar, die Armee kam glücklich hinüber, fand sich aber dort am Fuße des Liliensteines ebenfalls von den Preußen eingeschlossen. Browne harrte in seiner vorgeschobenen Stellung vierundzwanzig Stunden lang aus und trat erst, nachdem er sich die Gewißheit verschafft hatte, daß das sächsische Heer verloren sei, den Rückzug an.

Am 15. October ergab sich Feldmarschall Rutowski mit 12.000 Mann Sachsen, welche noch unter seinem Befehle standen, bei Ebenheit unter dem Liliensteine als kriegsgefangen dem Könige von Preußen. Die sächsischen Officiere wurden entlassen, die Unterofficiere und Soldaten aber wider alles Völker- und Kriegsrecht gezwungen, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu schwören und in die preußische Armee eingereiht. Doch gelang es auf dem Marsche nach ihren Stationsplätzen zwei Drittheilen der gefangenen Sachsen zu entfliehen und sich theils auf österreichisches, theils auf polnisches Gebiet zu retten. Um diesen Abgang zu decken, ordnete Friedrich eine weitere Gewaltmaßregel an; er befahl in Sachsen 12.000 Mann auszuheben und durch diese sein Heer zu ver-

stärken. Der Königstein wurde für die ganze Kriegsdauer als neutral erklärt.

Ende October zog König Friedrich alle seine noch in Böhmen stehenden Truppen nach Sachsen zurück, wobei Schwerin's Nachhut von den Husaren und Croaten hart bedrängt wurde, und nahm hier seine Winterquartiere, während die Oesterreicher enge Cantonnirungen in den Grenzdörfern gegen Sachsen und Schlesien bezogen. Das Kurfürstenthum Sachsen stand von da an unter den Befehlen des preußischen General-Feld-Kriegsdirectoriums. Alle Steuern, zu deren höchstmöglicher Steigerung man kein Mittel unangewendet ließ, mußten an dasselbe abgeliefert werden; die Gelder für den Hofhalt der Königin und des Kurprinzen, die beide in Dresden zurückgeblieben waren, während sich der König vom Königstein nach Warschau begeben hatte, wurden anfangs verkürzt, dann ganz zurückgehalten, die Minister entlassen, den Räthen und Beamten keine Besoldung gezahlt, die Waldungen niedergetrieben, das Wild weggeschossen, die Münze an Juden verpachtet und geringhältig ausgeprägt, die Porzellanvorräthe an die Meistbietenden verkauft und von den Städten Dresden und Leipzig beträchtliche Geldsummen gefordert.

Während dieses ersten Waffenganges und der nun folgenden Winterruhe gingen ununterbrochen die diplomatischen Verhandlungen der kriegführenden Mächte mit den übrigen Staaten fort. Die Kaiserin schloß Subsidientractate mit Kur-Mainz und Würzburg; sie und Sachsen hatten bereits Frankreich als Garanten des westphälischen Friedens und in Folge des Maivertrages zur Hilfe aufgefordert. Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Schaumburg-Lippe und Sachsen-Gotha schlossen sich Preußen an. England-Hannover blieb noch passiv; denn es war erst Friedrich Hilfe zu leisten verpflichtet, sobald ein

französisches Heer den deutschen Boden beträte. Auf dem Regensburger Reichstage spannen sich die Verhandlungen über Friedrich's Einfall in Sachsen durch endlose Noten und Denkschriften ohne Resultat hin.

1757.

16.

Diplomatische Verhandlungen.

In den Sitzungen am 10. und 17. Jänner 1757 kam der deutsche Reichstag nach längeren Verhandlungen über die Frage, wie Kaiser und Reich sich dem durch den Einfall in Sachsen und Böhmen erfolgten Landfriedensbruch gegenüber verhalten sollten, zur Entscheidung. Der Gesandte für Kur-Braunschweig (Hannover) stellte im Namen seines Königs den Antrag, es möge vom gesammten Reiche der Versuch einer Vermittlung zwischen den beiden streitenden Theilen gemacht werden. Dieser Antrag blieb aber bei der Abstimmung in der Minderheit und es wurde in allen drei Reichscollegien, im Kurfürsten- und im Fürstenrathe sowie in dem Rathe der Reichsstädte, mit Stimmenmehrheit der Beschluß gefaßt: der Kaiser solle den König von Polen in den Besitz der sächsischen Kurlande wieder einsetzen, ihm zu billiger Entschädigung für den durch den preußischen Einfall verursachten Schaden verhelfen und auch der Kaiserin-Königin als Kurfürstin von Böhmen zur Erhaltung hinlänglicher Genugthuung förderlich sein.

Hiemit war der Reichskrieg gegen Preußen erklärt Alle Reichsstände sollten das dreifache Truppencontingent stellen und

is Ende März sollte das Reichsheer an der sächsisch-böhmischen
Grenze zusammengezogen werden. Am 31. März erklärten
Frankreich und Schweden als Garanten des westphälischen Frie-
dens ihre Theilnahme an dem Kriege zu Gunsten der Kaiserin-
Königin. Gleichzeitig rückte eine französische Armee unter dem
Befehle des Fürsten von Rohan-Soubise in Preußisch-Geldern
ein. König Ludwig XV. ertheilte in einer Declaration an den
eutschen Reichstag (vom 20. März) den Reichsständen die Ver-
cherung, daß sein mit Oesterreich geschlossenes Bündniß in keiner
ie immer gearteten Weise eine Verabredung enthalte, welche
gen die Rechte des Reichs und namentlich gegen die protestan-
che Religion gerichtet sei; er erklärte auf das bestimmteste und
erlichste, daß er keine Eroberungen auf dem Boden des Reiches
abfichtige, daß seine Truppen die strengste Mannszucht zu
obachten hätten und sogleich nach Herstellung des Friedens
rückberufen werden sollten.

Gegen die heranrückenden französischen Truppen stellte
iedrich einstweilen einige schwache Corps in Westphalen auf
d verletzte dadurch so wie durch die Besetzung der Oberpfalz,
ankens, des kurmainzischen Eichsfeldes und der Stadt Erfurt
Gebiete mehrerer Reichsstände. Dennoch ließ er durch seinen
ichstagsgesandten behaupten, alle diese Gewaltmaßregeln gin-
n die Reichsgerichte nichts an; sie seien nicht gegen Kaiser und
ich gerichtet; er führe diesen Krieg als souveränes und gekrön-
Haupt, welches niemand auf der Welt über sein Thun
chenschaft zu geben habe. Diesen Erklärungen widersprachen
er die Thaten des Königs, indem er in die Länder der Reichs-
nde einfiel, Reichsgebiete nach Belieben durchzog, besetzte,
quisitionen ausschrieb, Brandschatzungen erhob und gegen
Truppen von Reichsfürsten, mit denen er sich noch im Frieden
fand, von den Waffen Gebrauch machte. Namentlich Sachsen

hatte die ganze Schwere der feindlichen Besitznahme zu fühlen. Ueber 22.000 Mann wurden zum preußischen Kriegsdienste ausgehoben, fast alle Pferde im ganzen Lande für die unzähligen militärischen Fuhren in Anspruch genommen. Leipzig mußte gleich zu Anfang seiner Besetzung 500.000 Thaler Kriegsvorschuß und 119.983 Th. sogenannte Douceurgelder für die Armee (zur Belohnung derjenigen Soldaten, welche Kanonen, Fahnen u. dgl. erobert hatten) und im März 1757 abermals 900.000 Thaler zahlen; als es die letztere Summe nicht auftreiben konnte, wurden acht Mitglieder des Raths und der Kaufmannschaft nach Magdeburg abgeführt. Endlich mußte der Adel und die Ritterschaft des unglücklichen Landes blos von ihren Gütern bis zum 13. Juni 600.000 Thaler erlegen. Die Wälder wurden, um Verhaue und Palissaden daraus zu machen, maßlos verwüstet und viele tausend Klafter Eichenholz nach Magdeburg für die dortige Kriegs- und Domänenkammer geflößt.

Solchen Thathandlungen gegenüber war der Reichstag im vollen Rechte, Friedrich des Landfriedensbruches zu zeihen, ihn mit der Reichsacht zu bedrohen und, da er gegen Kaiser und Reich sich im offenen Kriege befand, auch den Reichskrieg zu erklären. Dies gab auch Schweden als Reichsstand und Rußland als Bundesgenossen der Kaiserin Veranlassung, angriffsweise gegen Preußen vorzugehen. So standen die mächtigsten Staaten des europäischen Festlandes auf der Seite Maria Theresia's, während König Friedrich im deutschen Reiche nur an Kur-Braunschweig, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe Bundesgenossen fand.

17.

Beginn des Feldzugs.

Während des Winters hatte sich Feldmarschall Graf Browne in seinen Stellungen an der böhmisch-sächsischen Grenze durch Anlegung von Magazinen und Heranziehen von Verstärkungen für den Feldzug dieses Jahres vorbereitet. Außer den Streitmassen, die ihm aus den alten kaiserlichen Erbländern zuzogen, war besonders das Armeecorps von Bedeutung, welches aus den österreichischen Niederlanden, da diese durch das Bündniß mit Frankreich vor Angriffen gesichert waren, in der Stärke von 24 Bataillonen, 20 Grenadiercompagnien, 2 Reiterregimentern und 70 Geschützen nach Böhmen marschirte. Männer aus den edelsten Geschlechtern Belgiens, wie ein Herzog von Arenberg, ein Herzog von Ursel, ein Graf Argenteau, ein Marquis d'Ains u. a. standen an der Spitze dieser Truppen.

Anfangs Februar 1757 wurden beim Hofkriegsrathe in Wien Berathungen gepflogen, bei denen aber Browne mit seinen wohlerwogenen Rathschlägen nicht durchdringen konnte. Auch übernahm Prinz Karl von Lothringen nunmehr den Oberbefehl über die Operations-Armee in Böhmen und Browne wurde ihm als Feldmarschall beigeordnet. Obgleich der verdienstvolle Browne dadurch von dem Range eines Oberbefehlshabers in die zweite Rolle zurückversetzt wurde, zeigte er darüber keine Empfindlichkeit, sondern unterstützte den Bruder des Kaisers mit seiner ganzen Thatkraft. Maria Theresia aber gab ihm die volle Anerkennung seines Werthes dadurch zu erkennen, daß sie ihn zum Ritter des goldenen Vließes erhob, nachdem sie ihm schon früher, nach der Schlacht bei Lobositz, ihr Bildniß in Brillanten, im Werthe von 40.000 fl., zugesandt hatte.

Die erste Waffenthat in dem neuen Feldzuge vollbrachte General Fürst Löwenstein, indem er noch im Februar die zwischen Zittau und Hirschfeld in Sachsen liegenden Schanzen der Preußen angriff und erstürmte.

Der eigentliche Feldzug mit großen Massen und entscheidenden Schlägen begann in der zweiten Hälfte des April, als Friedrich II. mit seiner in fünf Corps getheilten Armee die böhmische Grenze überschritt und seinen Marsch geraden Wegs gegen Prag richtete. Friedrich selbst zog von Pirna über Peterswalde, Aussig, Lobositz und Welwarn; ihm zur Rechten Prinz Moritz von Anhalt-Dessau von Chemnitz über Marienberg, Kommotau und Laun und Prinz Heinrich von Preußen von Neustädtl über Kaaden, Saaz, gleichfalls auf Laun. Links vom Könige auf dem rechten Elbe- und Moldauufer drangen der Herzog von Bevern von Zittau über Friedland, Reichenberg, Jung- und Alt-Bunzlau und der Feldmarschall von Schwerin von Landshut und Silberberg über Trautenau, Braunau und Nachod gegen Prag vor.

Von österreichischer Seite standen den drei feindlichen Heeresabtheilungen auf dem linken Moldauufer Feldmarschall Browne, dem Prinzen von Bevern der Feldzeugmeister Graf von Königsegg und dem Marschall Schwerin der General der Cavallerie Graf Serbelloni gegenüber. Browne zog sich vor den vorrückenden Preußen aus seiner Stellung bei Budin langsam, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, bis in die Nähe von Prag zurück und nahm auf dem weißen Berge vor dem Reichs- oder Strahower Thore Stellung. Bei den anderen Corps kam es aber jetzt schon zu blutigen Kämpfen, aus denen Oesterreichs Waffenehre unbefleckt hervorging. In Tetschen lagen 200 Croaten unter dem Befehle des Obersten Grafen von Buttler; diese hielten sich vier Tage lang gegen 2000 stürmende

Preußen, bis Oberst Mac-Elliot eine andere Abtheilung Croaten zum Entsatze vorrücken ließ, worauf jene 200 Tapfern mit Rettung ihrer zwei leichten Geschütze die feindlichen Schlachtreihen durchbrachen und sich glücklich mit ihrem Hauptcorps vereinigten. Weiter östlich bei Kratzau, Gabel und Reichenberg lieferten die Generäle Fürst Karl Liechtenstein, Lascy und Maquire dem vordringenden Bevern'schen Corps mehrere glänzende Reitergefechte, wobei mit solcher Hartnäckigkeit gekämpft wurde, daß mehrere hohe österreichische Officiere, wie Feldmarschallieutenant Graf Porporati, die Oberste Graf Hohenfeld und Sinnwald den Tod auf dem Schlachtfelde fanden, aber auch Lascy die Nachhut mit solchem Erfolg deckte, daß der Rückzug ohne weitere Belästigung vom Feinde vor sich ging und alles Geschütz und Heergeräthe gerettet wurde.

Inzwischen zogen sich die Heerestheile der Generäle Königsegg und Arenberg in der Richtung auf Prag zurück. Browne verließ am 1. Mai seine Stellung auf dem weißen Berge und führte seine Truppen theils durch die Hauptstadt über die steinerne Karlsbrücke, theils auf einer unterhalb Prag geschlagenen Schiffbrücke auf das rechte Moldauufer. Fast gleichzeitig trafen auch die Spitzen der preußischen Heeresabtheilungen in der Nähe von Prag ein und so standen in den ersten Tagen des Monats Mai 1757 die beiden feindlichen Armeen einander im Angesichte der Hauptstadt von Böhmen gegenüber Die kaiserliche nahm Stellung östlich von der Stadt zwischen dem rechten Moldau- und dem linken Elbeufer; die preußische stand mit ihrer Hauptmacht unter dem König auf dem linken Moldauufer, während das Corps des Grafen Schwerin, das über Königinhof und Jungbunzlau herangerückt war, auf dem rechten Moldauufer und bei Brandeis an der Elbe lagerte.

Friedrich eilte zum Angriff, um dem General-Feldmarschall Grafen Daun, der mit einer beträchtlichen Heeresabtheilung aus Mähren und Oesterreich zur Verstärkung der Hauptarmee heranrückte, zuvorzukommen. Am 4. und 5. Mai setzte der König, nachdem er 24.000 Mann auf dem linken Moldauufer zur Beobachtung der Hauptstadt zurückgelassen hatte, mit seiner Hauptmacht unterhalb Prag bei Rostok und Podbaba über die Moldau und vereinigte sich am 6. Mai um 4 Uhr Morgens mit Schwerin, so daß das preußische Heer jetzt mehr als 63.000 Mann mit 192 Geschützen zählte. —

18.

Die Schlacht bei Prag.

So standen am Morgen des 6. Mai östlich von Prag zwischen Moldau und Elbe die beiden Heere sich schlagfertig gegenüber. Von Prag laufen in der Richtung gegen Nordosten und Osten die schlesische und die Koliner Straße aus; zwischen beiden liegt lang hingestreckt der felsige Rücken des Žižkaberges, der sich gegen Osten in eine tiefe Schlucht steil absenkt. Oestlich von dieser Schlucht und südlich von der Koliner Straße erhebt sich steil ansteigend der kegelförmige Taborberg, der gegen Osten in wellenförmige Hügelreihen und dann in einen von mehreren Bächen durchflossenen Grund übergeht, welcher durch seine Sumpfwiesen, Teiche, Gebüsche und Ortschaften ein sehr stark durchschnittenes Terrain bildet. Hier stellte Prinz Karl von Lothringen seine Armee, ungefähr 60.000 Mann mit 178 Geschützen, zu einer Vertheidigungsschlacht auf. Der linke Flügel stand an und auf dem Žižkaberge und lehnte sich an das befestigte Prag, durch jene Schlucht davon getrennt der rechte Flügel östlich

vom Taborberge und südlich von der Koliner Straße und hatte den vielfach durchschnittenen und durchbrochenen Grund von Sterbohol als Stützpunct zu seiner Rechten.

Als der König und Schwerin von der Höhe bei Prossik die Stellung der Oesterreicher in Augenschein nahmen, erkannten sie, daß ein Angriff auf den linken Flügel derselben unmöglich gelingen könne; sie beschlossen, sich mit ganzer Gewalt auf den rechten Flügel zu werfen, diesen durch Stirnangriffe und Umgehung zu erschüttern und gegen Prag zurückzudrängen. Demgemäß erhielt die preußische Armee Befehl, von ihrem von Norden nach Süden gerichteten Marsche ostwärts abzubiegen, so daß dem Schwerin'schen Heerestheile, der den linken Flügel bildete, der erste und der Hauptangriff zufiel. Als die Preußen über Unter-Počernic heranmarschirt kamen, stellte Browne, der den rechten österreichischen Flügel befehligte, seine Truppen in Schlachtordnung auf und dehnte sie namentlich gegen Süden weithin aus, um einer Umgehung vorzubeugen.

Etwa um 10 Uhr Morgens erfolgte bei Sterbohol der erste Angriff; es war ein Reitertreffen, in welchem nach langem tapferen Widerstande die österreichische Cavallerie, deren beste Reiter vom Fouragefassen aus Prag noch nicht zurückgekehrt waren, von der immer wieder durch frische Truppen ergänzten preußischen Reiterei geworfen wurde. Dieser ungünstige Ausgang gestaltete sich aber dadurch noch verhängnißvoller, daß der Oberbefehlshaber Prinz Karl von Lothringen, als er herangesprengt kam, die geworfene Reiterei zu sammeln, wahrscheinlich in Folge übermäßiger körperlicher Anstrengung und der Gemüthsaufregung, von einem heftigen Brustkrampfe ergriffen, zusammenstürzte. Er mußte nach Prag zurückgebracht werden und konnte nicht mehr die Leitung der Schlacht fortführen. Gleichzeitig mit diesem Cavallerie-Angriffe kam auch die Infan-

terie ins Gefecht; das kaiserliche Fußvolk warf alle Angriffe der Preußen zurück, deren Reihen zugleich durch die trefflich geleitete österreichische Artillerie furchtbar gelichtet wurden. Allein es sollte die kaiserlichen Truppen heute ein Schlag nach dem andern treffen. Eben schickten sich unsere tapferen Grenadiere an, von ihren Anhöhen herab im Sturme mit den Bajonneten auf die weichenden Preußen sich zu werfen, als Feldmarschall Browne, der sie selbst gegen den Feind führen wollte, von einer Kanonenkugel getroffen wurde, die ihm das rechte Bein zerschmetterte, so daß auch er bewußtlos nach Prag zurückgebracht werden mußte. Fast gleichzeitig und unfern davon fiel Schwerin von fünf Kartätschensplittern getroffen in dem Augenblicke, als er mit der Fahne in der Hand seine fliehenden Soldaten zum Stehen bringen wollte.

Dies war der entscheidende Moment der Schlacht. Die Oesterreicher hatten ihre beiden ersten Führer verloren, sie waren jetzt ohne Oberbefehlshaber, ihre heldenmüthigen Unternehmungen entbehrten die einheitliche Leitung. Der dadurch vereinzelte Angriff der Grenadierbataillone mißlang, obwohl sie im ersten Ansturme mehrere Fahnen und zwölf Geschütze erobert hatten. Erst kam das Gefecht zum Stehen, dann rückten die Preußen, durch 26 frische Bataillone und 16 Haubitzen verstärkt, wieder vor und die kaiserlichen Grenadiere, die fast alle ihre Officiere verloren und sich zweimal verfeuert hatten, so daß sie, um neue Kugeln zu erhalten, die Patrontaschen der auf dem Schlachtfelde liegenden todten Preußen öffneten, sahen sich zum Rückzuge genöthigt. Als nun gleichzeitig in der Gegend jener Schlucht, wo die beiden österreichischen Flügel aneinander stießen, die Preußen unter dem Prinzen von Bevern, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und dem Prinzen Heinrich vordrangen, wurde die kaiserliche Armee in zwei Theile gespalten, wovon die

kleinere Hälfte, etwa 12.000 Mann, sich in südlicher Richtung auf Beneschau und dann weiter auf Tabor zurückzog, während die Hauptmacht eine Strecke hinter ihrer ursprünglichen Aufstellung eine zweite zu nehmen versuchte. Der linke Flügel, der bis dahin auf dem Žižkaberge noch außer Gefecht geblieben war, formirte sich nochmals nahe vor Prag; es gelang ihm aber nur den Feind so lange aufzuhalten, daß die Geschütze und Wagen ohne besondere Verluste in die Stadt gebracht werden konnten, worauf die Truppen selbst in den Mauern von Prag ihre Rettung suchten.

Der Kampf hatte zehn volle Stunden, von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, gewährt. „Die Schlacht bei Prag war" — sagt Friedrich selbst — „eine der mörderischesten des Jahrhunderts; in ihr stürzten die Säulen der preußischen Armee; eine Zahl alter Officiere und Soldaten, welche zu ersetzen ein blutiger und grausamer Krieg nicht die Gelegenheit gab, gingen zu Grunde. Der Tod des Feldmarschall Schwerin allein wog 10.000 Mann auf." „Sie war eine wahre Heldenschlacht, in welcher jeder Regiments- und Bataillonscommandant eine Schlacht für sich schlug", fügen andere Augenzeugen hinzu — Worte aus dem Munde der Gegner, welche für den Heldenmuth der Oesterreicher glänzend Zeugniß geben.

Der Verlust des kaiserlichen Heeres belief sich an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 412 Officiere und 12.912 Mann, der der Preußen wird mit 340 Officieren und 12.169 Mann angegeben.

Sogleich nach der Prager Schlacht entsandte König Friedrich ein leichtes Streifcorps von 2000 Mann unter Oberstlieutenant von Meyer durch das westliche Böhmen nach Franken. Dieser Heerhaufen zog über Beraun, Rokycan, Pilsen, Klattau und Bischofteinitz und verließ Böhmen, nachdem er von Pilsen

eine Brandschatzung von 9000 Gulden erhoben und an anderen Orten Getreidevorräthe, die er vorfand, theils mit sich genommen theils zu den niedrigsten Preisen veräußert hatte. Sein Marsch ging weiter durch die Oberpfalz, durch das Pfalz-Sulzbachische und das Bambergische, wo er starke Requisitionen erhob, und über Hersbruck und Lauf gegen Nürnberg. Als das fränkische Reichscontingent heranmarschirt kam, zog sich Meyer nordwärts, griff mit seiner Schaar am 16. Juni das Städtchen Weißmain an, wurde aber von den Bürgern blutig zurückgeschlagen und rückte dann, nachdem er viele bambergische Orte gebrandschatzt hatte, durch Sachsen-Koburg ins Schwarzburgische.

Noch hatte Meyer seinen Streifzug nicht beendet, als Friedrich eine zweite weit stärkere Abtheilung, 8000 Mann, unter dem Befehl des General von Oldenburg gegen Erfurt rücken ließ, welches zum mainzischen Kurstaate gehörte. Der angebliche Zweck dieser Expedition war, Kurmainz zur Neutralität zu bewegen, der wahre hingegen, bei dem Anrücken der Franzosen und der Reichsarmee an Erfurt einen festen Anlehnungspunct zu gewinnen. Als am Morgen des 19. Juni dieses preußische Corps vor Erfurt erschien, zog sich die aus einem mainzischen und einem österreichischen Bataillon des Regiments Gaisruck bestehende Besatzung von der Stadt auf den Petersberg zurück und hielt ungeachtet aller Drohungen des preußischen Generals die Citadelle.

Nachdem die Bürgerschaft und die Klostergeistlichkeit von Erfurt eine Summe von 230.000 Gulden als Kriegscontribution, Douceurgelder und Executionsgebühren zu erlegen versprochen hatten, zog der preußische General unter Mitnahme von vier Geißeln am 24. Juni von der geängstigten Stadt wieder ab.

19.

Die Preußen vor Prag.

Nach dem Siege vor den Mauern von Prag gab sich König Friedrich dem Wahne hin, er habe mit dem ganzen österreichischen Heere, auch mit der Armee des Feldmarschalls Daun, gekämpft; es sei ihm also gelungen, die ganze feindliche Streitmacht zu zersprengen, und er könne hoffen, in wenigen Tagen Herr der Stadt zu sein. Dies war aber eine doppelte Täuschung. Daun stand am Tage der Prager Schlacht erst bei Böhmischbrod, fünf Meilen östlich von Prag. Die Hauptstadt selbst aber war für die damaligen Verhältnisse ziemlich stark befestigt und, wenn auch nicht für eine längere Belagerung, doch für mehrere Wochen mit Lebensmitteln soweit versehen, daß die in ihr befindlichen 80.000 Bewohner und mehr als 40.000 Mann Soldaten, freilich mitunter spärlich, erhalten werden konnten.

Von einer eigentlichen Belagerung Prags durch die Preußen mittelst Circumvallations-Linien, Laufgräben, Parallelen, Minengängen, Positionsbatterien u. dgl. konnte nicht wohl die Rede sein. Eine solche wäre dem durch starke Absendungen geschwächten, wenn gleich immer noch mehr als 50.000 Mann starken preußischen Heere gegenüber einer vier Stunden im Umfange messenden Stadt mit einer starken Besatzung tapferer und schlagfertiger Soldaten und einem wenige Meilen davon stehenden Entsatzheere kaum möglich gewesen. Aber auch eine vollständige Einschließung fand nicht statt; denn nach Süden hin war die Verbindung der Stadt mit dem Lande nie ganz unterbrochen. Hingegen von den drei anderen Seiten wurde sie auf das ernstlichste bedrängt, und auf den die Stadt von allen Seiten

umgebenden Anhöhen warf der Feind Verschanzungen auf, um schweres Geschütz gegen Prag zu richten.

Da brach für Böhmens Hauptstadt, die sich kaum von den harten Schlägen zu erholen begann, welche sie im österreichischen Erbfolgekriege erduldet, von neuem eine ernste Zeit an! Doch es galt, das äußerste zu ertragen, bis Daun sich durch Heranziehung neuer Truppentheile hinreichend gekräftigt haben würde, um zum Entsatze der bedrängten Stadt herbeizuziehen. Wenn es Friedrich II. gelang, Prag früher in seine Gewalt zu bekommen, so stand es für die Sache Maria Theresiens höchst traurig; der Feind konnte sich aus der Hauptstadt des Landes einen Stützpunct für seine kriegerischen Unternehmungen schaffen, von wo aus er ganz Böhmen in seiner Gewalt hatte. Mußte nun gleich dem Preußenkönige alles daran liegen, dieses Ziel zu erreichen, so konnte dies doch niemals die Anwendung von Mitteln entschuldigen, die selbst eines barbarischen Feindes, geschweige denn eines „Weltweisen und Schöngeistes auf dem Königsthrone", wie sich Friedrich II. gern nennen hörte, unter allen Umständen unwürdig sind.

Die in Prag eingeschlossenen Truppen wurden so vertheilt, daß das Fußvolk auf die Wälle gelegt, die Reiterei dagegen auf den geräumigsten Plätzen untergebracht wurde; für die Aufnahme der zahlreichen Verwundeten mußten die geräumigeren Klöster der Jesuiten, Kreuzherren, Paulaner, Dominicaner u. a. ihre Thore offen halten. Um hinreichendes Geld zu haben und damit den regelmäßigen Kauf und Verkauf zu bestreiten, erging vom Militärcommando an die gesammte Einwohnerschaft der Befehl, alles Zinn in das Münzhaus zu liefern; daraus prägte man über 70.000 Geldstücke, die, gegen zugesagte künftige Auswechslung, überall im Verkehr angenommen werden mußten. Alle in der Stadt vorhandenen Vorräthe an Vieh, Mehl,

Gemüse u. dgl. wurden verzeichnet und auf das strengste verboten, ohne Vorwissen des obersten Befehlshabers etwas davon herzugeben. Am 19. Mai wurde der Ordensgeistlichkeit befohlen, sich, so lange die Belagerung dauere, den Genuß von Fleischspeisen zu versagen, damit die kranken und verwundeten Soldaten desto besser gepflegt und zu ihrer Heilung und zu frischen Kräften gebracht werden möchten.

Bei ihrem Rückzuge in die Stadt hielten die Kaiserlichen den wichtigen Žižkaberg noch besetzt. Ein Versuch ihn zu nehmen, den die Preußen am 7. Mai machten, wurde zurückgewiesen. Aber am 9. griff der Feind mit verstärkten Kräften an; zweimal wurde er geworfen, aber das drittemal, als er mit seiner ganzen Macht anstürmte, behielt er die Oberhand; zwei Kanonen der Unsern fielen in seine Gewalt, die vier andern Geschütze wurden glücklich in die Stadt gerettet. Eine starke Kanonade bei Wysočan feierte den erfochtenen Sieg und die Eroberung des Žižkaberges, während in der Stadt an demselben Tage alles fernere Glockenläuten untersagt wurde. Beinahe wäre es den Preußen gelungen, noch einen andern wichtigen Punct in ihre Gewalt zu bekommen, dessen Besitz vielleicht das Schicksal Prags entschieden hätte. Denn erst am 13. Mai, also am sechsten Tage nach der Einschließung, ließ Prinz Karl von Lothringen einige Tausend Mann durch den Jesuitengarten über den Černin'schen Weinberg nach Bubna und Holešovic marschiren und diese Plätze besetzen.

Noch hatten die Preußen ihr gesammtes Belagerungsgeschütz nicht beisammen; aber sie waren eifrig mit der Anlegung von Batterien beschäftigt, worin sie die Kaiserlichen nach Kräften zu stören suchten. Der Eifer und die Ausdauer der Besatzung wurde noch mehr durch ein Schreiben Maria Theresiens angespornt, dessen Inhalt Prinz Karl in einem Tagesbefehle am

27. Mai zur öffentlichen Kenntniß brachte. „Von der Erhaltung der Stadt Prag", hieß es darin unter anderem, „hänge die Erhaltung des ganzen Königreichs, der übrigen Erblande, ja das Heil der römischen Monarchie ab; die gesammte Armee würde sich ewige Schande zuziehen und sich vor der Nachwelt nie rechtfertigen können, wenn sie das unterließe oder nicht thun zu können glaubte, was erst vor wenig Jahren in eben dieser Lage die Franzosen mit einer viel geringern Macht gethan hätten; zudem lasse die Kaiserin-Königin die dem Feldmarschall Grafen Daun anvertraute Armee mehr und mehr verstärken und sei sorgfältigst darauf bedacht, daß er mit derselben sich ehestens diesen Gegenden nähern und der bedrängten Hauptstadt zu Hilfe kommen könne." Die unmittelbare Folge dieses ermuthigenden Tagesbefehls war ein Ausfall, den die Belagerten in der Nacht vom 27. zum 28. Mai machten, wobei sie die feindliche Stellung auf dem weißen Berge beunruhigten. Der an seiner lebensgefährlichen Verwundung darniederliegende Feldmarschall Browne nahm den regsten Antheil an den Kriegsbegebenheiten und wies jede Aufforderung zur Uebergabe zurück. „Der Commandant", ließ er von seinem Schmerzenslager aus dem Könige sagen, „hoffe sich durch die gute Vertheidigung der Stadt die Achtung seines Gegners zu verdienen".

Am 29. Mai waren die Preußen mit ihren Batterien fertig, von denen eine gegen die Kleinseite, vier andere gegen die Alt- und Neustadt sowie den Wyšehrad gerichtet waren. In der Nacht auf den 30. begannen alle fünf Batterien unter einem betäubenden Krachen und Donnern ihre zerstörenden und zündenden Geschosse in die Stadt zu schleudern und von da an währte Tag und Nacht, fast ohne Unterbrechung, bald aus allen Batterien, bald aus mehreren oder einer, ein Bombardement fort, wie es bis dahin vielleicht keine belagerte Stadt in solcher

andauernden Heftigkeit erlitten. Was aber jedenfalls diese Beschießung vor andern in kläglicher Weise auszeichnete, war der unter gebildeten Nationen unerhörte Vandalismus, womit Friedrich II. gerade die hervorragenden Baudenkmale der altberühmten Königsstadt zu Zielpuncten seiner Bomben und glühenden Carcassen erkor. Schon am 30. wurden einige Pfeiler des prächtigen St. Veitsdomes zerschmettert; am 31. gerieth die Bedachung in Brand, doch wurde das Feuer bezwungen; ebenso am 1. Juni. Das Löschen war um so gefährlicher, als der Feind die Stellen, wo er Rauch und Flammen ausbrechen sah, nur desto heftiger beschoß. Man mußte darum Vorsorge treffen, daß die kostbarsten Gemälde, goldene und silberne Gefäße und vor allem das prachtvolle silberne Grabdenkmal des heil. Johann von Nepomuk aus der Kirche geschafft und in Sicherheit gebracht wurden. Auch an andern Orten der Stadt brach Feuer aus und es erging darum Befehl, alle Schindeldächer abzutragen, mit welcher Arbeit drei Tage zugebracht wurden. Eine Bombe fiel auf den wälschen Platz auf der Kleinseite, wo eine Menge gefüllter Pulverkarren stand; doch glücklicherweise that das Geschoß keinen weitern Schaden, als daß es ein Wagenrad in Stücke schlug.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juni unternahm Oberst Browne, einer der beiden Heldensöhne des Marschalls, an der Spitze von zehn Grenadier-, ebensoviel Infanterie-Compagnien und einer Abtheilung Warasdiner Grenzer einen Ausfall zum Strahower Thore hinaus, erstürmte eine feindliche Batterie, deren Mannschaft zusammengehauen wurde, und brachte drei Zwölfpfünder sammt den Munitionswägen als Siegesbeute in die Stadt zurück. Doch konnte dieser einzelne Erfolg das allgemeine Unglück nicht lindern. Tags darauf wurde die Beschießung in der frühern Weise fortgesetzt. Man zählte 1708

Bomben, 3864 Kugeln und 40 Carcassen, die an diesem Tage in die Stadt fielen. Wieder trafen einige Bomben die Domkirche und richteten großen Schaden an; viele wühlten den Grund des Kirchhofs auf, so daß Stücke von Särgen und Leichnamen aus der Erde an das Tageslicht geschleudert wurden. Am 3. Juni fuhr eine Glühkugel in die kostbare, von Ferdinand I. errichtete Orgel des Domes und vernichtete sie. Ein heftiger Wind wehte an diesem Tage und nährte das Feuer, das an vielen Orten der Stadt ausbrach; ganze Gassen und Häuserreihen brannten nieder und die ganze untere Neustadt wäre eine Brandstätte geworden, wenn sich nicht gegen Abend der Wind gelegt hätte. In den Tagen vom 6. bis 9. Juni brach an verschiedenen Stellen der Domkirche nicht weniger als dreißigmal Feuer aus, das glücklicherweise immer gelöscht wurde.

Endlich in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni wagten die Kaiserlichen einen Ausfall gegen die Batterie, die der Kleinseite und vor allem der Metropolitankirche so großen Schaden zufügte. Sie wurde nach tapferer Gegenwehr genommen und behauptet. Die Preußen strengten am 10. Nachmittags alle ihre Kräfte an, sich wieder in den Besitz derselben zu setzen; allein die Unsern, denen zwölf Grenadiercompagnien aus der Stadt zu Hilfe kamen, schlugen alle Angriffe zurück und die Kleinseite bekam von dieser Stelle Ruhe. Desto mehr hatte nun die Alt- und Neustadt zu leiden. Eine Bombe steckte den einen Thurm der Hauptpfarrkirche am Tein in Brand, der jedoch bald gelöscht wurde; vier Bomben schlugen an verschiedenen Orten durch das Gewölbe dieses alten und schönen gothischen Gotteshauses. In noch größerer Gefahr schwebte die Kirche des Karlshofs; 807 Geschosse trafen den herrlichen Bau, sie beschädigten ihn, konnten ihn aber nicht zerstören. „Kaum sollte man“, sagt der böhmische Geschichtschreiber Pelzel, „einem gesitteten Volke und dem

Charakter Friedrich's solche Absichten zumuthen, besonders wenn man nachdenkt, daß sich 50.000 Mann nicht deswegen an den Feind ergeben und ihm eine Stadt wie Prag überliefern werden, um zu verhindern, daß ein altes gothisches Gebäude nicht in einen Schutthaufen verwandelt werde*.

Es ist auffallend, daß trotz dieser wüthenden Beschießung verhältnißmäßig wenig Menschenleben verloren gingen. Der Verlust der Garnison war nicht bedeutend. Von der städtischen Bevölkerung fanden trotz der vielen Tausende von feindlichen Geschossen und trotz der verheerenden Brände nur 28 Personen den Tod, 52 wurden verwundet. Auch über Mangel an Lebensmitteln hatte man, nach des gleichzeitigen Pelzel Versicherung, nicht zu klagen. Mit Anfang Juni fing zwar die Besatzung an, Pferde zu schlachten; allein nur wenige Bürger aßen davon, weil immer noch Rindfleisch zu bekommen war. Desto ärger war die Verwüstung an Gebäuden und Eigenthum, mit Ausnahme der innersten Stadt, wohin keine feindliche Kugel reichte und wo man darum die Lebensmittel- und Kriegsvorräthe untergebracht hatte. Auf der Neustadt aber lagen ganze Gassen in Schutt und Trümmern. Im Ganzen zählte man schon über 800 Häuser, die theils ganz abgebrannt oder zerschossen, theils arg beschädigt waren. Und der Feind gedachte seine Gewaltmaßregeln noch zu verstärken. Man hörte von fünf neuen Batterien um die Neustadt, von dreien um die Kleinseite, die er angelegt habe. Sollte nicht die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt werden, so mußte schleunig Entsatz kommen.

20.

Die Schlacht bei Kolin.

Der General-Feldmarschall Graf Leopold Daun stand in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre, als ihm das beneidenswerthe Los zufiel, der Retter seines Vaterlandes zu werden. Am 25. September 1705 geboren, Sohn eines kaiserlichen Feldmarschalls, Wirich Philipp Grafen Daun, und von seinem Vater selbst für die Kriegskunst erzogen, hatte er sich schon als zarter Jüngling im sicilianischen Kriege (1718—1720) die ersten Sporen verdient, seine militärischen Anlagen in den Feldzügen in Italien und am Rhein (1734 und 1735) sowie im Türkenkriege (1737 und 1738) ausgebildet, und war noch unter Karl VI. von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Feldmarschall-Lieutenants emporgestiegen. An den Ereignissen des österreichischen Erbfolgekrieges hatte er von der Schlacht bei Mollwitz an (10. April 1741) hervorragenden Antheil genommen, so daß ihn Graf Khevenhüller auf dem Sterbebette († 26. Jänner 1744) der Kaiserin als einen seiner vorzüglichsten Officiere dringend empfahl. Noch während jenes Krieges war Daun zum Feldzeugmeister befördert worden. Die Friedensjahre 1748—1756 hatte er eifrig zu zeitgemäßen Verbesserungen im Heerwesen benützt, und als Director aller k. k. Militär-Akademien der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses von Officieren seine besondere Sorgfalt gewidmet. Und höher noch als äußere Reformen schlug er den soldatischen Geist an. Er war ein frommer Streiter und hielt auf gewissenhafte Beobachtung der religiösen Pflichten; das Kriegshandwerk war ihm nicht leichtfertiges Spiel, sondern ernster Beruf; er suchte Gehorsam und Pünctlichkeit im Dienste, Ordnung und strenge Sitte im Heere heimisch zu machen. Daher

kam es, daß er von seinen Untergebenen mehr geachtet als geliebt wurde; „denn mitten im Lager“, sagt der österreichische Geschichtschreiber Hormayr, „blieb Daun derselbe wie in der Antichambre: ernst, abgemessen, spähend, ein Feind des fröhlichen Muthwillens, den man dem Soldaten zur Erholung für tausendfältiges Ungemach wohl gönnen mag und der nicht selten mit dem Geiste eines Heeres zugleich steht und fällt“. Derselbe Schriftsteller schildert Daun's äußere Erscheinung und Persönlichkeit ungefähr so: „Seine Physiognomie war ganz unbedeutend. Nur ein Schmeichler konnte in diesen Zügen lesen, welcher Geist dahinter waltete. Seinem Vaterlande und seinem Monarchen mit Gut und Blut zugethan, unbestechlich, überaus mäßig, ein kalter Verächter persönlicher Gefahr, war er in den Künsten des Krieges und Friedens und selbst des Hoflebens wohlerfahren, den verführerischen Spielen der Einbildungskraft ganz unzugänglich, biegsam und schlau, Kopf und Herz kalt“. Daun als Feldherrn haben Viele den Beinamen „der Zauderer“ gegeben, weil er, gleich dem römischen Feldherrn Fabius Cunctator, dem Gegner des gefürchteten Hannibal, nie etwas aufs Spiel setzte und sich zu keinem Unternehmen hinreißen ließ, das nicht alle Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges für sich hatte. Als einmal im Kriegsrathe eine gewagte Unternehmung vorgeschlagen wurde, fragte Daun: „Und was werden wir machen, wenn der Anschlag unglücklich ausfallen sollte?“ „In diesem Falle“, sagte einer der Anwesenden, „bliebe der Kaiserin nichts übrig als Frieden zu schließen“. „Nie werde ich meine Monarchin in die Lage versetzen, Frieden schließen zu müssen, ohne eine schlagfertige Armee zur Verfügung zu haben!“ rief Daun aus. —

An dem Tage, da die Schlacht bei Prag geschlagen wurde, war Daun, wie wir wissen, bis Böhmischbrod gelangt; er hatte ungefähr 30.000 Mann beisammen, die er aus Mähren

und Oesterreich zur Verstärkung des Hauptheeres dem Prinzen Karl von Lothringen zuführen sollte. Als er jedoch die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Kampfes und von der Einschließung der kaiserlichen Armee in der Hauptstadt empfing, zog er sich langsam bis hinter Kuttenberg zurück; denn es galt der Kaiserin die Armee zu erhalten, auf welcher jetzt allein die Hoffnung der Monarchie ruhte. Friedrich II. hatte gleich nach der Prager Schlacht den Herzog von Bevern mit mehr als 25.000 Mann zur Verfolgung Daun's abgesandt. Zwischen den Spitzen beider Heere kam es täglich zu Scharmützeln und Vorpostengefechten, wobei sich Nádasdy's leichte Reiter häufig auszeichneten. Allein in einen ernsten Kampf wollte sich Daun, ungeachtet der Bevern'sche Heerhaufen dem seinigen an Stärke nachstand, nicht einlassen; sein Ziel war, das eingeschlossene Prag zu entsetzen, und dazu fühlte er sich noch zu schwach. Doch täglich stießen neue Truppenkörper, wo nur irgend welche in den andern Theilen des Reiches verfügbar waren, zu ihm. Selbst die aus drei Bataillonen bestehende Besatzung von Wien mußte nach Böhmen und überließ die Sicherheit der Stadt dem bewaffneten Bürgercorps; die kaiserlichen Garden und einige halbwegs brauchbare Invaliden theilten sich in die Bewachung der Hofburg. Die 12.000 Mann des rechten Flügels, die sich nach der Prager Niederlage über Beneschau und Tabor zurückgezogen hatten, führte jetzt General von Brettlach dem Heere Daun's zu. Binnen einigen Wochen hatte dieser auf solche Weise eine Streitmacht von mehr als 50.000 Mann zusammengebracht; nun erhielt er von der Kaiserin, die zu diesem Behuf den Grafen Kaunitz eigens in sein Lager sandte, die unumschränkte Vollmacht nach seiner besten Einsicht zu handeln.

Am 12. Juni setzte sich Daun mit seinem Heere in der Richtung gegen Prag in Bewegung; am 13. war er in Kutten-

berg; der Herzog von Bevern wich vor ihm bis nach Kolin und von da am 14. weiter nach Kauřim zurück, wo der König von Preußen aus dem Prager Lager eintraf. Friedrich II. hatte in den letzten Tagen geglaubt, der vorsichtige Daun habe sich längst bis nach Mähren zurückgezogen; jetzt ließ er eilig einen Theil des Belagerungsheeres unter dem Fürsten Moritz von Dessau in aller Stille von Prag aufbrechen, so daß er im Ganzen 36.000 Mann beisammen hatte, mit denen er, auf sein Feldherrntalent, auf die Tapferkeit seiner sieggewohnten Truppen und auf sein Kriegsglück bauend, Daun die Spitze zu bieten gedachte. Das Heer der Kaiserin war inzwischen bis über Kolin hinausgerückt und stand am 17. zwischen dieser Stadt und Planian, südlich von der Kaiserstraße. Daun hatte keine Vorsicht außer Acht gelassen, sich von der Stärke seines Gegners Kunde zu verschaffen. Unter andern wird von einem pfiffigen Landmann erzählt, der, eine Hand voll Erbsen in der einen Rocktasche, einen fetten und einen ausgemagerten Hammel vor sich her in's feindliche Lager bei Kauřim trieb. Den fetten hatte er bald abgesetzt, aber für den dürren fand sich kein Käufer und so trieb er ihn durch das ganze Lager, von einem preußischen Bataillone zum andern; so oft er zu einem neuen kam, that er eine Erbse aus der einen Tasche in die andere und brachte so seine Wahrnehmungen und seine Erbsen in das Daun'sche Lager zurück.

Die kaiserliche Armee befand sich am Abend des 17. Juni in voller Schlachtordnung aufgestellt; die Soldaten brachten die Nacht, ohne Zelte zu schlagen, beim Gewehr schlafend zu. Der linke Flügel hatte den sanft gewellten Grund bei den Dörfern Hraděnin und Poboř, der rechte den etwas höheren Kamhajeker Berg inne; eine Heeresabtheilung unter Feldmarschall-lieutenant Wied stand als Reserve hinter dem linken Flügel gegen Svoišic hin; der Feldherr selbst hatte sein Hauptquartier in

Krichnov aufgeschlagen. Graf Nádasdy mit seinem leichten Reitercorps, von Sukdol kommend, sollte sich bei Křečhoř aufstellen, wo er jedoch erst kurz vor Anbruch des Entscheidungstages eintraf. Südwärts von Křečhoř an den südöstlichen Abfällen des Kamhajeker Berges war damals ein Bestand uralter Eichen, der bei seiner geringen Ausdehnung nur sehr uneigentlich den Namen eines Eichwaldes führte. Ebenso läßt sich die Benennung der Kamhajeker Höhe als „Berg“ bloß aus der theils ebenen theils mäßig gehügelten Umgebung erklären, aus der sie als höchster Punct emporragt. Wenn vollends preußische Schlachtberichte von „senkrechten Anhöhen, zum Theile unersteiglich“ sprechen, welche die Stellung der Oesterreicher auf diesem Berge fast unangreifbar gemacht hätten, so ist das ganz und gar unrichtig. Dagegen bot die Höhe von Kamhajek den Unternehmungen Daun's einen andern Vortheil, der für die Ereignisse des Schlachttages entscheidend wurde; sie machte es nämlich dem kaiserlichen Feldmarschall möglich, mit seiner hinter der Schlachtordnung aufgestellten Reserve Bewegungen auszuführen, die dem Feinde entgingen, und dadurch die Berechnung, worauf Friedrich seinen Schlachtplan gebaut hatte, vollständig zu durchkreuzen.

Der 18. Juni 1757 brach an. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßte leichtes Geplänkel zwischen den äußersten Vorposten der beiden Heere. Um sechs Uhr Morgens wurde die Spitze der von Westen anrückenden Preußen bei Planian sichtbar. Der König selbst erschien mit seiner Begleitung im Dorfe und wollte von dessen Kirchthurm die Gegend überschauen; da die Schlüssel nicht zu finden waren, mußte die Thüre gewaltsam erbrochen werden. Als Friedrich das Innere der Kirche mit den werthvollsten Habseligkeiten angefüllt sah, welche die geängstigten Landleute dahin geschleppt hatten,

lächelte er und ließ eine Wache hinstellen, damit alles in Sicherheit bleibe. Vom Planianer Thurme ließ sich jedoch nicht viel übersehen; der König ritt daher weiter zu dem an der Kaiserstraße gelegenen Wirthshause „zur goldenen Sonne“, von dessen Bodenraum aus er — es war acht Uhr Vormittags, als er daselbst eintraf — die Stellung der Kaiserlichen überblickte. Die natürliche Stärke derselben lag in der Kamhajeker Höhe, in dem Eichenbusch und in dem stark durchbrochenen Terrain



vor Křečhoř, folglich auf dem rechten Flügel, und nicht, wie es in allen bisherigen Darstellungen der Koliner Schlacht heißt, auf dem linken, wo die Bodenverhältnisse für den angreifenden Theil weniger Schwierigkeiten boten. Allein ohne Zweifel hatte Friedrich II. ausgekundschaftet, daß sich die numerische Stärke auf dem linken Flügel seiner Gegner befand, hinter welchem, wie wir wissen, zwischen Svišic und Krichnov die Reserve aufgestellt war; vielleicht auch hatte er andererseits von dem Eintreffen der Reiterei Nádasdy's auf dem äußersten

rechten Flügel bei Křečhoř keine Nachricht erhalten. Nur dadurch ist es zu erklären, daß er den rechten Flügel der Oesterreicher zu seinem Hauptangriffspuncte wählte, den er in schiefem Anmarsche mit Uebermacht anzugreifen beschloß, um ihn auf das Centrum und dieses auf den linken Flügel zurückzudrängen, wobei die entschiedene Niederlage seiner Gegner unvermeidlich war.

Inzwischen hatten die preußischen Truppen gleich hinter Planian von der Straße rechts abgebogen und im Angesichte der Oesterreicher vor den Dörfern Chocenic und Křečhoř Stellung genommen, in welcher sie über zwei Stunden lang unbeweglich verharrten. Ebenso unbeweglich standen die Kaiserlichen, jeder auf seiner Stelle, die Waffen in der Hand, und Ruhe und erwartungsvolle Stille herrschte in den beiderseitigen Reihen, wo binnen kurzem Angriff und Leidenschaft, Kampf und Tod ihr wildes Spiel beginnen sollten. Als Friedrich sah, daß die Unsern keine Anstalten zum Angriff machten, ließ er seine ganze Schlachtordnung bis hinter die Kaiserstraße zurückmarschiren und abermals haltmachen, so daß das vorderste preußische Treffen hart an der Chaussee, von oberhalb Nové město (Neustadt) bis „zur goldenen Sonne", stand.

Daun sah von der Kamhajeker Höhe dem Marsche der preußischen Heerhaufen unverwandten Blickes zu; nicht die geringste Bewegung des Feindes konnte ihm entgehen. Er hatte mittlerweile, ohne daß es Friedrich merkte, die Heeresabtheilung Wied's von Svoišic näher gegen seinen rechten Flügel herangezogen, als die preußische Schlachtordnung, wie eben erzählt, ihre rückgängige Bewegung machte und dann wieder stille stand. Schon zweifelte Daun, daß ihn der König angreifen werde; schon überlegte er, wie er selbst berichtet, wie er den Feind auf seinem Rückzuge angreifen könne, als sich mit einemmale, gegen halb ein Uhr Nachmittags, die ganze feindliche Armee in

Bewegung setzte und mit vorgezogenem linken und weit zurückgeschobenem rechten Flügel gegen Daun's Schlachtordnung anrückte. Nun war es Daun klar, daß die Absicht des Gegners auf das Umgehen seines rechten Flügels gerichtet sei; er sandte daher dem Reservecorps den Befehl zu, ohne Verzug in den nicht hinreichend besetzten Raum gegen Křečhoř hin, wo Nádasdy's leichte Reiter standen, abzurücken. Durch den Kamhajeker Berg gedeckt konnte auch diese Bewegung vom Feinde ungesehen ausgeführt werden. Die Soldaten mußten die Strecke im Geschwindschritt zurücklegen; sie kamen erhitzt und ermüdet, aber glücklicherweise noch zur rechten Zeit am Orte ihrer Bestimmung an, wo nun bald ein mehrstündiger blutiger Kampf entbrennen sollte.

Denn jetzt erst hatte Friedrich II. den Befehl zum Angriff gegeben. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags. Mit einem besonderen Infanterie-Angriffscorps unter dem General Hülsen und den sämmtlichen Husarenregimentern Ziethen's ließ er gegen Křečhoř anrücken. Der Vortrab stieß zuerst auf Nádasdy's Reiterei, die geworfen wurde und sich auf Kutliř zurückzog: ein Versuch, den Nádasdy etwas später machte, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, war von keinem Erfolg. Auch eine Abtheilung Croaten konnte dem Anprall nicht widerstehen und mußte, eine Batterie in den Händen des Feindes zurücklassend, in dem Eichwäldchen Schutz suchen, gegen das sich nun die Angriffe der Preußen richteten. Der erste Versuch mißlang, bis Hülsen drei frische Bataillone als Verstärkung erhielt und es ihm gelang, den Eichwald, aus dem er fortwährend heftig beschossen wurde, zu nehmen. Als jedoch seine Leute aus dem Gehölze hervorbrechen wollten, sahen sie sich unerwartet einer in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Heeresabtheilung gegenüber stehen — es waren die Truppen der Division Wied. Die Preußen machten halt und zogen sich, als ihnen bald darauf

der Eichwald wieder entrissen wurde, auf Křečhoř zurück, um erst weitere Verstärkungen abzuwarten.

Mittlerweile hatte auch schon der Angriff auf das nunmehrige Centrum der österreichischen Aufstellung, den Kamhajeker Berg, begonnen. Im ersten Treffen standen die Küraſſiere und Dragoner des Feldmarschall-Lieutenants Benedict Grafen Daun, die aber bei Annäherung der Preußen in großen Massen abschwenkten, um den hinter ihnen aufgestellten Infanterieregimentern Botta, Baden-Baden und Deutschmeister Raum zu gönnen. Ein mörderisches Feuer empfing jetzt die preußischen Angriffs-Colonnen, die umkehrten und die Höhe hinabeilten. Auch gegen die Regimenter Erzherzog Karl, Puebla und Moltke stürmten die Preußen vergebens an; stehenden Fußes empfingen jene den andringenden Feind mit wohlgezielten Schüssen, gingen dann mit aufgepflanztem Bajonnete auf ihn los und warfen ihn zurück. Dazwischen spielte das trefflich aufgestellte und bediente kaiserliche Geschütz, die neue Schöpfung des Fürsten Wenzel Liechtenstein, mit verheerendem Feuer und riß furchtbare Lücken in die Reihen der Preußen. Doch diese gaben ihren Gegnern an tapferer Ausdauer nichts nach. Immer sammelten sich ihre geworfenen Bataillone wieder; immer andere Schaaren kamen in den Kampf; immer neue Angriffe hatten die österreichischen Massen zu bestehen. Es war ein erbitterter Kampf, in welchem Feind und Freund an Unerschrockenheit und Heldenmuth um die Palme zu ringen schien, die einen, die sieggewohnt an ein Mißlingen ihrer Anstrengungen nicht glauben konnten, die anderen, die unter den Augen ihres Feldherrn allen Unternehmungen der Gegner ihre ungebrochene Festigkeit entgegensetzten.

Der rechte Flügel der Preußen und der linke der Unsern waren bisher nicht in den Kampf gekommen. König Friedrich hatte in seinem Schlachtentwurf die Entscheidung auf seinen

linken Flügel verlegt; der rechte zurückgeschobene sollte außer aller Thätigkeit bleiben und nur durch allmäliges Vorrücken nach links den Druck des linken Flügels verstärken. Marschall Daun befahl daher, um seinerseits etwas Luft zu bekommen, dem General der Cavallerie Grafen von Stampach, den rechten preußischen Flügel anzugreifen. Unterstützt von den Generalen Kolowrat, Wöllwart, Schalenberg und Lefévre wurde das sogleich ausgeführt, und um den Besitz des Dorfes Chocenic mit gleicher Tapferkeit von beiden Seiten gestritten; dadurch wurde der preußische rechte Flügel am Vorrücken gehindert und seine Fortbewegung zur Kräftigung und Unterstützung des linken Flügels hörte auf.

So war jetzt der Kampf längs der ganzen Schlachtlinie entbrannt. Auf allen Puncten wurde mit beispielloser Hartnäckigkeit und Leidenschaft gefochten. Aber wenn auch jeder einzelne Mann wie ein Held stritt, jede Truppenabtheilung ihrer Pflicht im höchsten Maße gerecht wurde, so thaten einzelne mehr als dieß. Das Regiment Botta hatte bereits alle seine Patronen verschossen; allein von seinem Obersten, dem Fürsten Ulrich Kinsky, aufgemuntert, seinen Platz um jeden Preis zu behaupten, stand es unbeweglich und ruhig da, dem heftigsten Kugelregen ausgesetzt; erst wenn die feindlichen Colonnen nahe genug heran kamen, setzte es das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnete ein, ging auf die Stürmenden los und warf sie zurück. Der Fürst wurde schwer verwundet und mußte vom Platze getragen werden; doch seine wackeren Leute hielten aus, bis frische Munition eintraf und sie wieder feuern konnten.

Bisher hatten sich beide Theile, der eine heldenmäßig im Angriff, der andere heldenmäßig in der Abwehr, so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Die Schalen des Kriegsglückes gingen an einzelnen Puncten und in einzelnen Momenten auf und

nieder; im großen Ganzen standen sie einander gleich. Allein jetzt war der kritische Moment gekommen, der das Schicksal des Tages entscheiden mußte. Obgleich das Centrum und der rechte Flügel der Preußen kaum minder beschäftigt waren, als der linke, so hatte dennoch General Hülsen frische Bataillone zur Verstärkung erhalten, mit denen er, von Reiterei unterstützt, von neuem gegen die rechte Flanke der Oesterreicher, die Division Wied, zum Sturme vorging. Dabei geriethen zuerst einige kaiserliche Schwadronen ins Gedränge, so daß auch mehrere Infanteriebataillone, durch die feindlichen Reiterangriffe erschüttert, zu weichen begannen. Das Bataillon Platz verlor seine Fahne; das ungarische Infanterieregiment Haller warf sich mit überschwenktem Gewehre, bloß mit dem Säbel in der Faust, dem Feinde entgegen; allein mit blutigen Köpfen wurde es zurückgeworfen. Bald schien sich alles in wilde Flucht aufzulösen; Graf Wied, bestürzt über diese ungünstige Wendung des Kampfes, befahl seiner Reiterei in die Fliehenden einzuhauen, um sie zum stehen zu bringen; alles umsonst! Siegreich trieben die Preußen unsere wankenden Schaaren vor sich her, und schon mußten die Truppen des österreichischen Centrums fürchten, auch von rückwärts angegriffen zu werden, so daß das Regiment Erzherzog Karl, während die zwei ersten Glieder dem von vorn andringenden Feinde Stand hielten, mit dem dritten und vierten Gliede kehrt machte; denn, wie sich ein Theilnehmer jener Schlacht ausdrückt, „jetzt war es nothwendig, vorn und rückwärts gleich einem zweiköpfigen Janus Augen zu haben".

In diesem entscheidenden Wendepuncte war es der österreichischen Reiterei vorbehalten, den Ausschlag zu geben. Hinter dem Eichwald standen die Regimenter des Generals der Cavallerie Grafen Serbelloni, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Benedict Daun, des General-Majors Grafen Star-

hemberg aufgestellt, die jetzt im Galop den siegreichen preußischen Bataillonen in die Flanke fielen. Auch das Dragonerregiment Prinz de Ligne befand sich darunter, lauter junge Bursche, die mit ihren Milchgesichtern gegen die sonngebräunten und bärtigen Antlitze ihrer älteren, meist lang gedienten Kameraden in den anderen Regimentern eigenthümlich abstachen. Als sich der Oberst bei dem Feldmarschall die Erlaubniß ausbat, mit seinen Schwadronen angreifen zu dürfen, sagte Daun: „Was wollen Sie denn machen mit Ihren Grünschnäbeln!“ (Que voulez-vous faire avec vos blancs-becs?) Doch gab er seine Einwilligung und die junge Mannschaft hielt sich so wacker und hieb so tapfer in die Feinde ein, daß das Regiment zum Andenken an diese Waffenthat bis auf den heutigen Tag die Auszeichnung genießt, keine Schnurrbärte zu tragen. Auch zwei sächsische leichte Reiterregimenter, Prinz Albert und Graf Brühl, bedeckten sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm und nahmen glänzende Vergeltung für Pirna. Von allen Seiten von der kaiserlichen Reiterei umringt, ballte sich das preußische Fußvolk in's Viereck zusammen und hielt, trotz des fürchterlichen Blutbades, eine Zeit lang tapfer Stand. Allein endlich war ihre Kraft gebrochen; die nicht zusammengehauen wurden, mußten das Gewehr strecken. Durch diese glänzenden Erfolge der Cavallerieregimenter waren die Truppen des Grafen Wied zur Ruhe und Besinnung gekommen und gingen nun wieder auf den Feind los, der sich vergebens bemühte, die Trümmer seiner Bataillone zu ordnen und von neuem in den Kampf zu führen. Die siegreiche österreichische Reiterei fiel jetzt die preußische Infanterie des linken Flügels von allen Seiten an, während das österreichische Geschützfeuer immer wirksamer unter ihr wüthete. Binnen kurzem waren vierzehn Bataillone theils zusammengehauen oder gefangen, theils versprengt.

Friedrich II. hatte bei Beginn der Schlacht seinen Standpunct auf einem, seitdem nach ihm benannten Hügel bei Neudorf genommen; viele Landleute, auch Bürger von Kolin, waren herbeigeströmt, den berühmten König von Preußen in der Nähe zu sehen. Es lebt in der Gegend die Ueberlieferung fort, wie herablassend er gegen sie gewesen und sie wiederholt in gebrochenem Böhmisch angeredet habe. „Geht weg von hier", sagte er, als die Geschütze jenseits der Straße zu spielen begannen; „ihr braucht nicht zu sterben". Als es ihm nicht nach Wunsch ging, rief er ihnen zu: „Schaut, schaut Bauern, wie euere Königin gewinnt!" („Gukai, gukai sedláci, jak králowna vyhrává!") Als jedoch die Sache Ernst wurde und einer der preußischen Generäle anfragen ließ, wohin er sich zurückzuziehen habe, fuhr er zornig heraus: „Nach Spandau!"

Die Niederlage der Preußen war jetzt entschieden. Alle ihre Angriffe gegen die österreichische Aufstellung auf der Kamhajeker Höhe waren gescheitert. Sechsmal hatten sie dagegen gestürmt, sechsmal waren sie zurückgeworfen worden. Das Corps des General Hülsen befand sich in vollständiger Auflösung, deren unheilvolle Folgen sich bald dem ganzen linken Flügel der preußischen Schlachtordnung mittheilten. Bald riß hier eine regellose und zerstreute Flucht gegen den rechten Flügel und die Kaiserstraße ein. Hätte nicht Ziethen standhaft ausgehalten, so wäre der größte Theil der preußischen Armee aufgerieben worden. Der König gab den Befehl züm Rückzuge nach Nimburg und überließ dem Prinzen von Anhalt-Dessau die Führung seines geschlagenen Heeres; er selbst eilte im Galop vom Schlachtfelde fort. Die Preußen vermochten es kaum zu fassen, daß sie unter ihrem unüberwindlichen Könige eine Niederlage erlitten haben konnten. Viele Soldaten sollen aus Leid und Wuth ihre Gewehre zertrümmert und in die Elbe geworfen haben, wo man später deren viele

fand. Gegen zehn Uhr Abends kam Friedrich II., von einem geringen Gefolge begleitet, in Nimburg angeritten. Es war eine mondhelle Nacht. Der König stieg vom Pferde und saß zuerst eine Weile, in Gedanken vertieft und mit seinem Stocke spielend, auf einer Brunnenröhre mitten auf dem Stadtplatze. Dann wechselte er seinen Standort und schlief, den Kopf in seine Hände gestützt, auf einem Sitze, wie sie Bäcker bei ihren Ständen zu haben pflegen, von einer kleinen Schaar seiner Getreuen bewacht. Nach Mitternacht brach er auf und eilte über Lissa, Čelakovic und Brandeis a. d. Elbe gegen Prag.

Daun's Sieg war vollständig. Wohl hatte er schwere Opfer gekostet. 6474 Mann lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, 1640 Mann wurden vermißt; von höheren Officieren war Feldmarschall-Lieutenant Baron Lützow auf dem Felde der Ehre gefallen, Generalmajor Wolf starb bald darauf in Folge seiner Verwundung; der Feldherr selbst, der während der Schlacht überall zu finden gewesen, wo es am heißesten herging, hatte eine Verletzung davongetragen; ebenso die Generale Serbelloni, Wöllwart und Schreger. Doch viel größer war der Verlust des Feindes; er zählte 13.773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, darunter 326 Officiere; 22 Fahnen und 45 Geschütze fielen in die Hände der Kaiserlichen. König Friedrich selbst zollte der Tapferkeit und Ausdauer der Oesterreicher alle Anerkennung. „Die kaiserlichen Grenadiere", so schrieb er bald nach der Schlacht, „sind eine bewunderungswürdige Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war; die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und gut bedienten Artillerie, sie macht dem Liechtenstein Ehre, der ihr vorsteht."

Das kaiserliche Heer brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und bezog sodann ein Lager bei Svoišic und Krichnov. In der Kirche des ersteren Ortes ließ Feldmarschall Daun am 20. Juni ein feierliches Hochamt halten und das „Großer Gott wir loben Dich" anstimmen; das bescheidene Gotteshaus faßte nicht die Menge der Generale und höhern Officiere, die sich in seine festlich geschmückten Räume drängten, während die Truppen, vor dem Dorf im großen Gevierte aufgestellt, unter Trommelschall und Pfeifenklang drei Gewehrsalven abfeuerten und 142 Geschütze ihren Donner darein mischten. Darnach blieb die Armee noch einige Tage in ihrem Lager; denn es galt, die Regimenter neu zu ordnen und ihre Lücken zu ergänzen, für die Verwundeten zu sorgen, die Todten beider Heere zu beerdigen. Die Bewohner aller umliegenden Ortschaften mußten wiederholt aufgeboten werden, sich mit Schaufeln und Hauen und mit Vorspannswagen einzufinden, um die zahlreichen Leichname, womit die Wahlstatt bedeckt war, einzuscharren. Die traurige Arbeit wurde in Eile verrichtet und noch wochenlang darnach lagen einzelne Körper unbedeckt auf dem Boden oder ragten einzelne Gliedmassen der Gefallenen, die nur leichthin mit Erde überdeckt worden waren, aus dem Boden hervor, so daß in dieser heißen Jahreszeit böse Ausdünstungen zu befürchten waren; doch wie immer bei solchen Ereignissen, die Folgen davon waren bis auf späte Geschlechter vortheilhaft. Noch vor wenig Jahren versicherten Gedenkmänner, daß die Gründe in der Gegend, die vordem schlecht und wenig ergiebig waren, seitdem Früchte im Ueberfluß trügen, und noch bis auf den heutigen Tag treibt das Getreide an den Stellen, wo die zahlreichsten Beerdigungen stattfanden, in auffallender Ueppigkeit hervor. Das ist Leben aus dem Tode!

Der Sieg von Kolin war für die österreichische Sache ein Ereigniß von der größten Bedeutung. Er verhinderte die Eroberung Böhmens durch Friedrich II. und entriß ihm die Früchte der Prager Schlacht; es war die erste Niederlage, die er erlitt, der Nimbus der Unbesiegbarkeit, der ihn bisher umgab, und mit ihm das Selbstvertrauen seines Heeres schwanden; bis zum 18. Juni war er angriffsweise verfahren, jetzt war er auf den Stand der Vertheidigung zurückgeworfen, der ganze von ihm für diesen Feldzug entworfene Operationsplan — nach der Unterwerfung Böhmens durch Mähren gegen Wien zu ziehen — war vereitelt, und er mußte, statt seinen Gegnern herausfordernd entgegen zu treten, darauf bedacht sein, sich und sein Land zu erhalten. Nun durfte er nicht mehr hoffen, den Kampf durch rasche Schläge zu einem schnellen Ende zu bringen, ein langwieriger Krieg stand ihm bevor.

Maria Theresia erkannte die Größe dieses Sieges in vollem Maße; an demselben Tage, am 22. Juni, an welchem sie die Nachricht von dem Heldenkampfe ihres Heeres erhielt, stiftete sie den militärischen Maria-Theresia-Orden, dessen erstes Großkreuz, wie wir schon früher erzählten, der Sieger von Kolin erhielt. In einem späteren Dankschreiben an den Feldmarschall Daun bezeichnete sie den 18. Juni 1757 als den „Geburtstag der Monarchie."

21.

Rückzug der Preußen aus Böhmen.

Nicht der geringste Erfolg des Sieges bei Kolin war es, daß die preußische Armee genöthigt war, Böhmen aufzugeben, und daß dieses Land während des ganzen siebenjährigen Krieges

nie wieder Hauptschauplatz des Kampfes wurde. Denn angesichts zweier österreichischen Armeen, von denen die eine im siegreichen Vordringen war, die andere mit heldenmüthiger Ausdauer den ihr anvertrauten Platz behauptete, und angesichts seiner übrigen Feinde, welche bereits, wie die Russen in Ostpreußen, die Schweden in Pommern, die Franzosen am Rhein, immer engere Kreise um des Königs Lande zogen, blieb ihm nichts übrig als schleuniger Rückzug aus Böhmen. Doch nicht unbelästigt, nicht ungefährdet konnte dieser vor sich gehen.

Während sich die Armee Daun's bei Kolin schlug, schwebte Prag noch in großer Besorgniß. Das Bombardement war in den letzten Tagen wieder heftiger geworden, und man hatte erfahren, daß der Feind mit der Anlegung von acht neuen Batterien beinahe fertig sei. Am 19. Juni war die Beschießung auffallend matt, was sich jedoch mit den Arbeiten an den neuen Batterien in Verbindung setzen ließ; um 10 Uhr Abends fiel noch ein Schuß vom Žižkaberge, worauf das feindliche Feuer gänzlich schwieg. Erst am Morgen des 20. Juni erfolgte die freudige Lösung des Räthsels. Eine berittene Marketenderin des in Prag mit eingeschlossenen Regimentes Brettlach überbrachte dem Prinzen Karl von Lothringen die Nachricht von dem Koliner Siege; trotz ihres Geschlechtes und der Gefährdung der Straßen durch feindliche Streifparteien war sie allen Adjutanten zuvorgekommen. Gleichzeitig gewahrte man, daß der Feind in der Nacht den Žižkaberg geräumt hatte, der allsogleich von Croaten besetzt wurde. Nachmittags um 4 Uhr zog der kaiserliche Oberbefehlshaber mit 25.000 Mann gegen die preußische Stellung vor dem Oujezder Thore, nahm sie und verfolgte die feindliche Abtheilung bis auf den weißen Berg, wo Marschall Keith in starken Verschanzungen mit 20.000 Mann stand. Die österreichischen Kanonen beschossen auf das heftigste die feindlichen

Redouten, und dann begann das Fußvolk, geführt von den Generälen Prinz von Baden-Durlach und Maquire und vom Obersten Loudon den Sturm; nach zweistündigem Kampfe waren die Schanzen erobert und Keith mußte sich gegen den ihn verfolgenden Loudon kämpfend auf der Straße über Welwarn zurückziehen. Fünf Kanonen und ein großer Brückentrain, aus 45 kupfernen Pontons bestehend, fielen den Kaiserlichen in die Hände. Vor seinem Abzuge hatte Keith einen Trompeter an den Prinzen Karl abgeschickt und ihm die Kranken und Verwundeten empfohlen, die über 2000 Mann an der Zahl im Margarethenkloster lagen.

Hiermit hatte die Belagerung von Prag ein Ende. Es wurde berechnet, daß vom 30. Mai bis zum 19. Juni 23.063 Bomben, 58.376 Kugeln und 548 Carcassen in die Stadt gefallen waren. Man zählte 880 niedergeschossene, verbrannte oder stark verletzte Häuser. Der St. Veitsdom, die königliche Burg, der spanische Saal waren jämmerlich zugerichtet. Der gothische Prachtbau Karl's IV. auf dem Karlshofe mit seiner kühngewölbten Kuppel, den selbst die rasenden Taboriten verschonten, hatte 807 meist glühende Kugeln erhalten, war fünfzigmal in Brand gerathen, und man konnte es ein Wunder nennen, daß der Bau nicht zusammenbrach und das Feuer jedesmal bezwungen wurde. „Alle diese zum Einfallen sich neigenden Gebäude", schreibt der Augenzeuge Pelzel, „und die übrige Stadt in einem so elenden Zustande anzusehen, war für jeden Patrioten ein höchst trauriger und rührender Anblick."

Am 23. Juni langte Daun mit dem größten Theile seines Heeres vor Prag an. Er konnte noch an das Krankenlager seines Freundes Browne treten, dessen letzte Tage die Kunde von dem glänzenden Siege seiner Waffenbrüder bei Kolin und vom Entsatze der Stadt Prag verklärten. Am 26. Juni hauchte

Browne seine Heldenseele aus. „Der österreichische Staat“, sagt einer seiner Biographen, „verlor in ihm den ausgezeichnetsten Feldherrn, den er seit dem Tode des Prinzen Eugen besessen hatte, der im hohen Grade die Liebe und Achtung des Heeres genoß und dessen früher Tod“ — er zählte kaum 52 Lebensjahre — „nicht ohne nachtheilige Folgen für den eben begonnenen Krieg blieb.“

Zwei Tage früher, am 24. Juni, waren 40.000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Cavallerie zur Verfolgung des Feindes nordwärts marschirt. Sie setzten bei Lissa über die Elbe, um dem preußischen Heere in die Lausitz und nach Schlesien zu folgen. Dieses trachtete in mehrere Colonnen getheilt die Grenzen zu erreichen; Keith zog sich über Welwarn und Budin nach Lobositz zurück und hatte Mühe, sich der Angriffe Loudon's und Eötvös' zu erwehren, welche ihn auf allen Seiten umschwärmten, zahlreiche Wagen mit Heeresgepäck erbeuteten, viele Gefangene machten, mehrere Transportschiffe mit Geschütz in den Grund bohrten und die Päße durch das Erzgebirge besetzten. König Friedrich selbst maschirte über Lissa und Melnik nach Leitmeritz von Nádasdy verfolgt. In den durch eine Schiffbrücke verbundenen Lagern von Lobositz und Leitmeritz hielt sich die preußische Armee noch bis Mitte Juli, während die dritte preußische Colonne, 20.000 Mann unter dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Herzog von Bevern und dem Fürsten Moritz von Dessau sich in das stark befestigte Lager von Jungbunzlau zurückzog, jedoch als Prinz Karl von Lothringen und Daun mit der österreichischen Hauptarmee heranmarschirten, von da wieder aufbrach und über Hirschberg und Böhmisch-Leippa die lausitzische Grenze zu gewinnen suchte. Auch dieses Corps wurde von den österreichischen Streifparteien, meist irregulären ungarischen und croatischen Truppen unter den Generalen Morocz, Babocsay und

Beck unablässig verfolgt und stark geschädigt und erlitt schwere Verluste.

Am 13. Juli wurde ein 6000 Mann starkes Corps unter General Maquire von der österreichischen Hauptarmee, welche in einem Lager nächst Hühnerwasser stand, entsandt, um das stark befestigte Gabel zu nehmen, das für die Verbindung des preußischen Heeres mit der Lausitz von großer Wichtigkeit war. General von Puttkammer vertheidigte zwar diese Stadt auf das tapferste, war aber in Folge der heftigen Angriffe der Kaiserlichen schon am 15. Juli genöthigt, zu capituliren; vier Fußregimenter, eine Schwadron Husaren, fielen als Kriegsgefangene mit 7 Geschützen, 250 Proviantwagen und 1100 Pferden den Siegern in die Hände.

Inzwischen hatte sich die preußische Hauptarmee in Bewegung gesetzt, um über Leipa, Kamnitz und Kreibitz die sächsische Grenze zu erreichen. Doch selbst diese sollte nicht ohne arge Verluste ihren Rückzug vollenden. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli überfiel General von Beck mit 1300 Croaten und Ungarn bei Hasel den Transport, welcher das gesammte preußische Heergeräthe enthielt, zersprengte dessen Bedeckung, obwohl er sich mitten innen zwischen den Corps des Prinzen von Bevern und der königlichen Hauptarmee befand, ließ sämmtliche Pontons-, Munitions- und Vorrathswagen umstürzen, die Räder zerhauen, mehrere Kanonen vernageln und erbeutete über 400 Pferde. Sowie der Morgen graute und einige preußische Colonnen heranzogen, verschwand General Beck nach vollbrachtem Zerstörungswerk mit seinen Streifschaaren wieder in den Wäldern, aus denen er hervorgebrochen war.

Am 21. Juli stand kein Preuße mehr auf böhmischem Boden.

Dem feindlichen Heere auf dem Fuße folgend rückten die Kaiserlichen in Schlesien und Sachsen ein. Oberst Jahnus

besetzte mit einem Corps Croaten Landshut in Schlesien und die Hauptarmee unter Prinz Karl und Daun vereinigte sich vor Zittau, und schloß diese Stadt ein; als Oberst Diericke die Uebergabe verweigerte, wurde sie dergestalt beschossen, daß sie in Feuer und Flammen aufging.

Nun blieb die kaiserliche Armee über einen Monat lang in einer sehr starken Stellung bei Zittau stehen. Friedrich II. versuchte sie durch einen taktischen Aufmarsch zu einer Feldschlacht zu bewegen, sie verblieb aber in ihren festen Positionen zu beiden Seiten der Neisse und wies die Angriffe der Preußen auf ihre Vorposten in dem Gefechte von Wittgendorf blutig ab, worauf sich die feindliche Armee nach Ostritz zurückzog. Den linken Flügel der Kaiserlichen deckte Loudon, der bei Pirna dem Herzog von Anhalt-Dessau gegenüberstand, und den rechten Oberst von Jahnus, welcher mit 8000 Mann Landshut in Schlesien besetzt hielt. Diesen beiden gelang es, in siegreichen Gefechten dem Feinde schwere Verluste beizubringen. General Kreutz rückte von Schweidnitz gegen Landshut, um diese Stadt zu nehmen und Jahnus über die Grenze zurückzudrängen. Dieser schlug aber nicht nur am 13. und 14. August alle Angriffe ab, sondern brach auch in einem günstigen Augenblicke gegen die feindlichen Schlachtlinien mit solchem Erfolge vor, daß sie in volle Verwirrung geriethen und ganz zersprengt wurden; 3000 Mann und 6 Geschütze verloren die Preußen an diesem Tage. Ebenso glücklich war am 18. August Oberst Loudon, welcher die Angriffe des Herzogs Moriz auf seine Stellung bei Schönau nächst Pirna so entschieden zurückwies, daß fast das ganze preußische Angriffscorps aufgerieben wurde. Bei dieser Gelegenheit gingen auch mehrere sächsische Regimenter, welche zu Kriegsdiensten in Friedrich's Heer waren gezwungen worden, zu den Oesterreichern über.

22.

Eroberung Schlesiens durch die Kaiserlichen — Haddik vor Berlin — Schlacht bei Breslau.

Erst Anfangs September brach die kaiserliche Armee aus dem östlichen Theile Sachsens, wo sie über sechs Wochen ruhig gestanden war, auf und schwenkte rechts ab, um sich nach Schlesien zur Besitznahme dieses Landes zu wenden. Friedrich II. hatte mit dem Oberbefehl über die Heeresabtheilung, der er die Beobachtung der kaiserlichen Hauptarmee übertrug, den Herzog von Bevern betraut, er selbst jedoch sich mit 18.000 Mann davon getrennt, um der französischen und der Reichsarmee entgegen zu rücken. Dem nach Schlesien marschirenden österreichischen Heere leistete ein preußisches Corps unter General Winterfeld bei Moys nächst Görlitz am 7. September den ersten Widerstand; General Nádasdy durchbrach ungeachtet der größten Tapferkeit, mit welcher die Preußen fochten, Winterfeld's Aufstellung, nahm eine vorspringende Anhöhe, die den Knotenpunct der feindlichen Position bildete, und rollte die Flügel der Gegner auf. General Winterfeld selbst, seines Königs Freund, erhielt in diesem Gefechte eine tödtliche Wunde, in Folge welcher er am nächsten Tage zu Görlitz starb.

Nun setzte das österreichische Heer seinen Marsch über Görlitz, Lauban und Löwenberg fort; das preußische fast immer in gleicher Höhe mit dem österreichischen zog über Bunzlau nach Liegnitz, wo es eine feste Stellung nahm. Am 25. September erschien das kaiserliche Heer vor Liegnitz, griff die feindlichen Linien an und beschoß die Stadt, so daß der Prinz von Bevern am 27. sie räumte und nordwärts abrückte, verfolgt von Husaren, Croaten und Grenadieren, welche dem

Feinde wieder reiche Beute abjagten. Prinz Karl und Daun brachen nun ebenfalls von Liegnitz auf und marschirten geradenwegs gegen Breslau, wo sie die preußische Armee unter dem Herzog von Bevern bereits aufgestellt trafen. Denn dieser Feldherr hatte nach seinem Abmarsche von Liegnitz die Oder bei Steinau überschritten, und war auf dem rechten Ufer in forcirten Märschen nach Breslau gezogen, um die Landeshauptstadt zu retten; sein Heer stellte er so auf, daß es Breslau im Rücken und das Flüßchen Lohe vor sich hatte; alle seine Positionen schützte er durch gut angelegte Verschanzungen. Das kaiserliche Heer schlug ihm gegenüber um Lissa das Lager auf.

Während sich hier die beiden Heere beobachtend gegenüberstanden, belagerte Graf Franz Nádasdy mit einem kaiserlichen Corps von 32.000 Mann Schweidnitz, das durch General von Seers mit 8000 Mann vertheidigt wurde. Die Besatzung hielt sich sehr tapfer, störte durch mehrere gelungene Ausfälle die Arbeiten der Belagerer, vermochte aber doch nicht die Entscheidung zu verhindern. In der Nacht vom 11. auf den 12. November wurden von den Kaiserlichen mehrere Vorwerke stürmend genommen, am folgenden Tage capitulirte General von Seers. Die Festung mit reichen Vorräthen, 162 Kanonen, 12 Mörsern und einer Kriegscassa von mehreren hunderttausend Gulden wurden Nádasdy übergeben; die preußische Besatzung erhielt freien Abzug mit allen Kriegsehren und fliegenden Fahnen.

Ein Zwischenspiel dieser kriegerischen Vorgänge bildete der Streifzug, welchen der kühne Reiterführer General von Haddik gegen Berlin unternahm. Der Gedanke zu dieser Unternehmung soll von dem Prinzen Karl von Lothringen stammen. Haddik entnahm zu diesem Wagstücke von seinem Corps, das zwischen

Bautzen und Görlitz stand, 3460 Mann und brach am 11. October von Elsterwerda, nördlich von Dresden, auf. Nach einem sechstägigen Gewaltmarsche über Dobrilugk, Luckau, Lübben, Buchholz und Königs-Wusterhausen stand er am 16. October Morgens vor der preußischen Hauptstadt. Ihre Besatzung bestand aus 7000 Mann, befehligt vom General von Rochow; trotz dieser Uebermacht glaubte er die Stadt nicht halten zu können, obwohl die Bürger auf das eifrigste bereit waren, bei der Vertheidigung mitzuwirken. Haddik griff ungesäumt das Köpeniker und Kottbuser Thor an, erstürmte beide und drang in die zunächst gelegenen Vorstädte ein. In die Stadt selbst aber konnten die Kaiserlichen nicht gelangen, da sie durch Wassergräben und Zugbrücken von den Vorstädten getrennt war. Haddik ließ sie daher zur Uebergabe auffordern. Rochow räumte Berlin, nachdem früher die Königin und der Hof nach Spandau in Sicherheit gebracht war. Nun kam es zwischen Haddik und dem Berliner Magistrate zu Verhandlungen und in Folge deren zu einem Vertrage, laut dessen Haddik gegen Erlegung von 185.000 Thalern versprach, der Stadt keine Gewalt anzuthun und sogleich abzuziehen. Als am 17. October Morgens 5 Uhr die bedungene Summe erlegt war, brach der kaiserliche General mit seinem Corps unverweilt auf, da er Nachricht erhalten hatte, der Fürst Moritz von Anhalt-Dessau sei im Anzuge. Er trat seinen Rückzug über Wusterhausen, Storkow und Beeskow an, wobei er die königliche Gießerei zu Schadow überfiel, die Gußöfen und Maschinen zerstörte, mehrere tausend Bomben ins Wasser werfen ließ und 23 messingene Formen nebst einer Menge Kugeln mit sich nahm. Von da marschirte er über Lieberose, Peiz, Kottbus, Spremberg und Hoyerswerda wieder in seine frühere Stellung zurück. —

Nachdem Prinz Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun die Nachricht von Haddik's gelungenem Zuge erhalten, hatten und Nádasdy's Corps nach der Eroberung von Schweidnitz sich wieder mit der Hauptarmee vereinigt hatte, begannen sie gegen die preußische Stellung vor Breslau angriffsweise vorzugehen. Sie mußten umsomehr auf eine Entscheidung in Schlesien dringen, als zu erwarten stand, daß Friedrich II., dem inzwischen die französische und die Reichsarmee zu schaffen gemacht hatten, schleunig zum Entsatze von Breslau herbeieilen werde. Der 22. November wurde von den kaiserlichen Feldherren zum Angriffe gegen die preußischen Stellungen bestimmt. Die Armee des Herzogs von Braunschweig-Bevern stand mit ihrer Hauptmacht auf dem linken Oderufer vor Breslau, hatte vor ihrer Linie die Lohe, einen versumpften Bach, und war durch Redouten, Gräben, Brustwehren, Wolfsgruben, Feldschanzen und Verhaue gut gedeckt. Um 9 Uhr Morgens begann das Feuer aus 40 österreichischen Geschützen gegen die von den Preußen besetzten Dörfer. Gegen Mittag warfen die Kaiserlichen binnen einer Stunde unter heftigem feindlichen Feuer sieben Brücken über die Lohe, überschritten das Flüßchen und griffen die feindlichen Verschanzungen an. Die erste österreichische Angriffscolonne unter Feldzeugmeister von Kheil nahm nach einem halbstündigen Kampfe das Dorf Gräbschen und die hinter demselben gelegene Redoute mit Sturm. Die zweite Colonne, geführt von Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Arberg und den Generälen Lascy, Maquire, Browne und Grafen von Wied, eroberte nach der blutigsten Gegenwehr Schmiedefeld und Höfchen. Die dritte Sturmcolonne unter Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Puebla und Marquis Clerici hatte den schwersten Kampf zu bestehen; sie sollte das von der Lohe, welche hier zwischen hohen Ufern fließt, durchschnittene und durch starke Schanzen

gedeckte Dorf Pilsnitz nehmen. Ein heißer Kampf entspann sich um diesen Punct. Dreimal wurde gestürmt, dreimal der Sturm abgeschlagen. Erst um halb 6 Uhr Abends, als es schon dunkelte, erfolgte der vierte Angriff, wobei die Brücke über die Lohe und jenseits eine Schanze nach der andern genommen wurden. Nachdem sich die Kaiserlichen schon im Dorfe festgesetzt hatten, unternahmen frisch angekommene preußische Truppen einen Angriff auf dasselbe, der aber ebenfalls, freilich mit schweren Verlusten auf beiden Seiten, abgeschlagen wurde. Die vierte Sturmcolonne der Kaiserlichen unter den Generälen Graf Nádasdy, Arenberg und Esterházy nahm die Dörfer Oltaschin, Kräutern und Kleinburg mit stürmender Hand.

Als die Nacht sich herabsenkte, waren alle Dörfer im Westen von Breslau in den Händen der Kaiserlichen und die Reste des preußischen Heeres zogen sich in die Festung zurück. Während die Schlacht auf dem linken Oderufer gewüthet hatte, war es auf dem rechten nur zu kleinen Gefechten und Scheinangriffen gekommen, um die dort stehenden preußischen Abtheilungen zu verhindern, Verstärkungen über den Fluß zu entsenden. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß, ein Beweis für die Tapferkeit und Ausdauer im Kampfe bei Freund und Feind. Die Kaiserlichen zählten 6000 Mann an Todten und Verwundeten; die Preußen hatten 9000 Todte, Verwundete und Gefangene, 5 Fahnen und 36 Geschütze verloren.

In der unmittelbar auf die Schlacht folgenden Nacht führte der Prinz von Bevern sein Heer durch die Stadt auf das rechte Ufer und ließ in der Festung nur eine Besatzung von einigen tausend Mann unter General von Lestwitz zurück, während die Kaiserlichen, dem Feinde auf dem Fuße folgend, dessen Lager und die Schanzen und durch ihre leichten Truppen auch schon die Vorstädte von Breslau in Besitz nahmen. Am 24. November

capitulirte General von Lestwitz und am folgenden Tage rückte das siegreiche Heer in die Stadt ein.

Der Herzog von Bevern hatte mit dem Reste seiner Armee bei Protsch Lager geschlagen, ihm gegenüber standen leichte kaiserliche Truppen unter General von Beck; als der Prinz die Stellungen derselben am Morgen des 24. November recognosciren wollte, gerieth er in einen Hinterhalt und wurde von einer Compagnie Croaten, unter Hauptmann Katinschitz, gefangen genommen.

Sowie durch den Sieg von Kolin Böhmen von den Preußen befreit wurde, so kam durch die Eroberung von Schweidnitz, durch den Sieg bei Breslau und durch die Besetzung dieser Stadt Schlesien in die Hände der Kaiserlichen.

23.

Begebenheiten auf den andern Kriegsschauplätzen — Die Russen in Ostpreußen und die Schweden in Preußisch-Pommern — Die Franzosen und das Reichsheer.

Schon im Frühling 1757 hatte sich in den Ostseeprovinzen unter dem Befehle des Feldmarschalls Grafen Apraxin eine russische Armee in der Stärke von 83.000 Mann gesammelt und war in der zweiten Hälfte des Monats Juni in Ostpreußen eingerückt, während russische Schiffe die preußische Küste beunruhigten und die Häfen blokirten. Dieser großen Streitmacht hatte Friedrich II. nicht mehr als 30.000—40.000 Mann unter dem Befehle des greisen Feldmarschalls von Lehwald entgegenzustellen. Am 4. Juli fiel das einzige Bollwerk

Preußens an der Ostgrenze, die Festung Memel, durch Capitulation in die Hände des russischen Generals Fermor. Inzwischen hatte die russische Hauptarmee den Niemen überschritten und näherte sich dem preußischen Heere, das auf dem rechten Ufer des Pregel bei Petersdorf gegenüber von Wehlau in einem stark verschanzten Lager stand. Um Lehwald zu bestimmen, diese feste Stellung freiwillig aufzugeben, ging Apraxin am 28. August über den Pregel, und in der That folgte ihm das preußische Heer. So stießen beide Armeen am 30. August bei Großjägerndorf aufeinander. Trotz seiner großen Tapferkeit und tüchtigen Führung wurde das preußische Heer von der russischen Uebermacht besiegt und zum Rückzuge nach Wehlau und in das Petersdorfer Lager gezwungen. Ganz unerwartet trat aber auch der Sieger den Rückzug an und marschirte, angeblich wegen Mangels an Lebensmitteln, mit seinem Heere an den Niemen und über denselben zurück und hielt vom preußischen Gebiete nur die Festung Memel besetzt. Raub und Brand in furchtbarer Weise bezeichneten die Wege des russischen Heeres. Der Rückmarsch scheint auf Anordnung des Großkanzlers Bestušew erfolgt zu sein, welcher einerseits durch englisches und preußisches Gold war bestochen worden und anderseits für den Fall, daß die seit dem 18. September schwer erkrankte Kaiserin Elisabeth in Kürze stürbe, Truppen in der Nähe von St. Petersburg bedurfte, um den schon damals angesponnenen Plan durchzusetzen, Katharina, mit Uebergehung ihres Gemahls Peter, die Thronfolge zuzuwenden. Allein Elisabeth genas wieder, zeigte sich über Apraxin's Rückzug auf das höchste entrüstet, entsetzte ihn vom Commando, verwies ihn nach Narwa und übertrug den Oberbefehl dem General Fermor.

In der Ostsee hätte nach den von dem britischen Ministerium gemachten Versprechungen eine englische Flotte dem König

Friedrich gegen die russischen Schiffe Beistand leisten sollen; als aber Kaiserin Elisabeth erklären ließ, daß das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee von ihr als offene Kriegserklärung werde angesehen werden, unterblieb das Auslaufen der englischen Schiffe.

Weit später als von Rußland erfolgte von Seiten Schwedens das thätige Eingreifen in diesen Krieg.

Nachdem Schweden schon früher an Preußen den Krieg erklärt hatte, schloß es am 22. September 1757 mit Oesterreich und Frankreich einen Vertrag, wodurch es sich verpflichtete, gegen 3 bis 4 Millionen Livres französischer Subsidiengelder 20—25.000 Mann zum Kampfe zu stellen. Einige Wochen vorher, Anfangs September, war ein schwedisches Heer, 22.000 Mann stark, unter Generallieutenant von Hamilton von Stralsund in Preußisch-Pommern eingefallen und hatte die ihrer Garnisonen entblößten Städte Demmin, Anklam und Uckermünde besetzt. Aber zu weiterem energischen Vorrücken fehlte es den Schweden an leichten Truppen und Pontons; die Festung Stettin war für sie unbezwinglich, und als nach dem Rückmarsche der Russen über den Niemen Marschall Lehwald mit seinem tapfern Corps heranrückte, gelang es ihm leicht, die Schweden über die Peene und bis Stralsund zurückzudrängen.

Ohne Vergleich bedeutender war, was sich im Westen des österreichisch-preußischen Kriegsschauplatzes zutrug.

Am 1. Mai 1757, dem Jahrestage des Vertheidigungsbündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, war ein zweiter Vertrag, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen diesen beiden Staaten enthaltend, zum Abschlusse gekommen, laut dessen sich Frankreich verpflichtete, zum Kriege gegen Preußen 105.000

Mann selbst zu stellen, 10.000 Mann von Bayern und Würtemberg gestellter Hilfstruppen in Sold zu nehmen und an Oesterreich jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen, wogegen Maria Theresia versprach, 80.000 Mann Truppen ins Feld rücken zu lassen. Als Zweck dieses in so großem Maßstabe entworfenen Krieges wurde für Oesterreich die Wiedererwerbung von Schlesien, von Parma, Piacenza und Guastalla, dagegen für Frankreich die Erlangung der Fürstenthümer Chimay, Beaumont, der Städte Ostende, Nieuport, Ypern, Furnes, Mons und des Forts Knoke bezeichnet. Preußen sollte aber noch weiter geschwächt werden, indem das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen, Vorpommern von der Oder bis zur Peene an Schweden, Cleve und Obergeldern aber an den Kurfürsten von der Pfalz zu fallen hätten. Don Philipp von Parma sollte für seine Oesterreich einzuräumenden Länder die österreichischen Niederlande und Luxemburg erhalten.

Noch in Folge des Vertrages von 1756 hatte im April 1757 ein französisches Heer, 100.000 Mann, unter dem Marschall d'Estrées bei Cöln und Düsseldorf über den Rhein gesetzt, von wo es langsam gegen die Weser vorrückte. Noch war es aber nicht zur Kriegserklärung zwischen Oesterreich-Frankreich einerseits und England-Hannover anderseits gekommen; daher ersuchte jetzt der Marschall d'Estrées den Herzog von Cumberland, König Georg's Sohn, welcher mit einem 54.000 Mann starken hannöverischen Heere an der Weser stand, um freien Durchzug durch die kurbraunschweigischen Lande. Als Cumberland hierauf erklärte, dies könne nicht stattfinden und die hannöverische Armee werde die Lande des Königs von Preußen und seiner Bundesgenossen vertheidigen, kam es ohne eigentliche Kriegserklärung zum Kampfe. D'Estrées ging am 10. Juli über

die Weser, griff am 26. Cumberland bei Hastenbeck an und drängte ihn aus seinen Stellungen, worauf sich dieser über die Wümme und Oste an die untere Elbe zurückzog; die starke Festung Hameln ergab sich zwei Tage nach der Schlacht. Vier Tage später erhielt der Marschall d'Estrées von seinem Könige das Abberufungsschreiben vom Oberbefehle, der dem Herzog von Richelieu übertragen wurde. Durch dänische Vermittlung kam es zwischen Cumberland und Richelieu zu Kloster Seeven am 8. September zu einem Vertrage, vermöge dessen die Feindseligkeiten eingestellt, die bei dem hannöverischen Heere befindlichen Miethstruppen in ihre Heimat entlassen wurden, die Hannoveraner Cantonnirungsquartiere bezogen und für die beiderseitigen Armeen eine Demarcationslinie festgesetzt wurde. So endete vorläufig der Krieg auf diesem Schauplatze sehr glücklich für die Franzosen, und die preußischen Länder auf dem linken Elbeufer wurden widerstandslos von ihnen besetzt.

Aber König Georg II. von England erklärte, freilich erst gegen Ende October, die Convention von Kloster Seeven für ungiltig, weil sie ohne Wissen und Theilnahme der Krone sei abgeschlossen worden, rief den Herzog von Cumberland von dem Heere in Deutschland ab und schloß auch als Kurfürst von Hannover ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen. An die Spitze des hannöverischen Heeres wurde auf König Georg's Wunsch der Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt. In Folge dessen begannen Ende November die Feindseligkeiten von neuem, doch blieben dieselben in diesem Jahre wegen des bereits eingetretenen Winters auf die Ueberrumpelung von Bremervörde und die Eroberung von Harburg durch die Hannoveraner und auf die Niederbrennung von Celle durch die Franzosen beschränkt. —

Die Ausführung des Reichstagsbeschlusses vom 10. und 17. Januar 1757, eine Reichsexecutionsarmee zur Rückeroberung Sachsens für August III. aufzustellen, hatte bei den bekannten zerfahrenen Zuständen des deutschen Reiches im 18. Jahrhunderte erst um die Mitte des Jahres begonnen. Ende Juni und Anfangs Juli sammelten sich die Contingente verschiedener deutscher Reichsfürsten um Würzburg und Nürnberg, die trotz ihrer bunten Zusammenwürfelung ein Reichsheer unter dem Befehle des kaiserlichen Feldmarschalls und Reichsfeldzeugmeisters Herzog Joseph Friedrich Wilhelm von Sachsen-Hildburghausen bilden sollten. Von dem Lager bei Fürth brach diese Reichsarmee auf, zog in kleinen Tagemärschen durch Thüringen und vereinigte sich Anfangs September an der Saale mit dem französischen Heere, das unter dem Befehle des Fürsten von Rohan-Soubise über Frankfurt herangerückt kam. Und da durch den Vertrag von Kloster Seeven die bisher in Niedersachsen operirende französische Armee jetzt zum größten Theile verfügbar wurde, so marschirten 45.000 Mann von derselben über Halberstadt gegen Magdeburg heran, um sich mit Soubise und der Reichsarmee zu vereinigen.

Friedrich II. erkannte rasch die Gefahren, welche ihm aus einer Vereinigung dieser drei Armeen erwachsen mußten, hielt Richelieu durch scheinbare Friedensanträge in seinem Marsche auf und schob sich mitten zwischen die beiden französischen Heere bis gegen Weimar hinein. Soubise und Hildburghausen zogen sich vor den vorrückenden Preußen allmälig bis hinter Eisenach ins Gebirge zurück. Als aber der König wieder abmarschirte, um dem von Haddik bedrohten Berlin zu Hilfe zu eilen, brachen sie aufs neue gegen Leipzig vor, um ihre Aufgabe, die Befreiung Sachsens, auszuführen. Die Gefahr für Berlin war schnell vorübergegangen und so kehrte Friedrich II. in Eil-

märschen nach Leipzig zurück, sammelte hier ein etwa 24.000 Mann starkes Heer und überschritt Anfangs November mit diesem bei Halle, Merseburg und Weißenfels die Saale. Die Reichsvölker und die Franzosen, 40.000 Mann stark, zogen sich von der Saale zurück und schlugen bei dem Städtchen Mücheln Lager. Der König recognoscirte die Stellungen seiner Feinde und zog sich bis **Roßbach** zurück, wo er ein Lager bezog. Diese Bewegung des Königs hielten Soubise und Hildburghausen für ein Zeichen der Furcht oder für den Anfang des Rückzuges und beschlossen, von ihrer Ueberzahl Gebrauch machend, am 5. November die Preußen anzugreifen. Da das preußische Lager an der Frontseite gut gedeckt war, so gedachten die verbündeten Generäle dasselbe durch einen südöstlichen Flankenmarsch zu umgehen, um es im Rücken anzugreifen, während der Graf von St. Germain mit 6000 Franzosen den Feind vorne beschäftigen sollte. Sobald König Friedrich diese Absicht seiner Gegner merkte, brach er sogleich mit seinem Heere aus dem Lager auf, griff selbst die noch im Marsche befindliche Armee so rasch und unerwartet an, daß sie sich gar nicht entfalten konnte, und errang, besonders durch des Generals Seydlitz kühne Reiterangriffe, in Zeit von zwei Stunden mit den geringsten Opfern einen vollständigen Sieg.

Das geschlagene französische Heer zog sich in einem fluchtartigen Rückzuge in der Richtung nach Hessen, die Reichsarmee aber nach Franken zurück.

24.

Schlacht bei Leuthen — Schlesien geht für die Kaiserlichen wieder verloren.

Nachdem sich der preußische König in dieser Weise durch den Sieg bei Roßbach seiner von Westen heranrückenden Gegner erwehrt hatte, beschloß er, sich nach Schlesien zu wenden, um dieses Hauptziel des Kampfes noch zu retten oder, wenn dies zu spät wäre, wieder zurückzuerobern. Er sammelte um den 10. November sein Heer bei Leipzig, brach von da nach Torgau auf, drängte den General Haddik, der an der Elbe stand, zurück, zog über Meißen durch die Lausitz und über Naumburg an der Queiß nach Schlesien.

Um die Kräfte der Kaiserlichen zu theilen, erließ er an den Marschall Keith den Befehl, abermals in Böhmen einzufallen. Keith rückte demnach mit seinem Armeecorps von Chemnitz über Marienberg und Sebastiansberg in Böhmen ein, wendete sich von da nach Kommotau, um die Straße nach Prag zu gewinnen, sandte ein Streifcorps gegen Brüx, Bilin und die Dresden-Prager Straße, während er selbst bei Lobositz über die Elbe ging, Leitmeritz überfiel und dort reiche Vorräthe erbeutete, die er theils mit sich nahm, theils zerstörte. Als jedoch die Generäle Loudon, Haddik und Marschall herangerückt kamen, zog sich Keith wieder in seine festen Stellungen im sächsischen Erzgebirge zurück.

Inzwischen war der König mit der Hauptarmee in Schlesien über Liegnitz gegen Breslau im Anmarsche. Bei Parchwitz stießen die Reste der bei Breslau geschlagenen Armee zu ihm. Als Prinz Karl von Lothringen Nachricht von dem Anmarsche Friedrich's erhielt, brach er mit seinem Heere aus dem Lager von Breslau auf, marschirte dem Feinde entgegen und

trachtete vor ihm Neumarkt, welches mit etwa 1000 Croaten besetzt war, zu erreichen; doch dies gelang nicht, die preußische Vorhut war früher, am 4. December, vor diesem Orte erschienen, erstürmte ihn und zersprengte die Besatzung desselben. Es wird versichert, daß diese Vorrückung gegen das ausdrückliche Abmahnen des vorsichtigen Daun geschehen sei, der die Preußen in der festen Stellung von Breslau zu erwarten rieth; Prinz Karl dagegen, ein trefflicher, liebenswürdiger und ritterlicher, doch im Felde niemals glücklicher Herr, versprach sich mehr von einem angriffsweisen Vorgehen wider den Feind.

Am Abend des 4. December stand das österreichische Heer zwischen Neumarkt und Lissa und stellte sich in Schlachtordnung in drei Treffen auf, um so den feindlichen Angriff für den nächsten Tag zu erwarten. Der Hauptfehler dieser Aufstellung lag in der ungemeinen Ausdehnung der Schlachtlinie der Kaiserlichen, der es an aller Tiefe gebrach, indem sich dieselbe von ihrem linken Flügel bei Sagschütz und Gohlau über Leuthen und Frobelwitz bis zu dem rechten bei Nippern in einer Länge von mehr als einer deutschen Meile hin erstreckte. Als König Friedrich von dem Hügel bei Heidau die Stellungen der Kaiserlichen recognoscirte, erkannte er sogleich die Schwächen derselben und verstand sie zu benützen. Er beschloß, den rechten Flügel seiner Gegner nur durch Scheinangriffe zu beschäftigen und sich mit ganzer Kraft auf den linken Flügel zu werfen, in der Art, daß er diesen durch einen Vormarsch in schiefer oder schräger Schlachtordnung mit halbrechts in Echelons (stufenweise in Abständen aufeinander folgenden Abtheilungen) angriff. Dadurch konnte es ihm gelingen, die linke Flanke des österreichischen Heeres zurückzudrängen und zu überflügeln, sie gegen das Centrum hin aufzurollen, so auch dieses und den rechten Flügel zu erschüttern und von der Rückzugslinie nach Schweidnitz abzudrängen.

Es war beiläufig 1 Uhr Nachmittag, als der österreichische linke Flügel, der unter Nádasdy's Befehl stand, von den Preußen bei Sagschütz angegriffen wurde. Der dort liegende Kieferberg, ein für die Stellung des ganzen kaiserlichen Heeres sehr wichtiger Punct, war von den würtembergischen Hilfstruppen besetzt; diese mußten nach dem tapfersten Widerstande den anstürmenden Preußen weichen und den, einen Theil des Schlachtfeldes beherrschenden Kieferberg dem Feinde überlassen; dadurch wurden Nádasdy's Reiter vom feindlichen Feuer in die Flanke genommen und mußten sich zurückziehen. Ebenso schnell und glücklich gelang den Preußen die Eroberung einer weiter rückwärts gelegenen Batterie, um welche sich die geworfenen würtembergischen Bataillone, vermehrt durch die ihnen zunächst aufgestellten bayerischen Hilfstruppen, gedrängt hatten. So wurde die österreichische Schlachtlinie durchbrochen, es entstand eine große Lücke in derselben und ihre äußerste linke Flanke, welche, um eine Ueberflügelung zu verhindern, zur Hauptlinie im rechten Winkel gebrochen aufgestellt worden war, stand nun abgeschnitten da, konnte sich des von allen Seiten erfolgenden Andrangs nicht erwehren und mußte ihre Stellung nach großen Verlusten räumen. Der Versuch, frische Regimenter in jene Lücken einrücken zu lassen, gelang nicht, weil sie bei ihrem Vorrücken in das Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kamen. An eine Wiederherstellung der Schlachtlinie des linken Flügels war nicht mehr zu denken, es blieb sonach kein Mittel übrig, als die ganze Schlachtstellung eine rückgängige Bewegung machen zu lassen. Dies geschah und der geworfene Flügel setzte sich weiter rückwärts bei dem Dorfe Leuthen fest, um welches sich nun ein furchtbarer Kampf erhob. Die Vertheidigung dieses Dorfes war dem 1700 Mann zählenden Regimente „Roth-Würzburg" anvertraut. Drei Angriffe der Feinde wurden zurückgeworfen und

erst als sie abermals mit Uebermacht heranrückten, erlag die heldenmüthige Schar; von dem ganzen Regimente Roth-Würzburg blieben nur vier Officiere und 33 Soldaten unverwundet und diesen gelang es noch, von den vier Fahnen des Regiments eine zu retten.

Das österreichische Heer war nun zwar im Weichen, aber bei jeder Bodenwelle, auf jedem Hügelrücken machte es Halt, um dem Vordringen der Feinde Widerstand zu leisten; erst zwischen 4 und 5 Uhr Abends bei bereits beginnender Dunkelheit des sehr trüben Decembertages war der Kampf zu Friedrich's Gunsten entschieden. Das Feuer erstarb allmälig, nur einzelne Schüsse rollten noch über das weite Todtenfeld. Die österreichische Armee zog sich über die Weistritz und Lohe in ihr früheres Lager zurück. Der Verlust der Kaiserlichen war ein außerordentlicher; er wurde auf 12.000 Gefangene und 6000 Todte und Verwundete geschätzt, während die Preußen nur 3000 Mann als Todte und Verwundete angaben; ferner fielen zahlreiche Kanonen, Fahnen und Wägen in die Hand der Feinde. Mit welcher Tapferkeit die Oesterreicher gekämpft hatten, zeigten die Verlustlisten. Drei Generäle waren gefallen, vier andere schwer verwundet worden. Vom Regiment Leopold Daun blieb nur ein schwaches Bataillon übrig; von dem Regimente Baden-Durlach verließen nur ein Officier und acht Soldaten das Schlachtfeld unverwundet; nicht minder waren Wallis und das schon erwähnte Roth-Würzburg getroffen worden, welches längere Zeit mit dem Regimente Kolowrat nur ein combinirtes Bataillon bilden konnte.

Am Morgen des 6. December stellte sich die kaiserliche Armee in Schlachtordnung auf und erwartete einen feindlichen Angriff; als aber dieser nicht erfolgte, bildete sie zwei große Marschcolonnen und nahm die Richtung nach Schweidnitz, von

wo sie sich nach Böhmen, Oberschlesien und Mähren wandte, um dort die Winterquartiere zu beziehen.

Nach dem Abzug des kaiserlichen Heeres rückte Friedrich II. über die Weistritz und Lohe gegen Breslau vor und begann sogleich die Beschießung und Berennung der Stadt; sie hielt sich, von der tapferen Besatzung unter Feldzeugmeister Salomon Sprecher von Bernegg muthvoll vertheidigt, bis zum 21. December, an welchem Tage erst, nachdem zwei Pulverthürme in der Stadt in die Luft gegangen waren und dadurch eine große Bresche im Walle entstanden war, der kaiserliche Commandant capitulirte.

Nun hatten die Kaiserlichen in Schlesien noch Schweidnitz und Liegnitz besetzt. An die Belagerung von Schweidnitz konnte Friedrich mitten im Winter nicht denken; aber Liegnitz, das keine eigentliche Festung war, sondern nur eine verschanzte Stadt, hoffte er bald zu gewinnen. Er ließ daher dem Commandanten dieser Stadt, Oberst Bilau, freien Abzug gegen das Versprechen anbieten, sammt der Garnison nicht mehr gegen ihn zu dienen; Bilau erwiderte, er wolle zu Liegnitz wie anderswo seiner Kaiserin seine Dienste weihen. Friedrich drohte zu stürmen und die Garnison über die Klinge springen zu lassen. Bilau antwortete: Wolle der König seine eigene Stadt stürmen und verbrennen, so stehe ihm das frei, er aber, um sich besser vertheidigen zu können, werde damit beginnen, die Vorstädte niederzubrennen. Als Bilau hierauf wirklich einen Ausfall machte und seine Truppen mit Brandfackeln den Vorstädten sich näherten, sandte der König augenblicklich einen Parlamentär und ließ für die waffentragende Besatzung freien Abzug anbieten, alle Verwundeten und Kranken aber hätten sammt der Artillerie zurückzubleiben. Bilau gab zur Antwort, er gedenke entweder zu Grunde zu gehen oder alles mit sich fortzuführen, was Eigenthum der Kaiserin sei. Friedrich, Bilau's Heldenmuth und Pflicht-

treue erkennend, gewährte ihm den Abzug, wie er gefordert wurde, und so zog der tapfere Oberst am 29. December mit 4000 Mann, allem Heergeräthe und den Kanonen von Liegnitz zur kaiserlichen Armee. Die Kaiserin lohnte Bilau's echten Kriegersinn und muthvolles Ausharren mit dem Maria-Theresien-Orden.

Damit endete das furchtbar blutige Kriegsjahr 1757. So glänzend es für Friedrich II. vor Prag begonnen hatte, so schreckbar rasch war wider ihn der Umschlag eingetreten; Kolin, Moys, Breslau, Hastenbeck, Großjägerndorf fielen nacheinander als furchtbare Schläge auf sein Haupt und erst den Tagen von Roßbach und Leuthen hatte er wieder seine und seines Staates Rettung zu danken.

1758.

25.

Verhandlungen und Zustände.

Die günstige Wendung, welche Ende 1757 das Verhältniß Preußens zu England genommen, wurde durch den am 4. April 1758 zwischen diesen beiden Staaten abgeschlossenen Vertrag von neuem bekräftigt. Es war ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, in welchem Friedrich II. und Georg II. erklärten, zu ihrer gegenseitigen Vertheidigung und zum Schutze ihrer Verbündeten den Krieg fortzusetzen und nicht einseitig mit einer der kriegführenden Mächte irgend einen Vertrag schließen zu wollen; ferner versprach der König von England, den König von Preußen mit einer Million Thaler zu unterstützen und sich an

das Parlament zu wenden, damit es in Deutschland ein Heer von 50.000 Mann auf britische Kosten unterhalte, wogegen auch Georg II. als Kurfürst von Hannover sein Heer um 5000 Mann vermehren wolle; endlich sollten die französischen Küsten, um die Franzosen von Preußen abzulenken, soviel als möglich beunruhigt und Emden durch englische Truppen besetzt werden. Eine Flotte in die Ostsee zu schicken, lehnte England ab, um nicht völlig mit Rußland und Schweden zu brechen. Dieser Vertrag wurde in den folgenden Jahren dreimal, zuletzt am 12. December 1760, ohne Veränderung erneuert.

Diesen neuerlich verbündeten Mächten standen nun ebenso wie früher in erster Linie Oesterreich, Frankreich und Rußland gegenüber. In Oesterreich waren Kaiserin, Volk und Heer einmüthig für die Fortsetzung des Kampfes; an den Höfen von Versailles und St. Petersburg gab es zwar nicht machtlose Parteien, welche aus lauteren und unlauteren Gründen für einen Frieden mit Preußen wirkten; aber Ludwig XV. und Elisabeth waren persönlich für die Aufrechthaltung des Bündnisses mit Oesterreich und für den Krieg mit Preußen gestimmt und so wurden bald alle Hoffnungen zu nichte, welche Friedrich für die Herstellung des Friedens hegte, zu dessen Realisirung er bereits geheime Unterhandlungen mit mehreren französischen Staatsmännern, so mit dem Minister des Aeußern, Cardinal Bernis, angeknüpft hatte. Schweden nahm zwar auch fortdauernd, jedoch nur im geringsten Grade, Theil am Kriege. Auf Deutschland endlich, mit Ausnahme der beiden Hauptmächte, welche sich im Kampfe gegenüberstanden, wirkte der Krieg im schwersten Maße, allein mehr passiv, als daß die deutschen Fürsten thätig an demselben theilgenommen oder gar in das politische Getriebe irgendwie entscheidend eingegriffen hätten.

Um so eifriger und lebhafter wurde am Regensburger Reichstage verhandelt, zahllose langathmige Noten und Denkschriften wurden überreicht und gewechselt, ohne irgend einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Namentlich beklagte sich der Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin bitter wegen des von Preußen an seinem Lande verübten Landfriedensbruches. Friedrich II. hatte nemlich im December 1757 unter dem Vorwande, der Herzog habe die Schweden unterstützt, Mecklenburg zu dem Zwecke mit preußischen Truppen besetzt, um die in Pommern cantonnirende Armee des Marschall Lehwald auf die wohlfeilste Weise mit allen Bedürfnissen zu versorgen, und den Herzog zur Flucht nach Lübeck genöthigt. Zugleich wurde das überfallene Land zur Zahlung einer Kriegsbeisteuer von 2½ Millionen Thalern, zu schweren Leistungen an Fuhren, Lieferungen von Getreide und anderen Feldfrüchten, welche sich während der Kriegsdauer bis auf 17 Millionen Thaler beliefen, und zur Stellung von 3000 Recruten für die preußische Armee gezwungen. Der Herzog von Mecklenburg erwirkte wohl kaiserliche Hofdecrete und oberstrichterliche Entschließungen gegen Preußen, welche ihm aber nicht zu seinem Lande zu verhelfen vermochten.

Am furchtbarsten lastete der Druck des preußischen Joches auf dem unglücklichen Sachsen. Ueber 30.000 Mann wurden aus diesem Lande ausgehoben und ins preußische Heer gesteckt. Die schwersten Contributionen wurden von den einzelnen Städten erhoben; bis November 1757 hatten Leipzig 1,069.983, Dresden 120.000, Chemnitz 12.000, Bautzen 8000, Görlitz 100.000, das Stift Merseburg 70.000, das Stift Naumburg 60.000 und die sächsische Ritterschaft 500.000 Thaler erlegen müssen; im November wurde ungeachtet der erhaltenen Zusicherung der Schonung Leipzig zur Zahlung von weiteren 600.000

und im April 1758 von 800.000 Thalern verhalten, und als der Stadtrath diese letztere Summe nicht mehr aufbringen konnte, wurde er in seinem eigenen Rathhause in enge Haft gesetzt. Die in der Stadt befindlichen italienischen Krämer mußten als Douceurgelder für das erste Leibgardebataillon 14.000 Thaler abliefern. Dresden, welches seit Beginn des Krieges an Geld- und Kriegsbedürfnissen im Werthe von mehr als zwei Millionen Thalern geleistet hatte, mußte neuerdings 500.000 Thaler erlegen. Außerdem schrieb das preußische General-Feldkriegscommissariat für das ganze Land eine jährliche Steuer von vier Millionen Thalern aus. Das Porzellan der Meißner Fabrik nahm der König von dort hinweg, ließ es in Hamburg verkaufen und behielt die dafür eingegangenen Summen. Man schätzt die von Friedrich II. während des Krieges aus Sachsen erhobenen Contributionen und Lieferungen, die Kriegsschäden durch Plünderung und Brand ungerechnet, auf 50 Millionen Thaler. Aber auch Mißhandlungen anderer Art, welche dem Könige keinen Nutzen einbrachten, wie seine Brandschatzungen, hatte Sachsen zu erdulden. Sächsische Beamte, welche ihrem Eide treu blieben, wurden wie Verbrecher behandelt und in Ketten zu Fuße neben den Truppen fortgeschleppt. Dem Commandanten von Dresden, General Fink, befahl Friedrich, Pulver in die Keller des königlichen Schlosses zu bringen, um es in die Luft zu sprengen, und in die katholische Kirche Schießscharten zu brechen; Fink hatte aber den Muth, die Ausführung dieses Befehles, als seiner Ehre zuwiderlaufend, zu verweigern. Da Friedrich den Minister Brühl für seinen heftigsten Feind hielt, so ließ er die Güter desselben plündern und verwüsten; das Schloß Nischwitz wurde auf des Königs Befehl durch seine Soldaten vollständig zerstört, die Mauern wurden niedergerissen, die Fußböden aufgebrochen, die Bildsäulen zerschlagen und die

Fruchtbäume umgehauen. Der prachtvolle Palast des Grafen in Dresden wurde in ein Hospital für 2000 Kranke und Verwundete verwandelt und völlig zu Grunde gerichtet. Einen prächtigen Pavillon im Garten mußte der Magistrat auf Kosten der Stadt abbrechen lassen. Die Brühl'sche Herrschaft Pförten wurde durch 200 Husaren geplündert und das Schloß niedergebrannt. Die Einwohner wurden mit Gewalt vom Löschen abgehalten. Endlich zwang man alle Bewohner des Kurstaates, dem Könige von Preußen den Eid der Treue zu schwören, ein Ansinnen, das einen offenen Bruch des Völkerrechtes in sich schloß.

Auch das mit Preußen verbündete Anhalt hatte unter ähnlichen Bedrückungen zu leiden. Es wurde zu schweren Lieferungen an Korn und Mehl und zur Stellung von Recruten verhalten; im Jahre 1757 betrugen die Lieferungen an Lebensmitteln für Preußen aus dem kleinen Fürstenthum Anhalt-Dessau allein über 100.000 und während des ganzen Krieges über eine Million Thaler; im Jahre 1759 mußten die vier anhaltischen Fürstenthümer 360.000 Thaler, 2200 Recruten und 1800 Pferde liefern. Das Bisthum Hildesheim mußte bei seiner Besetzung durch die preußischen Truppen schwere Kriegssteuern zahlen und 80.000 Thaler zur Ausrüstung eines neuerrichteten Husarenregimentes beitragen aus dem Bambergischen wurden 90.000 Thaler eingetrieben u. s. w.

Noch viel schädlicher als diese im Großen verübten Erpressungen wirkte die auf Friedrich's Befehl in ärgster Weise betriebene Münzverschlechterung auf das Gemeindewohl ein. Im Jahre 1757 ließ er in den sächsischen Münzstätten, zum Theil mit sächsischem Wappen, Münzen von noch leidlichem Gehalte prägen; im folgenden Jahre wurden in Dresden unter preußischem Stempel aus je einer Mark zwanzig Thaler in

Mariengroschen geschlagen; im Jahre 1759 wurden in Leipzig von den Juden Ephraim und Hitzig unter sächsischem Stempel mit der verfälschten Jahreszahl 1753 Geldstücke geprägt, welche nach und nach bis zum Jahre 1762 so geringhältig wurden, daß nur 33½, später sogar 45 Thaler derselben eine Mark Silber enthielten. In den letzten Kriegsjahren war ein Augustd'or nur 1 Thaler 13 bis 14 Groschen Silber werth, während alte Friedrichs- und Augustd'ors 20 Thaler in schlechter Münze galten. Das alte gute Geld und silberne Hausgeräthe wurde überall von Juden zu scheinbar hohen Preisen, aber immer unter dem wirklichen Werthe mit leichtem Gelde aufgekauft und in solches umgeprägt. König Friedrich erkannte den Nothstand sehr wohl, der aus einer solchen Münzverschlechterung für Land und Volk folgen mußte; daher trachtete er auf alle Weise, das schlechte Geld von seinem Lande abzuhalten und es soviel als möglich in anderen Ländern in Umlauf zu bringen. Die natürliche Folge dieser Prägung leichten Geldes war eine vollständige plötzliche Verrückung des Geldwerthes und das Steigen der Preise aller Gegenstände, worunter die Besitzer des schlechten Geldes weniger während des Krieges als nach demselben durch die Herabsetzung der zu leicht geprägten Münzen im Werthe litten. Kaufleute, Wechsler, Lieferanten und Pächter von Grundstücken gewannen, Bürger und Bauern erlitten mitunter enorme Verluste.

Am härtesten aber verfuhr König Friedrich mit den Katholiken Schlesiens. Er erließ (am 25. März 1757) eine Verordnung, welche monatlich in jeder Kirche vorgelesen werden mußte, deren Inhalt dahin ging, daß „jeder, der einen Soldaten zum Ausreißen verleite oder ihm dazu behilflich sei, oder Ausreißer nicht anhalten und an die nächste Garnison abliefern würde, ohne Unterschied der Person, ob weltlich oder geistlich,

Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder andere Verwandte, ohne weitläufigen Proceß, ohne Gnade und ohne Zulassung eines Geistlichen aufgehenkt und, selbst wenn es erst nach dem Kriege bekannt würde, die Strafe dennoch vollzogen werden solle." Der Bischof von Breslau mußte einen Hirtenbrief erlassen, in welchem er den Geistlichen befahl, jeden beichtenden Soldaten auch ohne besondere Veranlassung vor der Absolution zur Haltung seines dem Könige geschworenen Eides zu ermahnen. Wenn sich durch die Aussage eines Soldaten herausstellte, daß ein Priester gegen diesen Hirtenbrief gehandelt, so sei der Tod durch Henkershand seine Strafe. Dieses grausame Gesetz wurde in der That und sogar an einem Unschuldigen vollzogen. Ein desertirter und wieder ergriffener Soldat sagte nemlich aus, der Priester Andreas Faulhaber zu Glatz habe ihm in der Beichte auf seine Frage, „ob es eine Sünde sei, die nicht vergeben werden könne, wenn er als Katholik entweiche, da der König doch evangelisch sei", geantwortet, „es sei eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden." Faulhaber wurde verhaftet, weigerte sich aber, den Vorschriften der Kirche gemäß, über einen Beichtgegenstand Rede und Antwort zu stehen. Als König Friedrich diesen Vorgang erfuhr, befahl er an Faulhaber das Todesurtheil zu vollziehen, welcher Befehl an dem Unglücklichen, ohne daß ihm ein Beichtvater gestattet wurde, am 25. März 1758 ausgeführt wurde.

Daß ein solches die heiligsten Gefühle verletzendes Verfahren auf die Katholiken einen tiefen, dem Könige nachtheiligen Einfluß übte, ist begreiflich. Aber nicht blos in solchen vereinzelten Fällen, sondern auch im allgemeinen hatten die Katholiken Schlesiens die Härte Friedrich's zu fühlen. So verbot er, Katholiken Stellen zu verleihen, welche über 300 Thaler eintrügen. Die Evangelischen Schlesiens entband er von der Leistung der Stola-

gebühren, der Abgaben an Zehenten, Garben und Broten, welche sie noch immer an die katholischen Pfarrer ihrer Wohnorte zu entrichten hatten; die Katholiken aber mußten noch fortdauernd (bis 1775) diese Parochialabgaben an die evangelischen Pfarrer leisten. Seit dem Jahre 1758 mußte die katholische Stifts- und Klostergeistlichkeit Schlesiens alljährlich den zehnten Theil ihrer Einkünfte an die preußische Kriegscasse abliefern, unter dem Vorwande, der Papst habe dem Wiener Hofe zur Fortsetzung des Krieges den zehnten Theil der Einkünfte des gesammten Clerus in den Reichslanden überlassen.

Dies war die traurige Lage der von dem blutigen Kampfe unter Brudervölkern am meisten heimgesuchten deutschen Länder bei Beginn des dritten Kriegsjahres. Kann es Wunder nehmen, wenn durch so ärgerliche Vorfälle und Zustände der Sinn Mancher verwirrt und namentlich in katholischen Ländern eine Erbitterung wider den Preußenkönig hervorgerufen wurde, die häufig keine Grenzen kannte und selbst zu den verwerflichsten Anschlägen Zuflucht nahm? Es wird berichtet, daß um diese Zeit König Friedrich's Leben fast gleichzeitig zweimal durch Meuchelmörder bedroht wurde. Ein Fanatiker machte dem Fürstbischofe Adam von Würzburg brieflich den Antrag, gegen eine Geldsumme den König durch Mord aus dem Leben räumen zu wollen; der Bischof setzte Kaunitz davon in Kenntniß und würdigte den Verbrecher keiner Antwort. Und ebenso entwarfen im Winter 1758 zwei Neapolitaner und ein Mailänder einen Anschlag auf Friedrich's Leben; doch die österreichische Polizei kam dahinter und Kaunitz selbst benachrichtigte den König hievon, damit er Vorsichtsmaßregeln treffen konnte.

26.

Belagerung von Olmütz — Daun in Sachsen — Begebenheiten auf den andern Kriegsschauplätzen.

Anfangs Februar 1758 legte Prinz Karl von Lothringen das Obercommando der Armee nieder, indem er dem Kaiser und der Kaiserin erklärte, die Unfälle, welche das Heer unter seiner Führung erlitten, hätten in ihm die Besorgniß hervorgerufen, daß sein eigenes widriges Schicksal hierbei im Spiele sei und in der Folge vielleicht neue Nachtheile herbeiführen könne. Dies veranlaßte ihn zu dem Vorschlage, einen vom Glück mehr begünstigten General zum Oberbefehlshaber zu ernennen. Die Kaiserin nahm die Entsagung an und übertrug das Obercommando an Daun, welchem am 7. März gleichzeitig mit dem Prinzen Karl das Großkreuz des Theresienordens war verliehen worden.

Der Feldzug dieses Kriegsjahres begann schon Anfang Jänner mit einem Gefechte zwischen einer 4000 Mann starken preußischen Heeresabtheilung und dem österreichischen General de Ville, der bei Grätz in Oesterreichisch-Schlesien den feindlichen Angriff vollständig zurückschlug. Die Fortsetzung dieser Feindseligkeiten wurde hierauf durch heftige Schneefälle für längere Zeit unterbrochen. Bald darauf mußte General Thürheim, der mit 3—4000 Mann Schweidnitz besetzt hielt, nach drei bestandenen Stürmen (am 17. April) capituliren, und so ging diese wichtige Festung wieder in die Hände der Preußen über. Und jetzt, nachdem Friedrich keinen feindlichen Punct mehr in seinem Rücken wußte, brach er mit 40.000 Mann aus Schlesien auf und fiel in Mähren ein. Sein Marsch ging von Neisse über Troppau gegen Olmütz. Während der König sich zur Be-

lagerung dieser Festung anschickte, bezog Daun bei Leitomischl eine beobachtende Stellung. Olmütz wurde durch 9000 Mann unter dem Befehle des Feldzeugmeisters von Marschall, eines ausgezeichneten Officiers, vertheidigt, welcher alle Angriffe der Preußen mit glänzendem Erfolge zurückwarf und dem es bei einem Ausfalle (am 5. Juni) gelang, neun preußische Geschütze zu vernageln.

Nachdem Daun sein Heer auf 70.000 Mann gebracht hatte, brach er von Leitomischl auf und zog über Gewitsch zum Entsatze von Olmütz heran. Er rückte höchst vorsichtig in gedeckten Märschen an, so daß er dem Feinde keine Gelegenheit zum Angriffe bot und jeden offenen Kampf vermied. So umging er über Prerau in einem östlichen Flankenmarsche die preußische Armee und stand am 1. Juli auf dem Heiligenberge hinter Olmütz, warf das an dieser Seite die Festung cernirende preußische Belagerungscorps auseinander und stellte die Verbindung zwischen der Stadt und seinem Heere her. Damit waren für Friedrich alle Mühen und Kosten der Belagerung verloren. Gleichzeitig traf den König noch ein anderer schwerer Schlag. Zur Verproviantirung des vor Olmütz stehenden preußischen Heeres zogen 4000 Wagen mit Lebensmitteln, Munition und Geld sammt einer Herde von 2500 Stück Hornvieh unter einer Bedeckung von 10.000 Mann über Troppau heran. Die Führer der leichten österreichischen Truppen, die Generäle Loudon, Ziskowitz und Jahnus erhielten davon Nachricht, brachen sogleich auf und griffen diesen Zug am 30. Juni bei Domstadtl in Mähren an, überwältigten nach der tapfersten Gegenwehr die Bedeckung, erbeuteten bei 2000 Wägen, 13 Kanonen, 3000 Pferde und nahmen 42 Officiere mit mehreren tausend Mann gefangen.

Der dadurch eintretende Mangel an Proviant und Munition und Daun's Zug bis unter die Mauern von Olmütz

nöthigten den preußischen König, die Belagerung dieser Festung aufzugeben und den Rückzug aus Mähren anzutreten. Olmütz war gerettet. Maria Theresia ernannte den tapferen Vertheidiger dieser Stadt, Feldzeugmeister von Marschall, zum Feldmarschall und Gouverneur von Luxemburg.

Friedrich's II. Rückzug aus Mähren ging über Zwittau nach Böhmen, dann über Leitomischl, Hohenmauth, Pardubitz, Königgrätz, Nachod und Friedland nach der Lausitz und nach Schlesien, nachdrücklichst verfolgt von den leichten kaiserlichen Truppen unter ihren bekannten Führern. Daun folgte mit dem Hauptheere langsam nach und schützte das linke Elbeufer vor feindlichen Streifzügen und Verheerungen. Am 10. August war Böhmen wieder vom Feinde geräumt. Daun hatte aber schon einige Tage vorher die Verfolgung aufgegeben; denn er hatte von Wien den Befehl erhalten, nicht in Schlesien, sondern in die Lausitz einzumarschiren, um die kaiserliche Armee in nähere Verbindung mit den russischen und schwedischen Heeren zu bringen und so, wenn möglich, eine gemeinsame Unternehmung gegen den Mittelpunct der Stellungen Friedrich's auszuführen.

Diesem Befehle gemäß war die kaiserliche Armee über Reichenberg nach Zittau marschirt und schlug dort an derselben Stelle Lager, wo sie gerade vor einem Jahre nach der Koliner Schlacht gestanden. Eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres unter den Generälen de Ville und Harsch war sogleich nach dem Entsatze von Olmütz nach Schlesien aufgebrochen, um dort Fouqué's Stellungen zu bedrohen, während die leichten Truppen der österreichischen Hauptarmee aus dem Lager von Zittau großartige Streifzüge tief hinein in die feindlichen Lande unternahmen. General Palasty rückte bis an die Thore von Frankfurt an der Oder, Loudon aber besetzte Muskau, Forste, Kottbus und eroberte Peiz in der Mark Brandenburg.

Während sich in der erzählten Weise die Oesterreicher und Preußen in Mähren, Schlesien und Sachsen gegenüberstanden, hatten die Verbündeten der Kaiserin Maria Theresia, Rußland und Frankreich, ihre Armeen von Osten und Westen gegen Preußen vorrücken lassen.

Das russische Heer unter General Fermor hatte bereits im Januar Ostpreußen besetzt, war aber dann in äußerster Langsamkeit von Königsberg über Posen gegen Küstrin vormarschirt, so daß es erst Mitte August vor dieser Festung erschien; als Fermor sich zur Belagerung derselben anschicken wollte, kam König Friedrich mit 32.000 Mann von Schlesien und Sachsen herangerückt, ging unterhalb Küstrin über die Oder und griff am 25. August das russische Heer bei Zorndorf an. Es war eine furchtbar blutige Schlacht, Russen und Preußen kämpften mit gleichem Heldenmuthe und gleicher Ausdauer; Friedrich's kühner Reiterführer, General Seydlitz, errang durch seine Cavallerieangriffe seinem Könige wenigstens insoweit den Sieg, daß die Preußen das Schlachtfeld behaupteten und Fermor sich, aber erst am 1. September, nach Landsberg, später aber sogar über die Weichsel zurückzog. Friedrich ließ die Russen nur mehr durch ein etwa 17.000 Mann starkes Corps unter dem Grafen Dohna beobachten und kehrte nach Sachsen zurück, wo inzwischen Prinz Heinrich von Daun arg bedrängt wurde. Ebenso wie dieser Feldzug mißlang den Russen die Belagerung von Kolberg, dessen kleine Besatzung, unterstützt von den braven Bürgern, alle Angriffe abschlug.

Die Schweden drangen zwar von Pommern in die Uckermark ein und besetzten dort mehrere Städte, wagten aber nicht, sich des von Truppen fast ganz entblößten Berlins zu bemächtigen, was ihnen ohne große Mühe hätte gelingen können. Als ihnen im Spätherbste dieses Jahres das preußische Corps unter

Dohna entgegenrückte, zogen sie sich wieder nach Schwedisch-Pommern zurück.

Die Reichsarmee operirte unter dem Befehle des Pfalzgrafen Friedrich, Herzogs von Zweibrücken, von Franken und Böhmen aus gegen Sachsen ohne irgendwelche Erfolge, bis sie sich später mit der kaiserlichen Hauptarmee des Feldmarschalls Daun verband.

In Nordwestdeutschland stand Herzog Ferdinand von Braunschweig mit dem hannöverischen Heere den Franzosen gegenüber, welche von dem Grafen Clermont befehligt wurden. Es gelang dem Herzog leicht, das arg verwahrloste französische Heer über den Rhein zurückzudrängen, selbst über den Fluß zu setzen und Clermont am 23. Juni bei Krefeld zu schlagen. Erst nachdem das französische Heer bedeutend verstärkt worden war und an Contades einen tüchtigeren Feldherrn erhalten hatte, drang es wieder, unterstützt von dem durch Hessen heranziehenden Soubise, gegen den Rhein vor, jedoch so langsam, daß Ferdinand von Braunschweig sich ohne jeglichen Verlust zurückziehen konnte. Und auf dem rechten Ufer angelangt, wagten die Franzosen nicht, das hannöverische Heer anzugreifen, sondern verharrten dort lange Zeit unthätig demselben gegenüber.

27.

Schlacht bei Hochkirch — Daun vor Dresden — Schluß des Feldzuges von 1758.

Ohne Vergleich von größerer Bedeutung waren die Ereignisse, die in der zweiten Hälfte 1758 auf dem sächsischen und schlesischen Kriegsschauplatze vorfielen.

Im Lager bei Görlitz, wohin Daun das kaiserliche Heer aus seiner Stellung bei Zittau geführt hatte, empfing er die neuen Instructionen für den weitern Verlauf des Feldzuges; sie enthielten die Weisung, sich gegen Sachsen zu wenden und dieses Land von den Feinden zu befreien. Er brach am 26. August mit seinem Heere auf, zog über Bautzen, Mariastern und Radeberg nach Stolpen und setzte sich mit der Reichsarmee in Verbindung, die von Westen her unter dem Pfalzgrafen Friedrich, Herzog von Zweibrücken, gegen Dresden anrückte, um diese Stadt in einer gemeinsamen Operation anzugreifen. Aber schon war auch, am 10. September, König Friedrich, der erst wenige Tage vorher bei Zorndorf mit den Russen gekämpft hatte, im Anmarsche und drängte die österreichischen Vortruppen, welche unter Loudon die Straße von Dresden über Bischofswerda nach Bautzen besetzt hielten, bis Stolpen zurück. Hier aber hatte Daun in seiner gewohnten umsichtigen Weise eine so feste Stellung genommen, daß Friedrich sich nicht getraute, „an ihr die Nase zu zerstoßen“, sondern zwischen Bischofswerda und Bautzen lagerte. Jetzt erachtete es Daun an der Zeit angreifsweise vorzugehen, brach am 5. October aus seinem Lager auf und marschirte in der Richtung gegen Schlesien ab. Der König folgte ihm auf dem Fuße. Bei Putzkau ließen sich die Preußen in ein Gefecht mit der Nachhut des kaiserlichen Heeres ein; doch diese schlug unter Loudon nicht nur den Angriff ab, sondern fügte dem Gegner großen Schaden zu, indem sie 500 Mann gefangen nahm und drei Geschütze eroberte.

Daun setzte seinen Marsch über Kunewalde und Löbau fort, wendete sich aber von dem letzteren Orte nordwärts, verkehrte seine Fronte und stellte sein Heer in drei Treffen mit dem Angesichte gegen die von Bautzen her zu erwartende preußische Armee zwischen Hochkirch, das vor seiner Front lag, und

Kittlitz, wo er sein Hauptquartier nahm, auf. Den rechten Flügel lehnte er an das Löbauer Wasser und an die Ortschaft Weißenberg; der linke unter Loudon's Befehl war durch den langen bewaldeten Rücken der Hochkircher Berge gedeckt. So erwartete die kaiserliche Armee ihren Gegner, um sich entweder in dieser günstigen Stellung von ihm angreifen zu lassen oder um selbst im geeigneten Augenblicke thätig vorzugehen. Zwei Tage verstrichen, ohne daß sich vom Feinde etwas sehen ließ; endlich am dritten Tage, den 10. October, gewahrte man vom kaiserlichen Lager aus das preußische Heer im Anmarsch.

Friedrich II. hatte sich bei dem Abmarsche Daun's gegen Schlesien der Täuschung hingegeben, dieser habe den völligen Rückzug nach Böhmen angetreten, und erst jetzt am Vormittage des 10. October, als die dichten Herbstnebel fielen, gewahrte er, daß er die ganze österreichische Armee vor sich habe; denn seine Vorhut befand sich bereits in der Nähe von Hochkirch, theilweise schon im Bereiche der schweren österreichischen Geschütze. Dennoch beschloß er, Daun gegenüber Lager zu schlagen. Er stellte seinen rechten Flügel auf die Höhen zwischen Hochkirch und Rodewitz, wo er selbst das Hauptquartier nahm, und den linken von dem Grunde hinter dem Dorfe Tschorna bis gegen Weißenberg hin auf. Nördlich davon auf dem rechten Ufer des Löbauer Wassers stand das Retzow'sche Corps dem Prinzen von Baden-Durlach gegenüber, um die Bautzener Straße zu behaupten.

Die Stellung des kaiserlichen Heeres, wie sie Daun gewählt hatte, war eine ausgezeichnete. Nicht nur, daß es die beherrschenden Puncte im Hochkircher Gebirge und den Spittel- und Stromberg inne hatte, so daß jede Bewegung und Veränderung der feindlichen Stellungen sogleich bemerkt werden konnte; es war auch in allen seinen Aufstellungen durch Höhen und Waldungen

vollkommen gedeckt. Um so ungünstiger und gefährlicher waren die Standpuncte, die Friedrich seinem Heere angewiesen hatte. Sein rechter Flügel war durch das Loudon'sche Corps gänzlich umfaßt und von dem linken Flügel durch das Thal des Dorfes Niethen vollkommen getrennt; dem linken Flügel selbst aber machten die steilen Ufer des Löbauer Wassers die leichte und schnelle Verbindung mit dem Retzow'schen Corps unmöglich. Ueberhaupt war das ganze Terrain, über welches sich das preußische Lager ausbreitete, ein in hohem Grade zerrissenes, auf welchem es in Folge der vielen Gründe, Bäche und Hohlwege, von denen es durchschnitten war, an innerem Zusammenhang und an ausreichenden Verbindungswegen fehlte. Die beiden Lager befanden sich so nahe aneinander, daß eine Entfernung von kaum 300 Schritten die beiderseitigen Vorposten trennte.

So standen sich die beiden Feldherrn, die sich bereits bei Kolin, bei Leuthen und bei Olmütz gemessen, wieder gegenüber und in wenigen Stunden sollten abermals auf den Hügeln von Hochkirch die blutigen Würfel des Kriegsglückes rollen. Die Tage des 11., 12. und 13. October verliefen ohne jegliche größere Unternehmung, nur kleine Vorpostengefechte fielen vor. Da sonach der König nicht angriffsweise verfahren zu wollen schien, so beschloß Daun, so sehr dies gegen seine gewohnte Weise des Kriegführens war, selbst den Kampf herauszuforderen. Doch that er das mit aller erdenklichen Vorsicht, um des Erfolges sicher zu sein. Schon am 12. October hatte er an seine Unterbefehlshaber eine „Generaldisposition" erlassen, worin er in klarer und gemessener Weise einen allgemeinen Angriff auf Friedrich's Lager für den Frühmorgen des 14. October anordnete. Vor Tagesanbruch sollte der rechte Flügel des preußischen Lagers bei Hochkirch überfallen werden, während gleichzeitig gegen das feindliche Centrum und den linken Flügel die kaiser-

lichen Colonnen vorrücken sollten, um auch hier nach dem Gelingen des Ueberfalles zum Angriffe zu schreiten und die errungenen Vortheile auf allen Seiten zu sichern und zu vergrößern. Diese Absicht seinem kriegserfahrenen Gegner zu verbergen, stellte sich Daun, als wolle er sich vertheidigungsweise verhalten und als ob er selbst einen Angriff erwarte; er ließ vor der Front seiner Schlachtlinie Redouten aufwerfen und seinen linken Flügel durch Verhaue decken.

Abends acht Uhr am 13. October verließen, von Marschall Daun selbst geführt, die kaiserlichen Truppen des linken Flügels ihr Lager, worin sie jedoch, um den Feind zu täuschen, die ganze Nacht hindurch die Wachtfeuer hell lodern ließen, marschirten über den Hochkircher Bergrücken und standen mit Reiterei und Geschütz am 14. Morgens um vier Uhr in vollständiger Schlachtordnung bis auf wenige hundert Schritte dem preußischen Lager gegenüber. In Folge der ausgezeichneten Anordnungen Daun's und begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht und den dichten Nebel war der Beginn dieses großartigen Ueberfalls vollkommen gelungen. Die Preußen hatten nicht die geringste Ahnung der drohenden Gefahr, sie schliefen alle entkleidet in ihren Zelten und selbst die Pferde der Reiterei waren am Abend vorher abgesattelt worden. Es schlug eben die fünfte Morgenstunde von dem Thurme des Dorfes Hochkirch, als von den Colonnen, die Daun selbst herangeführt hatte, und von den leichten Truppen Loudon's der Angriff auf den rechten Flügel des preußischen Lagers erfolgte. Rasch waren die Vorposten zurückgeworfen, die preußische Batterie vor Hochkirch erobert, während Loudon Steindörfel einnahm. Jetzt geht es gegen das Dorf selbst; die vor demselben aufgestellte Batterie von 26 Kanonen, der Schlüssel der ganzen Stellung, wird im ersten Ansturm genommen. Inwischen hatte sich der Feind von der

ersten Bestürzung und Verwirrung etwas erholt; die von dem Ueberfall nicht unmittelbar betroffenen Abtheilungen des preußischen Heeres hatten rasch zu den Waffen gegriffen, sich gesammelt und geordnet und boten nun dem kühnen Gegner die Stirne. Hochkirch wird von mehreren unter der Führung des Königs selbst herangerückten preußischen Regimentern auf das heldenmüthigste vertheidigt. Furchtbar wogt der Kampf Mann gegen Mann, vor dem Orte und in den engen Gassen desselben, fast nur mit Bajonnet und Kolben; dreimal wird er von den Kaiserlichen genommen und ebenso oft wieder ihnen von den mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Preußen entrissen. Da eröffnen die auf den rückwärtigen Anhöhen aufgestellten österreichischen Batterien ein heftiges Feuer gegen Hochkirch; vor dem Orte formiren sich abermals aus sieben Regimentern Fußvolk die Sturmcolonnen, schreiten, in ihrer linken Flanke von Loudon's Reitern auf das beste unterstützt, nochmals zum Angriff, erobern trotz der tapfersten Gegenwehr das Dorf und behaupten sich in demselben.

Dies entschied die Schlacht. Der rechte Flügel des preußischen Heeres wich mit Verlust von vierzig Geschützen aus allen seinen Positionen. Gleichzeitig mit dem Angriffe auf Hochkirch hatte auch der Kampf im Centrum begonnen; die Generäle Herzog von Ursel, Kinsky und Vogelsang führten ihre Colonnen gegen die Redouten bei Rodewitz, wo sich das Hauptquartier des Königs befand, und erstürmten das hinter diesem gelegene Lager sowie den Flecken selbst. Hingegen war der erste Angriff des rechten österreichischen Flügels mißlungen; erst als der General der Cavallerie Graf O'Donnell die Linien rasch wieder hergestellt hatte und General Lascy mit seinen Reitern gegen das preußische Fußvolk vorbrach, kam es auch hier bei den Feinden zum Weichen. Um zehn Uhr Morgens befand sich die königliche

Armee im vollen Rückzuge, den der König, begünstigt durch das stark durchschnittene Terrain, in ausgezeichneter Weise durchführte. Er nahm ihn über Burschwitz, die kleine Spree durch Klein-Bautzen auf die Kreckwitzer Höhen, gefolgt von Loudon's leichten Truppen, die sich auf den gegenüberliegenden Anhöhen festsetzten.

Furchtbar waren auf beiden Seiten die Verluste. Hochkirch und Rodewitz waren während des Kampfes in Flammen aufgegangen. Das preußische Heer verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 10.000 Mann, darunter den Marschall Keith, der inmitten des wüthenden Kampfes um Hochkirch fiel, und den Herzog Friedrich Franz von Braunschweig, welchem eine Kanonenkugel den Kopf wegriß, als er eben sein Pferd besteigen wollte. Der Herzog Moriz von Anhalt-Dessau gerieth schwer verwundet in die Gefangenschaft der Kaiserlichen, aus welcher er aber sogleich entlassen wurde. Die Generale Gneist und Krokow hatten schwere, der König selbst, der Markgraf Karl und viele Generale leichtere Verletzungen empfangen oder Pferde unter dem Leibe verloren. Als Siegesbeute fielen den Oesterreichern 110 Geschütze, 32 Fahnen und Standarten, sämmtliche Zelte und ein großer Theil des Gepäckes in die Hände. Ihr Verlust betrug an 5000 Todte und Verwundete.

Schon am 15. October Nachts halb zehn Uhr ritt Daun's Adjutant, Major von Rotschütz, von 24 blasenden Postillons begleitet durch die stillen Straßen Wiens; er überbrachte die Nachricht von dem großen Siege der Kaiserin nach Schönbrunn und diese begab sich mit der ganzen Familie sogleich zu Fuß in die Marienkirche zu Hietzing, um dort in der Mitternachtsstunde dem Herrn für den verliehenen Sieg zu danken.

Zehn Tage nach der Niederlage von Hochkirch brach König Friedrich mit seinem Heere auf und marschirte in der Richtung gegen Schlesien ab. Daun folgte ihm und besetzte den Berg Landskrone bei Görlitz, während das preußische Heer vor dieser Stadt Lager schlug. Friedrich hatte den Entschluß gefaßt, nach Schlesien zu ziehen, um die Festung Neisse, die von dem kaiserlichen General Harsch blokirt und seit dem 24. October belagert wurde, zu entsetzen. Nachdem sich die beiden Feldherrn bei Görlitz drei Tage gegenüber gestanden waren, ohne daß es zu Gefechten gekommen wäre, setzte Friedrich seinen Marsch über Lauban und Löwenberg fort, stets gefolgt von Loudon's leichten Truppen, welche seiner Nachhut häufig schweren Schaden zufügten.

Daun verließ ebenfalls die Lausitz, aber in entgegengesetzter Richtung; er wendete sich gegen Dresden, um in einer gemeinsamen Operation mit dem Reichsheere diese Stadt zu bedrohen. Er ging am 7. November oberhalb Pirna über die Elbe, schlug eine Meile südlich von Dresden Lager und vereinigte sich mit dem Reichsheere, das unter dem Befehle des Reichsfeldmarschalls Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken im westlichen Sachsen stand. Der Plan der beiden Oberfeldherren ging dahin, die Stadt in einem großen Bogen im Süden nnd Westen zu umspannen, das in und um Dresden stehende preußische Armeecorps aus seinen Stellungen zu verdrängen und es zu nöthigen, auf einer der drei freigelassenen Straßen auf dem rechten Elbeufer nach Großenhain, Königsbrück oder nach Bischofswerda abzuziehen. Dieses Unternehmen sollte jedoch aus Rücksicht für die schöne Stadt und in Folge der eifrigsten Verwendung der königlichen Familie mit möglichster Schonung durchgeführt werden. Namentlich sollte eine Niederbrennung der Stadt durchaus vermieden werden. So erfreulich diese Rücksicht

für die Stadt und ihre Bewohner sein mochte, so war sie doch ein Hemmschuh für die kaiserlichen Feldherren und schließlich Ursache des Mißlingens der ganzen Unternehmung. Am 9. November schritt Daun zum Angriff auf Dresden; die kaiserlichen Truppen erstürmten den Thiergarten und mehrere daselbst gelegene Redouten; für den nächsten Morgen war sonach von ihrer Seite ein Angriff auf die Vorstädte zu erwarten.

General Graf Schmettau, der preußische Commandant in Dresden, hatte von Friedrich II. den Befehl erhalten, die Stadt bis zum äußersten zu vertheidigen und jedes Mittel anzuwenden, um sie nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Denn allerdings war Dresden der wichtigste strategische Punct für den König in diesem Kriege; Sachsen war die Vormauer seiner eigenen Lande und eine reiche Vorrathskammer für seine Heere; nach dem Verluste dieser Stadt wäre er zur Räumung des ganzen Landes genöthigt gewesen. Da nun die Vorstädte so nahe an die Stadt und an deren Wälle und Gräben gebaut waren, daß die ebendort fünf bis sechs Stockwerke hohen Häuser die Stadtwälle selbst überragten, so hätte die Erstürmung der Vorstädte und das Festsetzen des Gegners in den unversehrten Gebäuden derselben das Preisgeben von Dresden selbst unmittelbar nach sich gezogen. General Schmettau ließ daher am 10. November um zwei Uhr Morgens an die längs den Stadtwällen gelegenen Häuserreihen Feuer anlegen, in Folge dessen fast die Hälfte der Vorstädte niederbrannte. Diese Maßregel des preußischen Generals war für Daun Veranlassung, den Angriff auf Dresden einzustellen, um nicht die völlige Vernichtung der ganzen Stadt herbeizuführen. Am 16. November verließ er mit seinem Heere die Stellungen vor Dresden, und zog über Pirna nach Böhmen ab, wo er seine Armee die Winterquartiere beziehen ließ.

Inzwischen endete auch der Feldzug der abgesonderten österreichischen Corps der Generäle Harsch und de Ville in Schlesien. Als Friedrich II. und Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, mit ihren Armeen von Sachsen und der Lausitz in Schlesien einrückten, hoben die kaiserlichen Feldherren die Belagerungen von Neisse und Kosel auf und zogen sich nach Böhmen und Mähren zurück, wo sie ebenfalls Winterquartiere nahmen.

Der König von Preußen kehrte hierauf wieder um und langte bereits am 20. November in Dresden an. Dort entbot er die sächsischen Staatsminister zu sich, befahl ihnen, binnen zwei Tagen Stadt und Land zu räumen, und erließ die Erklärung: „Sachsen könne nicht mehr, wie bisher geschehen sei, als ein Land angesehen werden, das der König in seinen Schutz genommen, sondern er werde es fortan als eine eroberte Provinz behandeln". Wenige Tage später wurden in der That alle sächsischen Regierungsdepartements dem preußischen General-Intendanten Grafen von Finkenstein untergeordnet. Den preußischen Truppen wurden ihre Winterquartiere an den Süd- und Westgrenzen von Sachsen angewiesen, um das Land gegen die österreichische und gegen die deutsche Reichsarmee zu decken.

Die Russen hatten sich, wie oben erwähnt wurde, schon früher über die Weichsel, die Schweden nach ihrem Pommern zurückgezogen, und auch die Franzosen kehrten im November über den Rhein zurück, um zwischen diesem Strome und der Maas Winterquartiere zu beziehen.

Welches waren nun die Ergebnisse dieses Kriegsjahres für die beiden sich gegenüberstehenden Hauptmächte? Welche von beiden hatte das Ziel, das sie sich bei Beginne des Feldzuges gesetzt, erreicht? Allerdings war es der österreichischen Armee nicht gelungen, Schlesien zu erobern; Friedrich's kühner Marsch von der Lausitz gegen Schweidnitz hatte jene Provinz

wieder in seine Hand gebracht; in Sachsen konnte sich Daun den Winter über nicht halten, weil er aus Schonung für Dresden von dem Angriffe auf diese Stadt abstehen mußte. Aber nichtsdestoweniger bestand der Erfolg von Daun's Kriegsführung darin, daß es ihm vollkommen gelungen war, die Entwürfe des preußischen Königs zu durchkreuzen und die Durchführung seines Feldzugsplanes zu vereiteln. Friedrich's Absicht war nemlich dahin gegangen, vorerst Schweidnitz zu nehmen, dann in Mähren einzufallen, Olmütz zu belagern, das zum Entsatze heranziehende österreichische Heer zu schlagen und die Festung zu erobern, während von Sachsen aus Prinz Heinrich in Böhmen eindringen und Prag nehmen sollte. Die wackere Haltung der Besatzung von Olmütz, Daun's ausgezeichnete Märsche zum Entsatz der bedrängten Stadt vernichteten des Königs Pläne auf Mähren und Böhmen, und des österreichischen Feldherrn geschickte Kriegführung in der Lausitz machte den Preußen einen nochmaligen Angriff auf die österreichischen Länder unmöglich.

1759.

28.

Diplomatische Verhandlungen — Kriegspläne — Beginn des Feldzuges.

Die Waffen ruhten, die Truppen lagen in den Winterquartieren, das diplomatische Spiel, das während des Kriegsgetümmels zurücktreten mußte, konnte nun wieder beginnen. Die Ereignisse des verflossenen Jahres hatten keinem der streitenden Theile solche Schläge versetzt, daß er dadurch zum Frieden um

jeden Preis wäre bewogen worden; aber dennoch machten sich hie und da Stimmen geltend, die ernstlichst zur Beendigung des Krieges riethen.

Am Hofe Ludwig's XV. bildete sich im Laufe des Jahres 1758 eine starke Friedenspartei, welche an dem Minister Bernis selbst ihren Führer fand; doch ihre Absichten scheiterten vollständig, als Bernis (November 1758) seine Entlassung erhielt und der kriegslustige, Oesterreich freundliche Marquis von Stainville, Herzog von Choiseul, bisher französischer Gesandter am Hofe Maria Theresia's, sein Nachfolger wurde. Die erste Folge dieses Ministerwechsels war der Abschluß eines neuen geheimen Vertrages, am 30. December 1758, zwischen Oesterreich und Frankreich, worin ausgemacht wurde, den Krieg fortzusetzen und nur gemeinsam Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Frankreichs Verpflichtungen jedoch wurden, dem Vertrage vom 1. Mai 1757 gegenüber, bedeutend verringert. Statt zwölf Millionen Gulden Subsidien sollte es der Kaiserin fortan nur 3.456,000 Gulden jährlich zahlen, und ebenso wurde ihm der Unterhalt von 10.000 Mann bayrischer und würtembergischer Hilfstruppen abgenommen. Der Kaiserin Maria Theresia wurde die Erwerbung von Schlesien und Glatz sowie eine Entschädigung für den Kurfürsten von Sachsen versprochen; für sich bedang Frankreich keine Abtretung. Das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Oesterreich dauerte ungeschwächt fort. Dem entgegen wurde das Bündniß Preußens mit England erneuert und dem Könige Friedrich am 1. December 1758 eine weitere Zahlung von 680.000 Pfund Sterling zugesichert, jedoch die Beschützung der preußischen Ostseeküste verweigert. Denn zwischen den drei Ostseemächten Rußland, Schweden und Dänemark war auf Rußlands Anregung ein Uebereinkommen geschlossen worden, wornach Dänemark durch Sperrung des

Sundes die englische Flotte von der Ostsee ausschloß; ein Eindringen englischer Schiffe ins baltische Meer hätte mithin zum Seekriege mit Rußland geführt, was England vor allem vermeiden wollte.

Am schwersten lastete auch während der Waffenruhe im Winter von 1758 auf 1759 der Druck des Krieges auf den von den Preußen besetzten deutschen Ländern. Sachsen sollte alljährlich 4 Millionen Thaler zahlen; nachdem aber Friedrich es als ein erobertes Land erklärt hatte, wurde für das Jahr 1759 die Leistung von 9 Millionen Thalern Kriegssteuer und die Stellung von 12.000 Mann Recruten ausgeschrieben. Die Stadt Leipzig allein sollte 300.000 Thaler erlegen und als sie die Unerschwinglichkeit dieser Forderung erklärte, wurden neunzig der angesehensten Bürger verhaftet, Executions-Mannschaft in ihre Häuser gelegt und die vorhandenen Waaren mit Beschlagnahme bedroht, um die geforderte Summe zu erpressen. Die Anhaltischen Fürstenthümer Dessau, Bernburg und Zerbst mußten 360.000 Thaler, 2200 Recruten und 1600 Pferde liefern, weit mehr als das dreifache dessen, was Napoleon fünfzig Jahre später von denselben Gebieten eintrieb. Und allenthalben, wohin die Preußen kamen, wurden Werbeplätze angelegt, um die Armee auf einen möglichst hohen Stand zu bringen. So verfloß die Waffenruhe in Vorbereitung für den kommenden Feldzug.

Um diese Zeit schrieb Friedrich II. Betrachtungen über die Kriegführung der Oesterreicher nieder, die als das Urtheil eines großen Gegners über die kaiserliche Armee und ihre Feldherren höchst beachtenswerth sind. „Die Entwürfe der österreichischen Feldherren“, sagt der preußische König, „gründen sich auf erdrückende Uebermacht; sie befolgen den Grundsatz, nichts ohne die größte Sicherheit des Erfolges zu unternehmen, mittelst Schein- und Seitenangriffen die preußische Hauptmacht in eine

falsche Richtung abzulenken, blos da mit Nachdruck zu Werke zu gehen, wo der Widerstand nur schwach sein kann, und sich in der Vertheidigung zu halten, wenn die Preußen stark sind". In den Vordergrund stellt Friedrich nun die treffliche Wahl von unangreifbaren Feldlagern und Stellungen. „Vor sich Wasser oder hohle und tiefe Wege, die Flügel an Hohlwege, Moräste, Abgründe, Flüsse oder Städte gelehnt, so lagern sie jederzeit; jegliche Anhöhe auf ihren Seiten nützen sie, um seitwärts streichende Stücke darauf zu pflanzen; im Rücken legen sie Hinterhalt. So decken sie sich. Mit außerordentlicher Vorsicht lassen sie vorher die Gegend untersuchen, mit äußerster Sorgfalt bringen sie jedes Kriegswerkzeug an die passendste Stelle. Sie wollen sich niemals zur Schlacht zwingen lassen und suchen durchschnittenes Land zum Schauplatz des Krieges. Auf Wegen zwischen Gebirgen, Gehölzen, Flüssen und Sümpfen führen sie wo möglich ihre Bewegungen aus. Eine zweite Ueberlegenheit der Oesterreicher besteht in der Menge und Bedienung ihrer Geschütze, die sie auf mäßige Höhen zu stellen lieben, weil von solchen das wirksamste Feuer ausgeht. Sie ordnen mit vieler Kunst ihr Heer in drei Treffen, das erste am Fuß der Anhöhen und auf ihrer sanften Erhebung, in erhöhter Stellung das zweite, welches wie das erste viele Geschützreihen zwischen sich hat und außerdem einige Reiterei zu des ersten Treffens Unterstützung wie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes. Ihr drittes Treffen dient zur Verstärkung derjenigen Stellen, wo der Feind durchzubrechen droht. Ein drittes Uebergewicht haben sie durch die Zahl ihrer leichten Truppen, welche, wenn das Heer sein Lager verläßt, die Bewegungen verdecken". Ueber seinen gefährlichen Gegner Daun urtheilt der König von Preußen so: „Daun benützt seine leichten Truppen nicht genug; namentlich versteht er nicht mit ihnen die Zufuhr abzuschneiden und die Vorrathsspeicher zu bedrohen, das

preußische Heer im Rücken zu beunruhigen und zu fassen. Daun sondert gern kleinere Heerhaufen ab. Zur größeren Sicherheit seiner Seiten, behufs leichterer Beobachtung des Feindes, und um den Angreifern in Seite und Rücken zu fallen, stellt er solche ein paar tausend Schritte von seinem Lager auf. Wenn das Hauptheer in Bewegung ist, besetzen solche Abtheilungen die Gegend zur Seite der Straße, Berggipfel und Wälder. Um dem Feinde zu schaden, macht Daun häufig starke Absendungen, niemals unter 3000 Mann, und zuweilen fünf oder sechs solche zur selben Zeit. Zu Kriegslisten verwendet er die Reiterei. Wenn er sie in voller Reihe aufmarschiren läßt, so hat er einen unerwarteten Hintergedanken". Friedrich tadelt am österreichischen Heere, daß es in starkem Geschützfeuer nicht ausdauere, und an den österreichischen Feldherren, daß sie allzu langsam ihre Entwürfe ausführten.

Der Feldzug des Kriegsjahres 1759 sollte von den gegen Preußen verbündeten Mächten mit 350.000 Mann begonnen werden, von denen 109.000 Mann auf Oesterreich, 76.000 auf Rußland, 12.000 auf Schweden, 20.000 auf das deutsche Reich, 115.000 auf Frankreich, 10.000 auf Sachsen entfielen. Doch waren dies nur die auf dem Papier stehenden Zahlen; in der Wirklichkeit blieben alle Heere an Zahl weit hinter der verabredeten Stärke zurück. König Friedrich stellte seinen Gegnern 205.000 Mann entgegen, welche aus 130.000 Mann seines eigenen Heeres und aus den 75.000 Mann der unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehenden hannöverischen Armee bestanden. Diese war aus Engländern, Hannoveranern und anderen deutschen in englischem Solde stehenden Truppen, besonders Hessen, gebildet. Mit diesen Streitkräften deckte er die ausgedehnten Angriffslinien auf seine Länder in der Art, daß er selbst am Fuße der Schweidnitzer Berge lagernd mit

50.000 Mann die Ausgänge aus Böhmen und Oesterreichisch-Schlesien bewachte, während Fouqué, der mit 13.000 Mann zwischen Leobschütz und Ratibor stand, Oberschlesien zu decken hatte. Dem Prinzen Heinrich fiel die Aufgabe zu, mit 40.000 Mann Sachsen gegen Böhmen hin und gegen das durch Oesterreicher verstärkte Reichsheer in Thüringen und Franken zu schützen. General Graf Dohna sollte mit nur 25.000 Mann in Pommern die Schweden und Russen zugleich beschäftigen und Herzog Ferdinand von Braunschweig stand mit 75.000 Mann den Franzosen in Hessen und Westphalen gegenüber.

Scheinbar waren Friedrich's Feinde in großer Uebermacht, doch schien dies nur mehr so, als es in Wirklichkeit war. Abgesehen davon, daß die Armeen keineswegs in der festgesetzten hohen Truppenzahl ins Feld rückten, hatte Friedrich den unschätzbaren Vortheil für sich, daß er in concentrirten Stellungen die Angriffe seiner Gegner erwarten und daß er, allein den Oberbefehl führend, nach einem einheitlichen Plane verfahren konnte, während nicht nur die gegen ihn verbündeten Höfe, sondern auch ihre Feldherren über den Feldzugsplan und dessen Ausführung uneinig waren. Am Wiener Hofe wünschte man, daß die österreichische Hauptmacht Schlesien besetze, ein französisches Heer Sachsen erobere und die Russen, über Posen anrückend, sich in Schlesien mit Daun vereinigen sollten. Die Franzosen hingegen wünschten, daß, während sie mit aller ihrer Kraft die Eroberung Hannovers unternähmen, Daun in Sachsen einrücke und die Russen geradenwegs auf Berlin marschirten; denn Frankreich wollte die an England verlorenen Colonien in dem zu erwartenden Frieden durch die Rückgabe des eroberten Hannover wieder gewinnen. Den Russen aber lag viel mehr daran, sich in Ostpreußen, Polen und an der Ostsee festzusetzen, um hier Häfen zu gewinnen. Schließlich kam man überein, daß die

Franzosen unter Contades mit 80.000 Mann in Westphalen angriffsweise verfahren sollten, während Daun durch die Lausitz und Fermor über Posen vorzurücken hätte, um den König zu umfassen und Berlin zu bedrohen.

Daun stand mit der kaiserlichen Hauptmacht bei Beginn des Frühlings im nordöstlichen Böhmen und hatte die Absicht, hier so lange in geschützten Stellungen zu verharren, bis er die Nachricht erhielte, daß die Russen bereits über Posen vormarschirt wären. Dann beabsichtigte er, durch die Lausitz vorzurücken, die Vereinigung mit den Russen durchzuführen und so einen Hauptschlag gegen König Friedrich zu unternehmen. Dieser glaubte die scheinbare Unthätigkeit Daun's zu einem Ueberfalle der österreichischen Magazine in Mähren und Böhmen benützen zu können. General Fouqué wurde zu einem Streifzuge nach Mähren beordert, der den zu Hof und Sternberg aufgehäuften Vorräthen gelten sollte; aber die ausgezeichneten Vorkehrungen des kaiserlichen Generals de Ville, der in Schlesien befehligte, vereitelten die Unternehmung und nöthigten Fouqué zum Rückzug. Glücklicher war Prinz Heinrich, der von Sachsen aus in Böhmen einbrach und dem es gelang, die reichen Magazine zu Saaz, Budin und Kommotau zu überrumpeln, die letztere Stadt einzuäschern, und nachdem er seine Absicht erreicht hatte, sich wieder (20. April) nach Sachsen zurückzuziehen. Bis Ende Juni — so lange standen sich die Oesterreicher in Böhmen und die Preußen in Sachsen und Schlesien nur beobachtend gegenüber — kam es hier zu keiner größeren Unternehmung. Nur einzelne Streifzüge, wie ein gelungener Einfall de Ville's in Schlesien und ein Vormarsch Prinz Heinrich's gegen Franken, wobei sich die Reichsarme bis Nürnberg zurückzog, unterbrachen die durch die Verhältnisse gebotene Waffenruhe.

29.

Schlacht bei Kunersdorf.

Bei Beginn der günstigen Jahreszeit waren die Russen, bei welchen statt des zurückberufenen Fermor jetzt Soltikow den Oberbefehl führte, über die Weichsel bis Posen vorgerückt und näherten sich der Oder. Jetzt erachtete es Daun an der Zeit, aus Böhmen vorzubrechen, um die Vereinigung mit der russischen Armee herzustellen. Er rückte in die Oberlausitz ein und bezog mit 50.000 Mann ein festes Lager bei Marklissa. Ihm gegenüber stand König Friedrich in ebenfalls sehr festen Stellungen bei Schmottseifen nächst Löwenberg in Schlesien, wodurch er die Vereinigung der beiden Armeen, der österreichischen und der russischen, zu verhindern hoffte.

Die Russen waren aus Posen in die Neumark eingerückt, hatten den preußischen General Wedell, der sich ihnen bei Kay unweit Züllichau entgegenstellte, am 23. Juli besiegt und marschirten bis Frankfurt an der Oder vor, wo sie sich auf den Höhen von Kunersdorf lagerten. Daun war zwar durch die ihm gegenüberstehende preußische Hauptmacht festgehalten; jedoch sandte er von seinem linken Flügel 18.000 Mann unter Loudon die Neisse und Spree abwärts zur Verstärkung der Russen ab. Loudon gelang es in ebenso kühnen als trefflich durchgeführten Märschen über Priebus und Guben, an dem bei Sagan stehenden Armeecorps des Prinzen Heinrich vorbei, vor diesem und dem König selbst die Oder zu erreichen und über den Fluß setzend sich mit Soltikow zu vereinen. Denn Friedrich hatte sogleich, nachdem er die Nachricht von Wedell's Niederlage erhalten, den Befehl über die Armee zu Schmottseifen seinem Bruder Heinrich übergeben und war mit einem Theil derselben, mit

anderen Verstärkungen, die er an sich zog, und mit den Resten von Wedell's Corps den Russen entgegengezogen, um ihrem höchst bedrohlichen Vorrücken Halt zu gebieten. Mit 48.000 Mann und 233 Geschützen setzte er bei Reitwein unterhalb Frankfurt über die Oder, Willens, die Armeen der Verbündeten in ihrer Stellung bei Kunersdorf östlich von Frankfurt anzugreifen.

Das vereinigte österreichisch-russische Heer befand sich auf einer Reihe von Hügelrücken, die sich über das breite Oderthal erhebend von Südwest nach Nordost hinziehen, gegen Norden, von wo Friedrich herankam, steil abfallen und durch drei tiefe schluchtenartige Einschnitte, den seit der Schlacht sogenannten Loudonsgrund, den Kuh- und Beckergrund, in ebenso viele Terrainabschnitte, die Judenberge, die Hügel um den Spitzberg bis Kunersdorf und die Mühl- und Walkberge, zerlegt werden. Nördlich von den letzteren zieht sich von Osten nach Westen ein schmales Thal hin, durch welches ein Bach, das Hühnerfließ, der Oderniederung zufließt; in Südosten endlich war die ganze Stellung von einem Walde umzogen. Auf dieser Höhengegend von den Judenbergen, an deren Westabhang der Frankfurter Judenkirchhof lag, bis zum Beckergrunde dehnte sich das Lager der russischen Infanterie, 46.000 Mann, und der Artillerie, 300 Geschütze stark, mit der Front gegen Süden hin. Die Reiterei stand weiter westwärts in der Oderniederung unfern der Frankfurter Dammvorstadt. Dort lagerte auch Loudon mit seinen 18.000 Mann, über welche er sich freie Disposition vorbehalten hatte. Das Heer Soltikow's befand sich in seiner Stellung bei Kunersdorf bereits seit dem 1. August und hatte dieselbe durch Verschanzungen, Redouten mit großen Batterien, Wolfsgruben und Verhaue zu decken gesucht.

König Friedrich war am 11. August bei Bischofssee im Norden der Stellung seiner Gegner angelangt, umging in der

folgenden Nacht den linken Flügel der russischen Armee und stellte am 12. August sein Heer auf der Roppen'schen Haide in Schlachtordnung auf. Während er von da durch den vorliegenden Wald zum Angriff vorging, ließ er die Russen in ihrem linken Flügel durch das Corps des General Fink angreifen und verleitete dadurch Soltikow in der That zur Meinung, daß von hier aus der Hauptangriff erfolge. Mittlerweile hatte aber Friedrich den Vormarsch seiner ganzen Armee durch den Wald bis an den Rand desselben durchgeführt, und nun begann er gegen 12 Uhr Mittag den Kampf mit einer heftigen Kanonade aus 60 Geschützen gegen den linken russischen Flügel, der das Feuer mit 40 Kanonen energisch erwiderte. Nachdem die Russen in ihren Stellungen auf dieser Seite durch die Uebermacht der preußischen Artillerie erschüttert waren, ließ Friedrich die Infanterie zum Angriffe vorgehen, die nach einem kurzen Kampfe ihre Gegner warf und deren Stellungen von den Mühlbergen bis zum Kuhgrunde und bis Kunersdorf vollständig in Besitz nahm. Damit war für Friedrich die Schlacht schon halb gewonnen; er strebte aber nach einem ganzen Siege und ließ seine Bataillone zum Sturme über den Kuhgrund gegen den Spitzberg vorgehen. Auch dieser Angriff gelang, Kunersdorf wurde gewonnen, der jenseitige Höhenrand erstiegen und der Spitzberg in die Gewalt des linken Flügels der Preußen gebracht, die sich bereits dem Loudonsgrunde und den Judenbergen näherten.

Zwei Drittheile des russischen Heeres waren geschlagen, zwei Drittheile der Stellungen, die es vor der Schlacht inne hatte, waren ihm entrissen und neunzig Kanonen befanden sich bereits in den Händen der Sieger. Doch noch immer — es war bereits fünf Uhr Abends — wollte Friedrich den Kampf nicht einstellen, sondern befahl neuerdings das Vor-

rücken gegen die Positionen der Russen am Loudonsgrunde und auf den Judenbergen. Aber hier kam der Kampf zum Stehen. Das heftige Feuer der russischen schweren Artillerie vereitelte jeden Angriff und drängte die Preußen in den Stand der Vertheidigung zurück. Mehrere Angriffe der preußischen Reiterei unter Seydlitz wurden gleichfalls abgeschlagen und durch österreichische und russische Reiterregimenter derart zurückgeworfen, daß sich ein Theil der feindlichen Cavallerie auf die eigene Infanterie stürzte und sie überritt. Dennoch hielt sich die preußische Infanterie noch immer in den eroberten Stellungen. In diesem Augenblicke zeigte sich, wie einst bei Kolin, was brave, obenein unerwartet auftretende und noch dazu ganz frischkräftige Cavallerie gegen eine Infanterie vermöge, die, wie ausgezeichnet auch in ihren Leistungen, bereits durch übermäßige Anstrengungen aus dem Gleichgewicht gebracht und durch Kartätschenfeuer erschüttert ist. „Fünfzig Kanonen", sagt ein Fachmann, „und der rechtzeitige Einbruch einer intacten Cavallerie verwandelten hier den schon errungenen Sieg in eine Niederlage, von der bis dahin in der preußischen Armee kein Beispiel gewesen war". General Loudon nemlich, als er die Unordnung gewahrte, in welcher sich die obwohl noch mit beharrlicher Tapferkeit fechtenden preußischen Bataillone bereits befanden, rückte mit vier österreichischen Grenadiercompagnien zu Pferde und zwei Dragoner-Regimentern, im ganzen 14 Escadronen, durch die Bodenverhältnisse, den Pulverdampf und den herrschenden großen Staub gedeckt, ganz unbemerkt aus der Niederung und dem nach ihm benannten Grunde auf die Höhe, formirte sich hier schnell und griff mit Ungestüm die preußische Infanterie auf der rechten Flanke und selbst im Rücken an.

Dieser ebenso ausgezeichnet angelegte als kühn ausgeführte Angriff entschied die Schlacht. Die preußische Infanterie, die

bisher so siegreich vorgerückt war und zuletzt im Geschützfeuer so tapfer verharrt hatte, vermochte Loudon's Angriffen nicht mehr Widerstand zu leisten. Sie wich, wurde zerstreut und bald befand sie sich der ganzen Schlachtlinie entlang in voller Auflösung, in regelloser Flucht. Generäle und Officiere, welche die Fliehenden zum Stehen bewegen wollten, fielen; dem Könige selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe niedergeschossen und nur dem Umstande, daß ein in seiner Tasche verwahrtes goldenes Etui die Flintenkugel aufhielt, die ihn getroffen, dankte er sein Leben. Auf den Mühlbergen versuchte ein Theil der preußischen Infanterie sich festzusetzen und Widerstand zu leisten; doch ein neuer Angriff Loudon's, unterstützt von russischen Bataillonen und Kanonen, warf beim ersten Ansturm die schon Flüchtigen auch aus diesen ihren letzten Stellungen. Um sieben Uhr Abends war der Kampf zu Ende und das preußische Heer nahm in einer unbeschreiblichen Unordnung die Flucht gegen Bischofssee. „Nie", sagt ein preußischer Mitkämpfer dieser Schlacht „habe ich die preußische Armee in einem solchen Zustande gesehen". Sie hatte an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 550 Officiere und 18.000 Mann verloren. Unter den Schwerverwundeten befand sich Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings", der nach zwölftägigem Leiden am 24. August zu Frankfurt an der Oder seinen Wunden erlag. 172 Geschütze, 26 Fahnen und 2 Standarten gingen den Preußen verloren. Der Verlust der verbündeten Russen und Oesterreicher belief sich auf 680 Officiere und 15.000 Mann. Loudon ging den Flüchtigen bis an und über den Hühnerfließ nach, soweit er es mit den beschränkten Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, eben vermochte. Die Russen dagegen betrieben die Verfolgung sehr lau; selbst die Brücken über die Oder, welche Friedrich zum Rückzug auf das linke Ufer benützte, ließen sie unangegriffen,

obwohl sie dieselben leicht hätten besetzen oder zerstören und dadurch die Preußen in die größte Bedrängniß bringen können.

Diesem Säumniß der russischen Generäle dankte Friedrich II. seine Rettung. Soltikow blieb unbeweglich mit seiner siegreichen Armee auf dem Schlachtfelde und gestattete so dem preußischen Könige, seine zersprengten Truppen bei Lebus zu sammeln und mit diesen den kleinen österreichischen Heeresabtheilungen, welche entschlossen gegen Berlin vorzudringen strebten, entgegenzutreten. Haddik war nämlich bereits bis Beeskow und Baruth vorgedrungen und auch Loudon war über die Oder zurückgegangen, um Berlin zu bedrohen. Erst am 17. August rückten die Russen bis Müllrose vor, vereinigten sich mit Haddik und blieben hier wieder durch vierzehn Tage stehen. Dann wandten sie sich über Lieberose in die Lausitz und marschirten endlich durch Schlesien und über die Oder nach Polen zurück, ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen Daun's und Loudon's, ungeachtet des ausdrücklichen Befehles von St. Petersburg, in Schlesien zu bleiben und Breslau zu nehmen. König Friedrich, der den Russen lange Zeit gefolgt, erkannte nun, daß er von ihnen nichts mehr zu fürchten habe und konnte die Truppen, mit denen er Soltikow gegenüberstand, anderwärts, namentlich in Sachsen verwenden.

30.

Eroberung von Dresden — Gefangennehmung des Fink'schen Corps bei Maxen.

Während bei Kunersdorf gekämpft wurde, war Daun mit der österreichischen Hauptarmee von Lauban in der Lausitz über Penzig, Rothenburg und Priebus vorgerückt; seine Vortrup-

pen standen bereits in Sorau, Sommerfeld, Christianstadt, Guben und Krossen. Da aber die russischen Generäle zu einer gemeinsamen Unternehmung nicht mehr zu bewegen waren, und Daun in seinem Rücken von dem Prinzen Heinrich bedroht wurde, so marschirte er links ab und schlug bei Teichnitz unsern Bautzen Lager.

In Sachsen war, nachdem Prinz Heinrich zur Unterstützung des Königs gegen die Oder abmarschirt war, die Reichsarmee Ende Juli unter dem Befehle des Herzogs von Zweibrücken eingerückt. Leipzig, Wittenberg und Torgau ergaben sich und nun erschien das Reichsheer, durch Oesterreicher verstärkt, vor Dresden, welches General Schmettau am 4. September gegen freien Abzug der Besatzung, aller Cassen und Vorräthe, den Kaiserlichen überlieferte. Dresden war den Preußen für immer verloren. General Wunsch, den Friedrich zur Rettung des Platzes abgeschickt hatte, kam um wenige Stunden zu spät; doch gelang es ihm, Wittenberg und Torgau wieder zu nehmen und mit dem inzwischen an der Elbe erschienenen Prinzen Heinrich mit 40.000 Mann Dresden so ernstlich zu bedrohen, daß Daun von Görlitz heranmarschirt kam und sich am 29. September dem Prinzen gegenüber bei Schilda lagerte. Obwohl dem König an der Wiedererlangung der sächsischen Hauptstadt unendlich viel gelegen war, so konnte Prinz Heinrich doch nicht wagen, Daun in seinen gut gewählten starken Positionen anzugreifen; und als nach dem Abzuge der Russen Friedrich ein ansehnliches Corps von 15.000 Mann unter General Hülsen als Verstärkung dem Prinzen Heinrich zusandte, ging Daun zwar nach Dresden zurück, nahm aber hier so feste Stellungen ein, daß der König, der sich am 14. November unfern Meißen mit dem Heere seines Bruders vereinigt hatte, nicht wagte, ihn geraden Weges anzugreifen.

Friedrich II. gab sich aber der Hoffnung hin, Daun werde bald aufbrechen und Sachsen verlassen, um in Böhmen die Winterquartiere zu beziehen, und glaubte, ihm auf dem Rückzuge dahin eine Schlappe beibringen zu können. Er ließ daher 13.500 Mann unter General Fink erst Dippoldiswalde, dann Maxen im Rücken Daun's besetzen, um diesen von der geraden Straße nach Böhmen abzuschneiden und zum Aufgeben Dresdens zu zwingen. Allein diese Unternehmung mißlang trotz der Witze, welche Friedrich bereits über Daun machte, vollständig. Dieser beschloß nämlich, Fink in Maxen durch mehrere österreichische Heerestheile von Dippoldiswalde und durch Reichstruppen von Dohna aus angreifen zu lassen, während er die Hauptarmee derart aufstellte, daß der König verhindert wurde, zu Gunsten Fink's eine Schwenkung zu machen. Am 20. November erfolgte der Angriff auf Fink. Das Vorrücken der Oesterreicher gegen die preußischen Stellungen war bei dem stark durchbrochenen Boden und den steilen Bergabhängen, die über Glatteis hinan erklommen werden mußten, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Doch trotz dieser Hindernisse und trotz des heftigsten feindlichen Feuers drangen die österreichischen Grenadiere mit der größten Entschlossenheit unaufhaltsäm vorwärts, und ohne große Opfer gelang die Eroberung von Maxen. Indessen wurden die Preußen auch in ihrer rechten Flanke und im Rücken von General Brentano umschlossen und, als sie bei Rohrsdorf sich wieder sammeln wollten, von einer Höhe zur andern bis hinter Falkenhain zurückgetrieben. In der folgenden Nacht suchte Fink auf Seitenwegen zu entkommen, fand sie aber alle von den leichten österreichischen Truppen besetzt. Auch die Reichstruppen hatten mit Erfolg bei Dohna gekämpft und den General Wunsch eingeschlossen. Da Fink bereits fast seine ganze Artillerie verloren, beinahe alle Munition verschossen, durch den Verlust an Todten,

Verwundeten, Gefangenen und Ueberläufern die Hälfte seiner Truppen eingebüßt hatte, da er von allen Seiten von muthigen überlegenen Feinden eingeschlossen war, deren unwiderstehliche Angriffe für den nächsten Morgen neuerdings bevorstanden, so blieb ihm, um nicht vollends vernichtet zu werden, nichts übrig, als sich zu ergeben. Feldmarschall Daun ließ alles zu einem erneuten Angriffe vorbereiten, als mit Anbruch des Morgens ein preußischer General bei den äußersten österreichischen Vorposten erschien und mit dem commandirenden Feldmarschall zu sprechen wünschte. Dieser entsandte den Feldmarschall-Lieutenant Lascy mit dem Auftrage, keine anderen Bedingungen einzugehen, als daß das ganze Corps Fink's die Waffen niederlege und sich kriegsgefangen ergebe. Und so wurde auch die Capitulation abgeschlossen, vermöge welcher 10—12.000 Preußen mit 71 Kanonen den Kaiserlichen in die Hände fielen.

Obwohl der Winter, einer der strengsten des achtzehnten Jahrhunderts, schon mit voller Macht hereingebrochen war, bezog weder Daun, der bei Plauen, noch der König, der bei Wilsdruf stand, die Winterquartiere. Ja noch im Anfange Decembers führte der österreichische Feldherr einen kühnen Handstreich gegen die Preußen aus. Auf dem rechten Elbeufer bei dem Dorfe Kölln gegenüber von Meißen stand das Corps des Generals Diericke. Die Verbindung mit dem linken Ufer wurde nur durch eine Schiffbrücke vermittelt, welche jetzt bei dem starken Eisgange im Flusse hatte ausgehoben werden müssen. Daun erkannte, daß man dieses Corps früher würde aufheben können, ehe es demselben gelingen werde, sich über die Elbe zurückzuziehen oder vom linken Ufer Hilfe zu erlangen. Er beauftragte daher mit dieser Unternehmung den General Beck, welcher sie so glücklich ausführte, daß er am 3. December

dieses preußische Corps nach heftiger Gegenwehr überwältigte und 1500 Mann sammt dem General gefangen nahm.

Loudon hatte sich Mitte November von den Russen getrennt und war über Czenstochau und Krakau nach Oesterreichisch-Schlesien marschirt, wo er mit dem in Preußisch-Schlesien ihm gegenüberstehenden General-Lieutenant Fouqué einen Waffenstillstand bis 14. März 1760 schloß und die Winterquartiere bezog.

Auf dem Kriegsschauplatze im nordwestlichen Deutschland, wo die hannöverisch-englische Armee unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig den Franzosen unter Contades und Broglio gegenüberstand, war es dem Herzog gelungen, durch geschickte Märsche und durch den Sieg bei Minden (am 31. Juli 1759) seine Gegner zurückzuwerfen, nicht nur Hannover zu halten, sondern auch Westphalen und Hessen von den Feinden zu befreien und die Franzosen zum Rückzuge bis an den Rhein und Main zu zwingen. Der Feldzug hatte dort bis in den letzten Monat des Jahres 1759 gewährt; erst im kommenden Januar bezogen die beiderseitigen Heere die Winterquartiere, Herzog Ferdinand in Westphalen und Hessen, die Franzosen am linken Ufer des Rheins und Mains.

Der Feldzug der Schweden in diesem Kriegsjahre war ohne jeglichen Erfolg geblieben; sie waren zwar bis gegen Prenzlau vorgerückt, hatten sich jedoch nach unbedeutenden Gefechten vor dem kleinen Heerestheile des Generals Manteuffel zurückgezogen und am rechten so wie die Preußen am linken Peeneufer die Winterquartiere genommen.

1760.

31.

Verhandlungen, Rüstungen und Feldzugspläne.

Das Kriegsjahr 1760 begann für Friedrich unter sehr ungünstigen Vorzeichen. Dresden befand sich in Daun's Händen und durch den Besitz dieser Stadt war ihm nicht allein ein großer Theil von Sachsen gesichert, sondern sie konnte ihm auch als trefflicher Stützpunct zu den Operationen gegen die Mark, sowie zur Deckung der linken Flanke des in Schlesien einfallenden Heeres dienen. Die Niederlagen von Kay, Kunersdorf und Maxen hatten in das preußische Heer furchtbare Lücken gerissen, welche zwar hie und da durch neugeworbene Recruten in der Zahl ersetzt werden konnten; jedoch die Ausdauer und Tapferkeit, die Zuversicht und Tüchtigkeit, die bisher dem preußischen Heere eigen gewesen, fehlte den Neugeworbenen. Von den alten Kriegern, mit welchen Friedrich bei Prag und Leuthen gesiegt hatte, waren wohl nur wenige mehr in seinen Reihen; ebenso waren viele seiner besten Generäle und Officiere theils todt, theils verwundet oder gefangen; dadurch litt das Heer an einem bedenklichen Mangel an bewährten Führern. Daher ist die allgemeine Entmuthigung erklärbar, die sich damals fast der ganzen Armee bemächtigte.

Auch schlugen Friedrich's Hoffnungen auf auswärtige Verwicklungen, wodurch die gegen ihn verbündeten Mächte anderwärts beschäftigt werden sollten, und auf Separatfriedens-Unterhandlungen fehl. Im August 1759 war König Ferdinand von Spanien gestorben; ihm folgte sein Bruder Karl,

bis dahin König von Neapel. Da auf Neapel Don Philipp von Parma und Piacenza, auf diese Herzogthümer aber Oesterreich und wieder auf die Stadt Piacenza der König von Sardinien Ansprüche hatte, so hoffte König Friedrich, es werde aus diesen Verwicklungen in Italien ein Krieg erwachsen, welcher seine mächtigsten Gegner, die Oesterreicher und Franzosen, beschäftigen und theilweise lähmen würde. Er ließ daher durch seine Agenten den König von Sardinien zu einem Angriffe auf Piacenza, Mailand und Mantua, dagegen Karl III. von Spanien und Ferdinand IV. von Neapel zu einem Einfall in den Kirchenstaat und Toscana reizen, indem er ihnen vorstellte, er wolle und könne die Franzosen und Oesterreicher in Deutschland so lange festhalten, bis jene Gebiete erobert seien. Alle drei Könige wiesen jedoch die ihnen gestellten Zumuthungen zurück. Auch die Versuche Friedrich's, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Osmanen zu Stande zu bringen, die Oesterreich in Ungarn angreifen sollten, sowie ein beabsichtigtes Bündniß mit Dänemark scheiterten.

Ebenso erfolglos blieben seine Bestrebungen, es zwischen England und Frankreich zum Frieden zu bringen. Das französische Volk sehnte sich zwar nach Ruhe und Erleichterung der ohnehin schweren, durch den Krieg noch drückender gewordenen Lasten. Zudem verlief für Frankreich der Krieg gegen England zur See und in den Colonien höchst unglücklich; die englische Flotte, welche der französischen entschieden überlegen war, hatte in mehreren Seetreffen gesiegt, englische Heeresabtheilungen eroberten Guadeloupe und Canada und der Verlust von Pondichery brach Frankreichs Macht und Einfluß in Ostindien vollends. Dennoch waren Ludwig XV. und die Pompadour für die Fortführung des Krieges in Deutschland, weniger aus Freundschaft für Oesterreich als aus

Abneigung gegen Friedrich. Auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland war nicht zu einem Friedensschlusse mit Friedrich zu bewegen; sie blieb dem Bunde mit Maria Theresia treu und trat am 7. März 1760 dem am 30. December 1758 zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen Bündnisse bei. Der für Friedrich II. schwärmende Großfürst Peter war am russischen Hofe vereinzelt und der Versuch des preußischen Königs, durch Vermittlung Keith's, des englischen Gesandten in St. Petersburg, den Günstling der Kaiserin Peter Šuwalow mittelst eines Geschenkes von 400.000 Thaler zu bestechen, gelang nicht.

So blieb dem Könige bei Beginn des Krieges im Frühlinge nichts zur Abwehr, als seine eigene Thatkraft und das Bündniß mit England. Dieses wurde am 9. November 1759 erneuert; England zahlte nicht nur die versprochenen vier Millionen Thaler, sondern erhöhte auch die Zahl seiner Truppen in Deutschland und die wegen der Stellung von Hilfscorps an Hessen und Braunschweig zu zahlenden Summen.

Nach den Entwürfen und Versprechungen der einzelnen Höfe und nach den Plänen der Feldherren sollte Frankreich 115.000 Mann stellen, denen das preußisch-hannöver'sche Heer unter Braunschweig, 75.000 Mann stark, entgegenstand; die Oesterreicher sollten 130.000, die Russen 120.000, das deutsche Reich 20.000, die Schweden 10.000, also insgesammt 395.000 Mann, ins Feld stellen. Jedoch standen die in der That verwendbaren Truppenmassen allenthalben mehr oder weniger hinter diesen Zahlen zurück und betrugen im Ganzen höchstens 200.000 Mann. Unter diesen waren nach dem Urtheile sachverständiger Zeitgenossen die österreichischen Soldaten unbedingt die tüchtigsten und befanden sich jetzt, im fünften Kriegsjahre, in ebenso guter Verfassung als bei dem Beginne des Krieges.

Die Armee, über welche Friedrich unmittelbar verfügen konnte, zählte nicht mehr als 90.000 Mann.

Der Feldzugsplan der Verbündeten ging dahin, Sachsen ganz zu befreien und Schlesien zu erobern. Demnach sollte ein aus Reichstruppen und Oesterreichern bestehendes Heer unter Daun Sachsen behaupten und den König beschäftigen; Loudon hätte dann von Böhmen in Schlesien einzufallen und, ebenso wie das von Polen vorrückende russische Heer unter Soltikow, sich mehrerer Festungen, wie Breslau, Glogau, zu bemächtigen. Friedrich's Bestreben ging dahin, die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu verhindern; er selbst stellte sich Daun in Sachsen gegenüber und wollte in dem Falle, als es durch einen Hauptangriff der Feinde nöthig erschiene, den Oberbefehl in Schlesien übernehmen; seinen Bruder Heinrich sandte er mit einem 35.000 Mann starken Heere den Russen entgegen. Einstweilen wurde Fouqué mit der Abwehr Loudon's von Schlesien betraut.

Die Entscheidung lag somit abermals in Schlesien und Loudon war es, dem die schwierigste Aufgabe zur Lösung zufiel.

32.

Loudon's Siege in Schlesien.

Ernst Gideon Freiherr von Loudon stammte aus einer alten weit verzweigten aber verarmten Familie der Grafschaft Ayre in Schottland. Er war 1716 in Liefland geboren und diente von 1732 an in der russischen Armee unter dem Feldmarschall Münnich; 1739 nahm er als Oberlieutenant seinen Abschied und trug seine Dienste zuerst dem Könige Friedrich II. von Preußen an, der jedoch, wie erzählt wird,

Loudon's Anerbieten mit den Worten zurückwies, „weil ihm das Gesicht des Mannes mißfalle". Von Berlin wandte sich der junge Liefländer nach Wien und trat ohne alle Empfehlung und ohne Vermögen in österreichische Dienste. Seine erste Anstellung fand er hier unter Trenk's Panduren. Anfangs avancirte er langsam; erst nachdem er sich seit 1757 als ein unübertroffener Führer im kleinen Kriege hervorgethan, erhielt er größere Commanden. Und als er an den Tagen von Olmütz und Hochkirch durch sein heldenmüthiges Eingreifen das Glück an Oesterreichs Fahnen fesselte, als er durch sein rechtzeitiges und entschlossenes Auftreten in der Schlacht bei Kunersdorf den von den Preußen schon errungenen Sieg in eine der empfindlichsten Niederlagen derselben verwandelte, da war es sein Name, dem Volk und Heer wie keinem anderen zujubelte, dem man mit dem größten Vertrauen entgegenkam, den man der größten Erfolge für fähig hielt. Geradheit, Uneigennützigkeit, Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, edler unbeugsamer Sinn waren die Charakterzüge, wahrer Heldenmuth, Geistesgegenwart, Umsicht und Kaltblütigkeit die Feldherrn-Eigenschaften Loudon's. Im gewöhnlichen Umgange wortkarg, verschlossen, ja leuteschen, war er ganz ein Anderer, wenn die Zeit zu handeln kam. Nur wenn es Pflicht und Sitte forderten, erschien er bei Hofe und selbst dann suchte er sich dem Bemerktwerden zu entziehen. Als einst an einem großen Hoftage Maria Theresia umherblickte und ihren tapfern Feldherrn nicht sah, fragte sie die Umstehenden: „Wo ist denn aber Loudon?" „„Sehen ihn nicht Euer Majestät dort, wie gewöhnlich, hinter der Thüre stehen, ganz beschämt über seine großen Verdienste?"" erwiderte der Herzog von Arenberg. Doch zu Pferde, an der Spitze eines Heeres, im Augenblicke der That, schien denselben Mann, der sich im rauschenden Gewühle des Hofes schüchtern zurückzog, ein neues

Wesen zu beseelen; alles lebte und brannte in ihm; sein Auge glühte, seine Gesichtszüge belebten sich und sein Machtwort widerhallte mit unwiderstehlicher Gewalt in den Tausenden, die sich unter seiner Führung unüberwindlich glaubten.

Das war der Mann, den jetzt Maria Theresia, der allgemeinen Stimme folgend, zum Generalfeldzeugmeister und Geheimrathe ernannte und mit dem Oberbefehle über das gegen Schlesien operirende Heer betraute.

Mit 50.000 Mann eröffnete Loudon den Feldzug in Schlesien, ohne vorderhand noch auf die Mitwirkung des wie gewöhnlich äußerst langsam vorrückenden russischen Heeres zu zählen. Er drang aus Böhmen gegen Glatz vor und setzte sich die Eroberung dieser Festung als das erste zu erreichende Ziel. Denn durch den Besitz derselben gewann er einen sicheren Stützpunct für seine ferneren Unternehmungen in Schlesien und konnte dadurch zugleich seine Vereinigung mit den Russen vorbereiten, wenn diese ihre Absichten auf Breslau richteten. Loudon traf seine Anstalten mit solcher Umsicht und Geschicklichkeit, daß sowohl Friedrich II. und Prinz Heinrich als der ihm mit 15.000 Mann zur Deckung Schlesiens gegenüberstehende General Fouqué über seine Absichten vollständig getäuscht wurden. Dieser hatte vom preußischen Könige die für seine schwache Heeresabtheilung allzuschwierige Aufgabe erhalten, sowohl das Gebirge zu behaupten, als auch die Festungen des Flachlandes, Schweidnitz, Neisse und Breslau, zu decken. Als Loudon mit seiner Hauptmacht durch die Grafschaft Glatz vorbrach und seiner Vorhut die Richtung gegen Breslau gab, glaubte Fouqué, des Gegners Plan sei gegen die Hauptstadt Schlesiens gerichtet. Er gab deshalb seine feste Stellung bei Landshut auf, wendete sich gegen Breslau und stellte sich zu dessen Deckung bei Kanth auf. Sowie es Loudon gelungen war, durch die Scheinbedrohung Breslau's

Fouqué zum Abmarsche von Landshut zu verleiten, besetzte er sogleich die festen Stellungen daselbst und begann mit allem Eifer die Belagerung von Glatz.

Landshut war für den österreichischen Feldherrn von der größten Wichtigkeit; denn es diente ihm sowohl zur Deckung der Belagerung von Glatz, wie als wichtige Einbruchsstation in Schlesien. Friedrich II. mißbilligte das durch Fouqué's Marsch auf Breslau erfolgte Preisgeben des Gebirges und schickte seinem tapferen General den bestimmten Befehl, sogleich aufzubrechen, über Schweidnitz vorzurücken und die Höhen von Landshut den Oesterreichern wieder zu entreißen. Fouqué erkannte zwar die Unmöglichkeit, Landshut gegen Loudon zu behaupten, wollte aber eher mit seinem ganzen Corps unterliegen, als den gemessenen Befehl seines Königs unausgeführt lassen. Am 17. Juni griff er demnach die Stellungen der Oesterreicher bei Landshut an und besetzte sie nach kurzem Kampfe, da Loudon den Generälen Jahnus und Gaisruck den Befehl ertheilt hatte, sich auf Reichshennersdorf zurückzuziehen und die Preußen um Landshut sich festsetzen zu lassen, um dort einen Hauptschlag gegen sie in Ausführung zu bringen. Fouqué hatte weder vom Könige, der von Daun in Sachsen festgehalten wurde, noch von dem Prinzen Heinrich, der von Sagan aus gegen die Russen marschirt war, auf Hilfe zu hoffen. Loudon's Absicht ging deßhalb nicht nur dahin, sich des für beide kriegführende Theile äußerst wichtigen Punctes von Landshut wieder zu bemächtigen, um die Belagerung von Glatz ungestört zu Ende führen zu können, sondern er wollte Fouqué's Corps vollständig vernichten, und nur darum hatte er ihm die Stellungen bei Landshut fast ohne Widerstand überlassen.

Zu spät hatte Friedrich II. das Verderbliche seiner ersten Anordnung erkannt und am 22. Juni Fouqué den

Befehl zugeschickt, ungesäumt die Stellung bei Landshut zu räumen und nach Breslau zurückzugehen; dazu war jetzt schon jeder Ausweg abgeschnitten. Denn Loudon, nachdem er Fouqué's verschanztes Lager allseitig umschlossen hatte, schritt bereits am 23. Juni morgens 2 Uhr zum Angriff auf dasselbe, obwohl eben ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Regengüssen losbrach. Dem General Ellrichshausen, der durch seinen Adjutanten melden ließ, seine Truppen könnten im Regen nicht feuern, erwiderte Loudon: „Es regne auch auf der Seite der Preußen".

Vier von der Höhe von Reichshennersdorf emporgeschleuderte, in der Luft zerspringende Haubitzgranaten gaben das Zeichen zur allgemeinen Vorrückung der Oesterreicher, welche in vier Abtheilungen gegen die Stellungen der Feinde auf den Bergen erfolgte. Die erste Colonne erstürmte, vom General Nasselly geführt, den verschanzten Doctorberg und drängte dann fünf feindliche Bataillone, die hinter dem Berge aufgestellt waren, zurück. Die zweite unter General Ellrichshausen entriß in der Zeit von dreiviertel Stunden dem mit unvergleichlicher Tapferkeit sich vertheidigenden Feinde den Buchberg; die Verbindungslinie zwischen beiden wurde durch Artilleriefeuer rasch zerstört und damit war der ganze linke feindliche Flügel bis auf den Kirchberg nächst Landshut zurückgetrieben. Der rechte preußische Flügel hatte den Mühlberg und den Weißenbacherberg besetzt; diese wurden von den Generälen Wolfersdorf und Jahnus angegriffen und, obwohl auch hier die Preußen mit gleicher Tapferkeit sich wehrten, genommen. Fechtend zogen sich die Feinde auf den neben dem Kirchberge liegenden Galgenberg zurück.

Diese beiden Hügel bildeten den Kern von Fouqué's Aufstellung und was die Oesterreicher bisher genommen hatten, waren nur die Vorwerke der feindlichen Stellung gewesen.

Bevor Loudon zum Angriff auf den Galgenberg schritt, ließ er auf seinen beiden Flügeln Cavallerie über den Bober setzen, um in Verbindung mit den dort schon befindlichen Truppen dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Inzwischen war es Tag geworden und nun schritt Loudon zum Angriffe auf den Kirch- und Galgenberg und auf Landshut selbst. Die Truppenabtheilung, welche die Stadt zu erstürmen hatte, wurde in ihrem Vorrücken längere Zeit durch das heftige Feuer der preußischen Geschütze aufgehalten; erst als auch die österreichische Artillerie ihr Feuer mit größtem Erfolge hatte wirken lassen, gelang die Eroberung. Da hiedurch die preußische Stellung auf dem Kirchberge im Rücken bedroht war, so suchte Fouqué, dessen Truppen noch immer in guter Ordnung waren, vor allem den Galgenberg zu behaupten. Als auch dieß durch wiederholte Angriffe der Oesterreicher unmöglich geworden war, zog sich der heldenmüthige General mit der kleinen Schaar, die er noch um sich hatte, unausgesetzt kämpfend über den Bober auf das linke Ufer zurück, indem er den General Schenkendorf, der den rechten Flügel führte, anwies, nach derselben Richtung den Ausweg zu suchen. Kaum aber auf dem linken Ufer angelangt, sah er alle Höhen und Wege durch die Oesterreicher besetzt und das Quarré, welches er mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Truppen bildete, von allen Seiten durch die kaiserliche Reiterei angegriffen. Noch immer wehrte sich die kleine Heldenschar mit ihrem Feldherrn in der Mitte und wies die ungestümen Angriffe der österreichischen Reiter wiederholt zurück. Erst als das Regiment Grün-Loudon dem schon erschütterten Feinde in den Rücken kam, während die Dragoner von Löwenstein, eines der schönsten und bravsten Cavallerie-Regimenter, schäumend von Ingrimm sich wie Rasende gegen die feindlichen Bajonnete stürzten, wurde das Quarré zersprengt. Die kampf-

glühenden Dragoner hieben fast alles nieder, weil niemand um Pardon rief. Fouqué lag aus drei Wunden blutend unter seinem erschossenen Pferde; sein Reitknecht — Trautschke hieß der Brave — deckte ihn mit seinem eigenen Leibe, bis die österreichischen Officiere Frank und Eichbeck die Lage des preußischen Generals entdeckten, von ihren Pferden sprangen und dem Feldherrn vom Boden aufhalfen. Fouqué übergab dem Obersten der kühnen Löwenstein-Dragoner Baron Voit seinen Degen und dieser bot ihm dafür sein Pferd an. „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben“, sagte Fouqué. „Mein Sattelzeug wird unendlich an Werth gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt wird“, entgegnete Voit. Fouqué bestieg das Pferd und wurde zu Loudon geführt, der mit seinen Officieren den überwundenen Helden mit der größten Hochachtung empfing. Die letzten Reste des preußischen Heerhaufens, Infanterie unter Schenkendorf und Cavallerie unter Malachowski, streckten nun auch die Waffen.

Außer den drei Generälen Fouqué, Schenkendorf und Malachowski wurden 8318 Preußen zu Kriegsgefangenen gemacht, 250 Mann retteten sich durch die Flucht, die übrigen blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Von den Oesterreichern waren bei der tapfern Gegenwehr der Preußen in ihrer vortheilhaften Stellung 48 Officiere und 750 Mann gefallen und 81 Officiere und 2000 Mann verwundet worden. Achtundsechzig Kanonen, 9 Haubitzen, 38 Munitionswägen, 34 Fahnen und 2 Standarten fielen in die Hände der Sieger.

Nach dem Siege bei Landshut übertrug Loudon die Belagerung von Glatz dem General Harsch. Am 26. Juli wurde aus allen Batterien das Feuer gegen die Festung eröffnet und sogleich, ehe noch Bresche geschossen war, ein Sturm gewagt, der so vollständig gelang, daß in wenigen Stunden die alte

Festung in den Händen der Oesterreicher war. Da man von dieser die Werke der neuen Festung bestreichen konnte, so übergab Oberstlieutenant d'O auch diese ohne Capitulation. Zweitausend Mann, 200 Kanonen nebst einer außerordentlichen Menge von Kugeln, Bomben, Pulver, Patronen und ein gefülltes Magazin fielen dem Eroberer in die Hand.

Unmittelbar nach diesem Erfolge wandte sich Loudon einer weiteren großen Unternehmung zu. Er ging geraden Weges auf Breslau los, um diese Stadt in seine Gewalt zu bekommen, bevor Prinz Heinrich, der einige Meilen von Glogau auf dem rechten Ufer der Oder, die Russen beobachtend, stand, zum Entsatze heranrücken konnte. Am 31. Juli erschien Loudon vor der schlesischen Hauptstadt, ein Sturm auf die Stadt war wegen der tiefen Wassergräben nicht möglich und zu einer regelrechten Belagerung fehlte es an Geschütz und Munition. Es blieb ihm daher kein anderes Mittel übrig, als den tapferen Commandanten General Tauenzien zur Uebergabe der Stadt zu bewegen oder diese durch Beschießung zu erzwingen. Aber an der Entschlossenheit Tauenzien's scheiterten beide Mittel, und da schon am 5. August Prinz Heinrich zum Entsatze Breslau's bis Parchwitz herangerückt war und die Russen nur allzulangsam vormarschirten, brach Loudon das Lager vor Breslau ab und ging nach Striegau zurück.

33.

Daun in Sachsen und Schlesien — Schlacht bei Liegnitz — Totleben und Lascy in Berlin.

Während dieser Vorgänge in Schlesien standen sich in Sachsen Daun und Friedrich II. gegenüber. Hier kam es

zwar nicht zu entscheidenden Schlachten, aber dem österreichischen Feldherrn war es gelungen, den König von Preußen so lange zurück- und von der Theilnahme an den Kämpfen Loudon's in Schlesien fernzuhalten, bis dieser die großen Erfolge von Landshut und Glatz errungen hatte.

Während der ersten Monate des Jahres 1760, als die beiderseitigen Armeen noch in Winterquartieren lagen, waren einzelnen österreichischen Heeresabtheilungen mehrere Ueberfälle gegen die feindlichen Vorposten gelungen. Erst mit Beginn des Monats Juni kam es zu größeren Truppenbewegungen.

Sowie nämlich König Friedrich von Loudon's Operationen in Schlesien Kunde erhielt, wollte er dem General Fouqué zu Hilfe kommen; jedoch Daun vereitelte durch geschickte Bewegungen des Königs Plan und machte dadurch Loudon die Vernichtung des Fouqué'schen Corps möglich. Als Friedrich II. am 14. Juni mit dem größten Theile seiner in Sachsen stehenden Armee zum Marsche nach Schlesien aufbrach und auf das rechte Elbeufer überging, bezog Daun bei Boxdorf unangreifbare Stellungen, welche ihm auch noch den Vortheil gewährten, daß er damit dem Feinde den kürzeren und besseren Weg nach Schlesien verlegte. Nach Verlauf einiger Wochen kamen aus Schlesien neuerdings Nachrichten von der bedrängten Lage Fouqué's und abermals versuchte Friedrich das kaiserliche Heer durch künstliche Bewegungen zu täuschen, um sich den Weg nach Schlesien freizumachen. Nachdem Daun von Dresden aufgebrochen war, hatte er auf dem rechten Elbeufer eine Heeresabtheilung unter General Lascy mit dem Auftrage zurückgelassen, diese Stadt zu decken und des Königs Armee zu beobachten. Die Nähe dieses Corps war dem Könige in seinen Bewegungen sehr hinderlich, er versuchte es daher durch einen Nachtmarsch bei Lichtenberg zu überfallen; Lascy war aber dem

Könige zuvorgekommen und befand sich bereits im vollen geordneten Rückmarsch gegen Dresden. Friedrich versuchte hierauf nochmals nach Schlesien zu gelangen, fand aber Reichenbach und damit die Straße nach Schlesien schon von seinen Gegnern besetzt. Es blieb ihm somit nichts übrig, als umzukehren und sein Streben zunächst dahin zu richten, Dresden in seine Gewalt zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit hoffte er den leichten Truppen, aus denen das Corps Lascy's bestand, einen Hauptschlag versetzen zu können. Er ließ daher am 7. Juli bei Göbau durch seine Reiterei die österreichischen Vorposten angreifen; allein das Dragoner-Regiment Liechtenstein hielt kühn und glücklich so lange Stand, bis die ganze Reiterei zur Unterstützung vorrücken konnte. Und nun griff diese, von Lascy selbst und von dem sächsischen Generallieutenant Zeschwitz geführt, die Preußen so muthig und erfolgreich an, daß sie in voller Verwirrung zurückgetrieben wurden. Als der preußische König zur Aufnahme seiner flüchtigen Reiter mit seiner ganzen Infanterie und Artillerie vorrückte, zog sich auch Lascy wieder in sein Lager zurück.

Friedrich II. versuchte ein drittesmal, den ihm so unbequemen Gegner in die Falle zu locken. Am 8. Juli ertheilte er bei der Parole den Befehl, daß am nächsten Tage die ganze Armee gegen Reichenbach zu marschiren habe; Nachmittags aber eröffnete er seinen Generälen, daß er am kommenden Morgen in entgegengesetzter Richtung aufbrechen werde, um Lascy zu überfallen. Dieser jedoch hatte durch seine Kundschafter sowohl von dem ersten Befehle als von der späteren Zusammenberufung der Generäle Nachricht erhalten und vermuthete sogleich, es sei auf eine Ueberrumpelung seiner Heeresabtheilung abgesehen. Noch vor Mitternacht brach er daher mit allen seinen Truppen auf und marschirte gegen Dresden ab, um sich jenseits dieser Stadt mit

der Reichsarmee zu vereinigen. Als die Preußen am Morgen vorrückten, konnten sie nicht einmal Lascy's Nachtrab einholen. Der preußische König zog nun mit seinem ganzen Heere an die Elbe, setzte über dieselbe und traf alle Anstalten zu einer regelrechten Belagerung von Dresden. Diese Stadt war von österreichischen und Reichstruppen, 14.000 Mann, besetzt und General Macquire führte den Oberbefehl. Vom 14. Juli an ließ Friedrich II. die Stadt aus fünfzig Feuerschlünden beschießen und vom 19. Juli an mit Bomben und glühenden Kugeln bewerfen, wodurch ein heftiger Brand entstand, der fünf Kirchen und über 400 Häuser in Schutt und Asche legte. General Macquire vertheidigte sich aber auf das tapferste und harrte mit Heldenmuth auf den von Daun zu gewärtigenden Entsatz. Dieser war auf die Nachricht von Friedrich's Angriff auf die Hauptstadt Sachsens sogleich von seinem Lager bei Otterndorf in Schlesien aufgebrochen und nöthigte Friedrich durch sein unwillkommenes Erscheinen die Belagerung aufzuheben. Der König marschirte am 28. Juli von Dresden ab, setzte über die Elbe und legte in den fünf Tagen vom 3. bis 7. August den zwanzig Meilen langen Weg bis Bunzlau in Schlesien zurück. Aber auch dahin war ihm Daun zur Unterstützung Loudon's gefolgt, hatte bereits am 6. August das Lager bei Schmottseifen bezogen und vereinigte sich zwei Tage später, 8. August, bei Jauer mit dem von Breslau heranmarschirten Loudon. —

Der russische Feldherr Soltikow stand mit seinem starken Heere bei Breslau auf dem rechten Oderufer, war aber durchaus nicht zu bewegen, über den Fluß zu gehen Das äußerste, wozu er sich herbeiließ, war, daß er 20.000 Mann unter Černičew über die Oder gehen und bis Neumarkt vorrücken ließ. Daun's Hauptaugenmerk war nunmehr darauf gerichtet, die Vereinigung

des Königs mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, zu verhindern, indem er ihm die gerade Straße nach Schweidnitz, Černičew aber die nach Breslau verlegte. In der That war es jetzt Daun gelungen, den König bei Liegnitz allseitig zu umschließen, und er wollte nun das preußische Lager in der Front angreifen; Lascy sollte den rechten Flügel umgehen und Loudon sich im Rücken und in der linken Flanke aufstellen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Friedrich II. war durch diese Bewegungen der österreichischen Generäle in eine verzweifelte Lage gebracht und in dieser verdankte er nur einem Verrathe, den sein Feldherrngenie sogleich auf das beste auszunutzen wußte, seine Rettung. Der 15. August war von Daun für den allgemeinen Angriff auf das preußische Lager bestimmt. Am Abende des 14. aber wurde dem Könige der ganze Angriffsplan der Oesterreicher verrathen. Ein Ausländer, der früher in der österreichischen Armee als Officier gedient hatte und in dem letzten Feldzuge aus dem kaiserlichen Dienste entfernt worden war, hatte Mittel gefunden, sich unter irgend einem Vorwande im Hauptquartier des Feldmarschalls Daun herumzutreiben und auf unbekannte Weise sich Kenntniß von dem Entwurfe der österreichischen Generäle verschafft. In der Erwartung einer großen Belohnung beschloß er von seiner Entdeckung bei Daun's Gegner Gebrauch zu machen, wußte sich durch die Vorposten zu schleichen und fand Gelegenheit, noch zur rechten Zeit dem Könige von Preußen alles zu entdecken. Friedrich hatte ohnehin beabsichtigt, in der folgenden Nacht aufzubrechen und in der Richtung gegen Glogau zu marschiren, um die Vereinigung mit seinem Bruder zu versuchen. Durch den Verrath wurde er in seinem Vorsatze bestärkt und traf zugleich Anstalten, Loudon, der ihm hier entgegenstand, anzugreifen und zurückzuwerfen. Jenseits

Liegnitz um 4 Uhr morgens am 15. August stießen die beiden Feldherren aufeinander. Loudon, obwohl durch diesen ganz unerwarteten Angriff von Seite der ganzen Armee Friedrich's überrascht, traf sogleich die besten Anordnungen zur Abwehr. Jedoch nach einem zweistündigen hartnäckigen Kampfe waren die Kaiserlichen zurückgedrängt und Loudon sah sich genöthigt, dem Könige das Schlachtfeld zu überlassen; durch starkes Artilleriefeuer deckte er seinen Rückzug, der in größter Ordnung erfolgte. Auf beiden Seiten war auf das heldenmüthigste gekämpft worden. Dies bewiesen die Verluste. Die Oesterreicher verloren 3800 Mann an Todten und Verwundeten, 2100 an Gefangenen und 68 Kanonen, die Preußen 3500 an Todten und Verwundeten, 10 Kanonen und 6 Fahnen.

Nach der Schlacht zogen sich Daun und Loudon nach Striegau und Černičew's Corps ging, ohne einen Schuß gethan zu haben, wieder über die Oder zurück. Dem Könige lag nun der Weg nach Breslau zur Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich offen und er gebot wieder über eine Armee von 50.000 Mann mit 250 Kanonen.

Die weiteren Unternehmungen in Schlesien wurden durch die Hartnäckigkeit der russischen Feldherren gelähmt, die sich zu keiner gemeinsamen Unternehmung, ja selbst nicht zum Ueberschreiten der Oder bewegen ließen. Vergeblich waren Daun's unablässige Bemühungen, die Theilnahme ihrer starken Armee zur Wiedereroberung Schlesiens zu erlangen. Erst als an des erkrankten Soltikow Stelle wieder Fermor trat, kam man nach siebenwöchentlichen Verhandlungen überein, daß ein russisches Corps unter Romanzow, eine Division stark, auf dem rechten Oderufer gegen Krossen, und zwei russische Divisionen unter Totleben und Černičew, unterstützt von 20.000

Oesterreichern unter Lascy, auf dem linken Oderufer gegen Berlin vordringen sollten.

Totleben's Marsch über Guben und Beeskow gelang vollständig, am 3. October erschien er vor Berlin; General Rochow, der Commandant der Stadt, glaubte sie mit seinen drei Bataillonen nicht vertheidigen zu können und wollte sie, über die Aufforderung Totleben's zur Uebergabe, räumen. Aber der alte Feldmarschall Lehwald, die Generäle Seydlitz, Krokow und andere Officiere, die sich zur Heilung ihrer Wunden hier befanden, bewogen ihn, sich zu vertheidigen. Totleben beschoß die Stadt, griff die eiligst aufgeworfenen Schanzen an, zog sich aber bei dem Anrücken des Prinzen von Würtemberg, welcher auf die Kunde von Berlins Bedrohung sogleich mit 6000 Mann aus seinen Stellungen gegen die Schweden herbeieilte, nach Köpnick zurück. Hier traf am 6. October Černičew mit seiner Heeresabtheilung ein und nun gingen beide russische Generäle vereint gegen Berlin vor. Inzwischen war aber auch der preußische General Hülsen, den die Reichsarmee aus Sachsen verdrängt hatte, herangekommen; die Russen warteten daher mit dem Angriffe bis zum Eintreffen Lascy's, der aus Schlesien über Kottbus, Luckau und Zossen anrückte. Gegen die vereinte Macht der Russen und Oesterreicher, 42.000 Mann, konnte Berlin nicht gehalten werden. Die preußischen Generäle Prinz von Würtemberg und Hülsen zogen sich nach Spandau und Brandenburg zurück und am 9. October capitulirte Berlin. Den Oesterreichern wurde die Friedrichsstadt sammt drei Thoren eingeräumt, die anderen Stadttheile besetzten die Russen. Den Bewohnern wurde Sicherheit der Person und des Eigenthums und Freiheit von Einquartierung zugesichert. Die Stadt mußte 1,500.000 Thaler Kriegssteuer und 200.000 Thaler als Geschenk an das Heer bezahlen. Die königlichen Cassen mit 60.000

Thalern, 183 Kanonen, 18.000 Infanteriegewehre, viele andere Kriegsbedürfnisse und Vorräthe aus dem königlichen Zeughause, aus den Bekleidungs-Depôts und anderen Magazinen wurden von den Russen mitgenommen. Vieles, was nicht fortgeschafft werden konnte, wurde in die Spree geworfen oder vernichtet; das königliche Gußhaus, alle königlichen und anderen Fabriken, welche für die Armee arbeiteten, alle Münzstätten und Pulvermühlen wurden zerstört. Auch Potsdam wurde besetzt und mußte 70.000 Thaler Brandschatzung zahlen, auch dort wurden die Magazine geräumt und die königliche Gewehrfabrik zerstört. Auf Lascy's Corps fielen von dieser reichen Beute nur 300.000 Thaler und 12 Kanonen. Die königlichen Schlösser und Gärten blieben ganz unberührt und Oesterreicher wie Russen hielten die strengste Mannszucht und Ordnung.

Lascy wollte den gegen Brandenburg zurückgegangenen Preußen nachsetzen, Totleben und Černičew aber drangen auf Rückzug; denn schon marschirte König Friedrich zum Entsatze Berlins heran. Sobald er nemlich von dem kühnen Zug der Russen und Oesterreicher Nachricht erhalten hatte, war er aus seinem Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz aufgebrochen und in Gewaltmärschen über Striegau, Jauer und Guben seiner Hauptstadt zu Hilfe geeilt. Sein Plan jedoch, Totleben's und Lascy's Corps zu vernichten, war schon vereitelt; denn die Russen hatten sich bereits über die Oder an die polnische Grenze zurückgezogen und Lascy war in Torgau angelangt, das kurz vorher sich an die Reichsarmee ergeben hatte.

Schlacht bei Torgau.

Wenn der russisch-österreichische Streifzug nach Berlin abgesehen von dem Schrecken, den er in den feindlichen Reihen hervorrief, und von der reichen Beute, die er eintrug, auch sonst keinen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Krieges übte, so war er doch für die weiteren Operationen des österreichischen Heeres deshalb von Wichtigkeit, weil durch den raschen Abmarsch Friedrich's aus Schlesien Daun Luft zu weiteren Unternehmungen bekam.

Daun war dem Könige, als er gegen Berlin zum Entsatze dieser Stadt marschirte, bis Kamenz gefolgt und brachte dort in Erfahrung, daß durch den bereits erfolgten Rückzug der russischen und österreichischen Streifcorps für das königliche Heer jedes weitere Vorrücken entfiele; da vermuthete er sogleich, daß sich Friedrich jetzt nach Sachsen wenden werde, um dieses Land, aus welchem seine Generäle durch die Reichsarmee in Verbindung mit einem starken österreichischen Corps unter Haddik vollständig waren verdrängt worden, zurückzuerobern. Ohnehin konnte in Schlesien in dem schon angebrochenen Spätherbste die Belagerung einer großen Festung nicht begonnen werden; daher marschirte Daun sogleich zur Deckung Sachsens an die Elbe und langte am 22. October bei Torgau an. Er hatte vollkommen richtig geurtheilt; schon am folgenden Tage erschien der König mit seinem Heere bei Wittenberg und ging bei Roslau über die Elbe mit dem Entschlusse, Daun entweder durch geschickte Bewegungen aus seiner festen Stellung hinauszumanövriren oder ihn durch eine Schlacht zum Rückzuge zu zwingen. Gelang dies nicht, so drohten den Preußen große Gefahren. Es war ihnen

dann nicht nur die Ausbeutung Sachsens entzogen, sie mußten auch fürchten, bei der Nähe der Russen von den Marken und von Schlesien abgedrängt und nach Magdeburg zurückgeworfen zu werden. Da der König von Preußen schon oftmals erfahren hatte, daß Daun seinen kunstvollen Manövern und Märschen mit gleichen entgegenzutreten verstehe, so entschied er sich für eine Schlacht.

Die kaiserliche Armee stand auf einem Höhenrücken, den Süptitzer Bergen, welche sich nordwestlich von Torgau in der Richtung von Süden nach Norden hinziehen. Ihr rechter Flügel lehnte sich an das Dorf Süptitz, ihr linker an Zinna; ihre Stellungen wurden durch Bäche mit sumpfigen Ufern, durch Teiche und im Norden durch einen Wald, die Dommitzscher Haide, gedeckt. Gegen Osten, wo sich die Hügelreihen in die Elbeniederung verflachen, war das Lager der Kaiserlichen am wenigsten geschützt und lag einem Angriff am meisten offen. Hier erwartete Daun mit 65.000 Mann den von Norden mit 44.000 Mann heranmarschirenden König; da aber von Daun's Heer das Corps des Generals Lascy, 22.000 Mann stark, zur Deckung des Rückzugs über die Elbe nächst Torgau aufgestellt war und von diesem nur einige Bataillone zur Schlacht herangezogen wurden, so waren sich beide Heere der Zahl nach ziemlich gleich.

Friedrich II. beschloß gegen die Stellung der Kaiserlichen einen Doppelangriff zu unternehmen, wobei er selbst am linken Flügel mit 28.000 Mann mittelst eines Bogenmarsches die Oesterreicher umgehen und ihnen in den Rücken fallen wollte, während General von Ziethen mit dem rechten Flügel das österreichische Centrum angreifen sollte. Diesem Entwurfe gemäß setzte sich das preußische Heer am 3. November 1760 um halb 7 Uhr Morgens von seinem Lager bei Schilda in Bewegung; der

linke Flügel, vom Könige selbst befehligt, marschirte in drei Colonnen in einem langen Bogen gegen Osten um und durch den Dommitzscher Wald, um den rechten Flügel des kaiserlichen Heeres zu umgehen. Dieser Marsch durch den Wald ging sehr langsam von statten; denn es mußte sehr oft angehalten werden, um die getrennten Abtheilungen wieder anschließen zu lassen. Dazu kam der unvorhergesehene Angriff des österreichischen Dragoner-Regiments Saint-Ignon, welches den Zug des feindlichen Heeres aufzuhalten suchte. Dieses brave Regiment hatte sich im Walde verborgen, um die erste sich nähernde feindliche Truppe zu überfallen; allein der Anschlag wurde durch einige auf den Vorposten gemachte Gefangene verrathen und der Feind wußte darnach seine Gegenanstalten zu treffen. Als die Husaren des preußischen Vortrabs sich näherten, brachen die kaiserlichen Dragoner auf einen lichten Raum des Waldes heraus und warfen sich mit dem größten Ungestüm auf die Husaren, die von ihnen nur für eine Recognoscirungs-Abtheilung gehalten wurden. Diese waren zwar bald geworfen und wurden hitzig verfolgt; allein jetzt sah sich das kaiserliche Dragoner-Regiment mitten in der ganzen ersten Colonne des heranmarschirenden feindlichen Heeres. Mit großer Entschlossenheit und mit ziemlichem Glücke hauten sich die Dragoner hier durch; allein ehe sie noch wieder geordnet waren, stießen sie auf die zweite Colonne und nun war im dichten Walde keine Möglichkeit mehr durchzukommen; bis auf wenige, die sich retteten, wurde das ganze Regiment mit dem General Saint-Ignon gefangen.

Inzwischen hatte Daun von dem Anmarsche der Preußen Nachricht erhalten und demgemäß mittelst eines völligen Gegenmarsches seine Stellung dergestalt geändert, daß er mit seinem ersten Treffen Front gegen den von Norden herankommenden König

machte, während die Angriffe des nun im Rücken der Oesterreicher bereits herangerückten Generals Ziethen das zweite Treffen abzuwehren hatte. Es war also eine förmliche Doppelschlacht, welche sich hier die beiden größten Feldherren ihrer Zeit lieferten.

Es war beiläufig halb zwei Uhr nach Mittag, als der preußische König mit den ersten zwei Colonnen seiner Armee an dem Rande des Waldes gegenüber der österreichischen Aufstellung angelangt war; da er jetzt heftiges Kanonenfeuer von Süden her ertönend vernahm, das von einem Vorpostengefechte des Ziethen'schen Corps herrührte, so glaubte er, Ziethen sei im vollen Kampfe gegen die österreichische Armee begriffen, und ließ daher sogleich, obwohl sein drittes Treffen noch weit zurück war, seine Truppen zum Angriffe schreiten. Unter heftigem Sturm und Regen begann derselbe, wurde aber nach einstündigem Kampfe, besonders durch die ausgezeichneten Leistungen der österreichischen Artillerie, derart abgeschlagen, daß sich die Preußen mit einem Verluste von zwei Drittheilen ihrer Mannschaft zurückziehen mußten. Zwar versuchten mehrere preußische Batterien sich links neben dem Walde aufzustellen; aber sie konnten nicht zum laden kommen, weil Officiere, Kanoniere, Knechte und Pferde durch das österreichische Kartätschenfeuer in einem Augenblicke erschossen oder verwundet wurden. Die Kanonade war so fürchterlich, daß Friedrich zum General von Syburg sagte: „Haben Sie jemals eine stärkere Kanonade gehört? Ich wenigstens niemals!" Der Kern des preußischen Heeres, die tapferen Grenadiere erlitten eine fast an Vernichtung grenzende Niederlage. Der König selbst mußte zurückreiten, um nicht von der mit dem größten Ungestüm vorbrechenden kaiserlichen Reiterei gefangen genommen zu werden.

Der zweite Angriff der Preußen, unterstützt durch frische Bataillone, gelang anfänglich besser; sie drangen fast bis auf

die Süptitzer Höhen vor. Doch hier kam das Gefecht zum Stehen und als jetzt Daun selbst an der Spitze der Infanterie-Reserve in die preußischen Linien einbrach und fünf Cavallerieregimenter in die Front und linke Flanke derselben einhauen ließ, wurden sie wieder mit schweren Verlusten von den Höhen hinabgeworfen. Noch einen dritten Angriff wagten die Preußen an derselben Stelle; lebhaftes Feuer aus Gewehren und Geschützen leitete ihn ein; durch einen heftigen Ansturm der preußischen Infanterie und zweier eben auf dem Schlachtfelde angelangter Kürassierregimenter wurde die österreichische Infanterie zurückgedrängt und gerieth theilweise in Unordnung; als aber die kaiserliche Reiterei neuerdings mit ungemeiner Heftigkeit gegen das preußische Fußvolk vorbrach, das Regiment Prinz Heinrich fast ganz niederhieb und die übrigen wieder in den Wald zurückwarf, war bei Einbruch der Nacht die Schlacht für die Preußen verloren. Ziethen hatte zwar, auf der Leipziger Straße gegen die Süptitzer Höhen vorgerückt, mehrmals versucht sie zu ersteigen, war aber von dem Corps des General Lascy jedesmal zurückgeworfen worden. Auch hier trat bis zum Einbruch der Nacht keine für die Preußen günstige Wendung ein.

Beide Feldherren, König Friedrich und Daun, mußten sich jetzt hinter ihre Armee zurückbegeben, denn beide waren verwundet. Dem Könige waren zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; eine Kugel hatte ihn an der Brust getroffen und ihm eine Quetschwunde verursacht; der mit Pelz gefütterte Mantel, Ueberrock, Leibrock und Weste hatten ihre Kraft gelähmt. Daun war schon bei dem zweiten Angriffe der Preußen, als er seine Truppen selbst gegen den Feind führte, durch eine Flintenkugel in den Schenkel verwundet worden, hatte aber trotz des großen Blutverlustes und der zunehmenden Schwäche

den Kampf bis zum Einbruch der Nacht geleitet und sich erst, nachdem auch der letzte Angriff der Preußen war zurückgeschlagen worden, nach Torgau begeben.

So war, wie gesagt, die Schlacht allseitig für die Kaiserlichen gewonnen; da trat in den ersten Stunden der Nacht einer jener im Kriege so häufigen Zufälle ein, welche einem, wie es scheint, schon entschiedenen Kampfe plötzlich eine andere Wendung zu geben vermögen. Und da Ziethen diesen Zufall auch sehr geschickt zu benützen verstand, so fielen die günstigen Folgen desselben dem preußischen Könige zu.

Den Schlüssel zu den Süptitzer Höhen bildete von der einen Seite ein Damm, der zwischen zwei zu Füßen der Anhöhen gelegenen Teichen hinlief. Daun hatte die Wichtigkeit dieses Punctes sehr wohl erkannt und zur Sicherung desselben 12 schwere Geschütze aufgestellt; den beiden Officieren, einem Hauptmann und einem Lieutenant, war befohlen, bei Verlust ihres Kopfes den Posten nicht zu verlassen. Als Daun verwundet sich nach Torgau begab, übernahm den Oberbefehl General Graf O'Donell, der dem rechten Flügel eine andere Aufstellung gab, wobei auch der Posten auf dem Damme aufgegeben werden sollte. Vergebens berief sich der Hauptmann auf den gemessenen Befehl des Oberfeldherrn, und wollte nicht vom Platze. „Herr", rief O'Donell, indem er ein Pistol zog, „ich schieße Sie nieder, wenn Sie nicht folgen! Wissen Sie nicht, daß Daun verwundet ist und *ich* jetzt das Commando habe?" Auf das fügten sich der Hauptmann und der Lieutenant, doch nicht ohne zuvor einige Officiere des nahestehenden darmstädtischen Reichs-Contingents zu Zeugen angerufen zu haben, daß ihnen Gewalt geschehen.

General Ziethen war mit seinem Corps am Fuße der Süptitzer Höhen, die er vergeblich zu stürmen versucht hatte, stehen geblieben, wartend, es werde dem Könige gelingen, die

Kaiserlichen zu werfen, um dann dem ihm ertheilten Befehle gemäß denselben in den Rücken zu fallen. Als die Nacht hereingebrochen war, erkannte er, daß des Königs Plan gescheitert sei und um nun dessen Rückzug zu decken, ließ er seine Truppen mehr links ziehen, um sich mit der Armee des Königs zu vereinigen. Bei dieser Bewegung gewahrte Oberstlieutenant von Möllendorf, daß der Damm zwischen den Süptitzer Teichen unbesetzt sei, und marschirte darüber. Diesem Beispiele folgte General Saldern mit der ganzen übrigen Infanterie und diese gelangte nun jenseits der Teiche durch das Süptitzer Wäldchen auf den Höhenrand. Denn das Dorf Süptitz und die Höhen waren jetzt nur von einem einzigen österreichischen Bataillone besetzt; Ziethen's Infanterie griff das Dorf an, nahm es und sein Corps setzte sich auf den Höhen fest.

Als der verwundete Daun in Torgau von diesem Vorgange Nachricht erhielt, sah er sogleich, daß alle Vortheile des vorausgegangenen siegreichen Kampfes verloren seien, und befahl, daß die Armee noch in der Nacht über die Elbe marschire und sich auf dem rechten Ufer nach Dresden zurückziehe; nur das Corps des Generals Lascy sollte zur Deckung der Hauptarmee den Rückzug auf dem linken Ufer antreten. Der Rückzug wurde in solcher Stille und Ordnung durchgeführt, daß bei anbrechendem Morgen die ganze Armee mit allem Geschütz und Feldgepäck auf dem linken Ufer zum Abmarsche bereit stand und alle Pontons ohne irgend einen Verlust aus dem Wasser gehoben waren. Die beiden Officiere, die ihre Stellung bei dem Damme verlassen hatten, ließ Daun vor ein Kriegsgericht stellen und nur die eidliche Aussage ihrer Darmstädter Kameraden rettete sie vom Tode.

Die Schlacht von Torgau, der letzte große Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen, war eine der blutigsten in

diesem Kriege, denn in derselben hatten an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten die Preußen 14.000, die Oesterreicher 16.000 Mann verloren.

35.

Ereignisse auf den andern Kriegsschauplätzen.

Während dieser Vorgänge an der Elbe hatte in Schlesien Loudon noch eine größere Unternehmung versucht. Er rückte vor Kosel, schloß am 20. October diese Festung ein und wollte sie, da zu einer regelrechten Belagerung die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, sogleich mit Sturm nehmen. Jedoch die Tapferkeit der Besatzung, die heftigen Herbstregen und die sumpfigen Umgebungen der Festung hinderten das Gelingen dieses Wagestückes. Als General Golz mit einem beträchtlichen preußischen Corps herangerückt kam, kehrte Loudon wieder in seine festen Stellungen im Gebirge zurück.

Auf den übrigen Kriegsschauplätzen war es während des Jahres 1760 zu keinen besonders bedeutenden oder folgenreichen Ereignissen gekommen.

Ende August war eine russische und schwedische Flotte vor Kolberg erschienen und hatte vom 20. August bis 2. September und dann nach einer dreitägigen durch einen Seesturm veranlaßten Unterbrechung neuerdings am 5. September die Festung bombardirt, während 7000 Mann Schweden sie von der Landseite umschlossen. Allein die kleine Besatzung unter dem tapfern Obersten Heyden vertheidigte die Stadt, trefflich von der Bürgerschaft unterstützt, auf das heldenmüthigste. Und als General Werner mit 4000 Mann zum Entsatze heranrückte,

zogen sich die Belagerungstruppen mit Hinterlassung von 22 Geschützen, vielem Pulver, Kugeln und Belagerungsgeräthe zurück; obwohl die Flotte noch bis zum 23. September die Stadt beschoß, so war Kolberg doch gerettet.

Auch sonst hatte der kleine Krieg in Pommern für die Schweden keine günstigen Erfolge. General Werner schlug sie am 3. October in dem Gefechte bei Pasewalk und nöthigte sie, über die Peene zurückzugehen. Im November wurde zwischen den Preußen einerseits und den Russen und Schweden anderseits ein Waffenstillstand geschlossen, welcher die Ruhe der Winterlager bis zum 16. März 1761 sicherte.

Auf dem Kriegsschauplatze im nordwestlichen Deutschland standen die Franzosen, 90.000 Mann unter Broglio am Oberrhein und Main und 25.000 Mann unter St. Germain am Niederrhein, dem vereinigten englisch-preußischen Heere, 75.000 Mann unter Herzog Ferdinand von Braunschweig, gegenüber. Erst Mitte Juni wurde hier der Feldzug eröffnet. Broglio rückte vom Main gegen Hessen und St. Germain von Düsseldorf aus vor. Die Hannoveraner wurden zurückgedrängt und die Franzosen besetzten Kassel. Auch auf dem linken Rheinufer mißlangen die Unternehmungen der Verbündeten gegen die Franzosen. Die Belagerung von Wesel mußte aufgehoben werden, und der Erbprinz von Braunschweig wurde in dem blutigen Gefechte von Campen am 16. October von den Franzosen geschlagen und mußte sich wieder über den Rhein zurückziehen.

So trat nun wieder allseitig in Folge des einbrechenden Winters Waffenruhe ein. Die kaiserliche Hauptarmee unter Feldmarschall Daun bezog in und um Dresden und im östlichen Sachsen die Winterquartiere; des preußischen Königs Haupt-

quartier war Leipzig, sein Heer lag in Cantonirungen von der Elbe bis in das sächsische Erzgebirge. Auch auf dem schlesischen Kriegsschauplatze bezogen Oesterreicher und Preußen, beide der Ruhe und Erholung im hohen Grade bedürftig, Winterquartiere. Allen kriegführenden Mächten fühlte man eine durch den schon so lange währenden Kampf immer steigende Ermüdung und Abspannung an. Auch die Leidenschaftlichkeit, mit der sich früher die Feinde gegenüberstanden, nahm besonders zwischen Oesterreich und Preußen merklich ab. Maria Theresia gestattete den verwundeten Preußen den Gebrauch der Bäder in Böhmen und in der Grafschaft Glatz; die Zufuhren zur Leipziger Messe erhielten freien Durchzug und der Postverkehr durch die beiderseitigen Heere wurde wieder aufgenommen.

Feldmarschall Daun begab sich während der Zeit der Waffenruhe zur Heilung seiner Wunden nach Wien. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm Maria Theresia mit der ganzen kaiserlichen Familie zwei Meilen weit entgegen und brachte ihn wie im Triumphe nach der Hauptstadt.

1761.

36.

Verhandlungen und Rüstungen.

Trotz vielfacher im Winter von 1760 auf 1761 gepflogener Verhandlungen blieb die politische Lage und Stellung der kriegführenden Mächte zu einander auch in diesem Jahre im

Großen und Ganzen dieselbe, wie sie in den vorhergehenden gewesen.

In Großbritannien war am 25. October 1760 Friedrich's treuer Freund und Bundesgenosse, König Georg II., gestorben. Sein Enkel und Nachfolger Georg III. stand nicht in dem innigen persönlichen Verhältnisse zu dem Könige von Preußen, wie es bei seinem Großvater der Fall gewesen, und war auch der Fortsetzung des Krieges auf dem Festlande abgeneigt; jedoch den Bemühungen Pitt-Chatham's gelang es, daß der frühere Subsidienvertrag mit Preußen erneuert und auch die erforderlichen Gelder für das hannöverische Heer und für die übrigen mit Preußen und England verbündeten Fürsten vom Parlament bewilligt wurden. In Frankreich sehnten sich Volk und König nach Beendigung des so lange währenden Krieges. Um dies möglichst bald zu erreichen, wurden außerordentliche Anstrengungen für den bevorstehenden Feldzug gemacht und der Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen mit Mächten, welche bisher an dem Kriege noch nicht theilgenommen hatten, erstrebt. So kam am 15. August 1761 der bourbonische Familienvertrag zwischen Frankreich und Spanien zu Stande, laut dessen beide Mächte einander ihre Besitzungen gewährleisteten und einer für den anderen zu stehen sich verbanden; zugleich verpflichtete sich der König von Spanien am 1. Mai 1762 den Krieg an England zu erklären. Kaiserin Elisabeth von Rußland war, obwol schon körperlich sehr leidend, für die Fortsetzung des Kampfes und für das Festhalten an dem Bündnisse mit Oesterreich.

Das allgemein gefühlte Bedürfniß nach Frieden veranlaßte die kriegführenden Mächte, Bevollmächtigte zu Friedensverhandlungen in Augsburg zusammentreten zu lassen; diese Conferenz löste sich jedoch sehr bald wieder auf, sie war

nicht einmal über die Formen- und Etiquette-Fragen hinausgekommen.

Die gegen Preußen verbündeten Mächte kamen überein, daß für den bevorstehenden Feldzug Frankreich 150.000, Oesterreich 130.000, Rußland 100.000, das Reich 16—18.000 und Schweden 12.000 Mann stellen sollten; das betrug zwar über 400.000 Mann, doch waren es höchstens 300.000, welche in der That ins Feld zu rücken kamen. Als Kriegsplan wurde festgesetzt, daß, während Daun mit 60.000 Mann die Behauptung Sachsens zufiel, Loudon mit 70.000, verstärkt durch das 60.000 Mann zählende russische Hauptheer unter Buturlin, Schlesien erobern solle; einem andern russischen Heere von 40.000 Mann unter Romanzow sowie einer russischen und schwedischen Flotte wurde die Eroberung Kolbergs zugewiesen. Die Franzosen sollten ganz abgesondert für sich gegen das hannöverische Heer operiren.

Den zwar an Zahl großartigen, aber zersplitterten Streitkräften seiner Gegner hatte Friedrich II. etwa 170.000 Mann entgegenzustellen; Herzog Ferdinand und der Erbprinz von Braunschweig befehligten wieder das den Franzosen gegenüberstehende hannöverische Heer, 70.000 Mann, im nordwestlichen Deutschland. Prinz Heinrich sollte gegen Daun in Sachsen eine beobachtende Stellung einnehmen; der König selbst behielt sich die Vertheidigung Schlesiens gegen Loudon und Buturlin vor; dem Prinzen von Würtemberg übertrug er die Beschützung Pommerns, namentlich Kolbergs. Der preußische König, dem der Operationsplan der Russen und Oesterreicher durch den von ihm bestochenen russischen General Totleben verrathen worden war, erkannte sehr wohl, daß er sich in diesem Feldzuge auf Vertheidigung und Abwehr beschränken und nur bestrebt sein müsse, das zu vereiteln, was seine Feinde gegen

ihn unternehmen würden. Er konnte sein Heil jetzt nur im Hinhalten und Abwarten finden, und daher kam es, daß die beiden letzten Kriegsjahre nicht mehr wie die früheren große Schlachten aufzuweisen haben. Für den König von Preußen kam es jetzt nur darauf an, seine Streitkräfte so zu vertheilen, daß seine Länder dadurch möglichst gedeckt würden, und Stellungen einzunehmen, deren Lage und Stärke den Feind von entscheidenden Angriffen abschreckte.

Die Mittel zur Fortsetzung des Krieges herbeizuschaffen war für Friedrich trotz der furchtbaren Erpressungen, die er sich in Sachsen, Mecklenburg und Anhalt erlaubte, mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die von ihm eroberten Länder und seine eigenen Erbstaaten waren bereits dergestalt ausgesogen, daß sie nicht mehr so viel liefern konnten, wie früher. Die Noth war in den vom Kriege heimgesuchten Ländern ungemein groß. Das Getreide mußte der Landmann um den fünften Theil des Marktpreises in die Militärmagazine abliefern. Handel und Gewerbe stockten, ansteckende Krankheiten wütheten in mehreren Gegenden und das Elend erreichte in manchen den höchsten Grad. Die englischen Hilfsgelder allein und dann das verzweiflungsvolle Mittel der Prägung schlechten Geldes machten es möglich, die Rüstungen und das Heer zu bezahlen. Der Ausfall an kriegsgeübten Truppen im letzten Feldzuge war kaum zu decken; namentlich waren Artilleristen und Pferde nicht in nöthiger Zahl zu erlangen, obwohl die Aushebungen mit der größten Härte durchgeführt wurden. Aus zusammengelaufenem lüderlichen Gesindel wurden acht Freibataillone gebildet, welche in Freundes- oder Feindesland, wo sie zu hausen kamen, schwere Gewaltthätigkeiten verübten. Auf Friedrich's Befehl wurde bei Eintreibung von Kriegssteuer und Lieferungen für sein Heer die äußerste Strenge angewendet; wo Naturalien nicht

nicht einmal über die Formen- und Etiquette-Fragen hinausgekommen.

Die gegen Preußen verbündeten Mächte kamen überein, daß für den bevorstehenden Feldzug Frankreich 150.000, Oesterreich 130.000, Rußland 100.000, das Reich 16—18.000 und Schweden 12.000 Mann stellen sollten; das betrug zwar über 400.000 Mann, doch waren es höchstens 300.000, welche in der That ins Feld zu rücken kamen. Als Kriegsplan wurde festgesetzt, daß, während Daun mit 60.000 Mann die Behauptung Sachsens zufiel, Loudon mit 70.000, verstärkt durch das 60.000 Mann zählende russische Hauptheer unter Buturlin, Schlesien erobern solle; einem andern russischen Heere von 40.000 Mann unter Romanzow sowie einer russischen und schwedischen Flotte wurde die Eroberung Kolbergs zugewiesen. Die Franzosen sollten ganz abgesondert für sich gegen das hannöverische Heer operiren.

Den zwar an Zahl großartigen, aber zersplitterten Streitkräften seiner Gegner hatte Friedrich II. etwa 170.000 Mann entgegenzustellen; Herzog Ferdinand und der Erbprinz von Braunschweig befehligten wieder das den Franzosen gegenüberstehende hannöverische Heer, 70.000 Mann, im nordwestlichen Deutschland. Prinz Heinrich sollte gegen Daun in Sachsen eine beobachtende Stellung einnehmen; der König selbst behielt sich die Vertheidigung Schlesiens gegen Loudon und Buturlin vor; dem Prinzen von Würtemberg übertrug er die Beschützung Pommerns, namentlich Kolbergs. Der preußische König, dem der Operationsplan der Russen und Oesterreicher durch den von ihm bestochenen russischen General Totleben verrathen worden war, erkannte sehr wohl, daß er sich in diesem Feldzuge auf Vertheidigung und Abwehr beschränken und nur bestrebt [illegible] müsse, das zu vereiteln, was seine Feinde gegen

ihn unternehmen würden. Er konnte sein Heil jetzt nur im Hinhalten und Abwarten finden, und daher kam es, daß die beiden letzten Kriegsjahre nicht mehr wie die früheren große Schlachten aufzuweisen haben. Für den König von Preußen kam es jetzt nur darauf an, seine Streitkräfte so zu vertheilen, daß seine Länder dadurch möglichst gedeckt würden, und Stellungen einzunehmen, deren Lage und Stärke den Feind von entscheidenden Angriffen abschreckte.

Die Mittel zur Fortsetzung des Krieges herbeizuschaffen war für Friedrich trotz der furchtbaren Erpressungen, die er sich in Sachsen, Mecklenburg und Anhalt erlaubte, mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die von ihm eroberten Länder und seine eigenen Erbstaaten waren bereits dergestalt ausgesogen, daß sie nicht mehr so viel liefern konnten, wie früher. Die Noth war in den vom Kriege heimgesuchten Ländern ungemein groß. Das Getreide mußte der Landmann um den fünften Theil des Marktpreises in die Militärmagazine abliefern. Handel und Gewerbe stockten, ansteckende Krankheiten wütheten in mehreren Gegenden und das Elend erreichte in manchen den höchsten Grad. Die englischen Hilfsgelder allein und dann das verzweiflungsvolle Mittel der Prägung schlechten Geldes machten es möglich, die Rüstungen und das Heer zu bezahlen. Der Ausfall an kriegsgeübten Truppen im letzten Feldzuge war kaum zu decken; namentlich waren Artilleristen und Pferde nicht in nöthiger Zahl zu erlangen, obwohl die Aushebungen mit der größten Härte durchgeführt wurden. Aus zusammengelaufenem lüderlichen Gesindel wurden acht Freibataillone gebildet, welche in Freundes- oder Feindesland, wo sie zu hausen kamen, schwere Gewaltthätigkeiten verübten. Auf Friedrich's Befehl wurde bei Eintreibung von Kriegssteuer und Lieferungen für sein Heer die äußerste Strenge angewendet; wo Naturalien nicht

selbst geleistet werden konnten, sollten sie in Geldbeträge umgewandelt und diese durch Einziehung von Geiseln und Androhung von Brand und Plünderung erzwungen werden. Die Magazine in Sachsen mußten mit zweimonatlicher Verpflegung für die Heere gefüllt werden und eben so rücksichtslos wurden die Aushebungen betrieben.

Am schwersten trafen die Kriegsleiden wieder Sachsen und namentlich Leipzig. Die Bewohner dieser Stadt waren im verflossenen Sommer dem Reichsheere freundlich entgegengekommen; aus Strafe dafür legte ihnen König Friedrich die Zahlung einer Kriegssteuer im Betrage von 1,000.000 Thalern auf; allein der Magistrat verweigerte standhaft die Leistung dieser enormen Summe. Vergeblich waren die Drohungen, die Stadt als eine eroberte zu betrachten, und selbst das Aufhängen von Pechkränzen an den Häusern als Vorbereitung zum Niederbrennen schreckte die Einwohner nicht. Nun griffen die Preußen zu dem barbarischen Mittel, 120 der angesehensten Einwohner und Magistratsbeamten wie Verbrecher gefangen zu setzen, und zwar so, daß sie, in enge Zimmer zusammengedrängt, mit Entbehrung der gewöhnlichsten Bequemlichkeiten ohne warme Speisen auf Stroh liegen mußten. Nach zehn peinlichen Tagen gab man zwar den größten Theil der Gefangenen frei, doch nur um die zurückbehaltenen 17 desto strenger zu behandeln. Sie wurden äußerst hart gefangen gehalten; der tägliche Morgengruß lautete: „Nun, ihr Hunde, wollt ihr bezahlen?". Erst die Drohung, diese angesehenen Männer und Familienhäupter als Recruten nach Magdeburg zu liefern, brach nach vier Monaten ihren Muth.

37.

Loudon in Schlesien — Erstürmung von Schweidnitz — Begebenheiten auf den andern Kriegsschauplätzen.

Am 22. April endete der für die Winterszeit abgeschlossene Waffenstillstand an der schlesischen Grenze. Früh Morgens am folgenden Tage rückte Loudon in Schlesien ein und besetzte sogleich einen großen Strich dieses Landes über Jauer bis gegen Liegnitz hin. Der preußische General Golz zog sich vor ihm gegen Schweidnitz zurück und vereinigte sich dort am 13. Mai mit dem von Sachsen herübermarschirten Heere des Königs selbst. Da Loudon vor Beginn jeder größeren Unternehmung die Ankunft der Russen abwarten wollte, welche sich bereits unter Buturlin den schlesischen Grenzen näherten, so bezog er, ohne sich vorderhand in weitere Unternehmungen einzulassen, eine feste Stellung an der böhmisch-schlesischen Grenze.

Inzwischen rückten die Russen mit äußerster Langsamkeit, täglich nur 1½ Meile zurücklegend, vor; denn Kaiserin Elisabeth war sehr leidend, und Buturlin wollte sich bei ihrem Nachfolger Peter, dem maßlosen Bewunderer Friedrich's, durch eine kräftige Kriegführung nicht in gehässiges Licht stellen. Bei Namslau in Oberschlesien sollten die Russen über die Oder setzen und sich mit Loudon vereinigen; dieser entsandte daher einige Heeresabtheilungen, um den Verbündeten die Hand zu reichen. Er selbst ging auf Neisse los; aber König Friedrich kam ihm zuvor, erschien früher bei dieser Festung und verhinderte durch meisterhafte Bewegungen nicht blos das weitere Vordringen des kaiserlichen

Feldherrn, sondern auch dessen beabsichtigte Vereinigung mit den Russen. Da somit Loudon und Buturlin ihr Vorhaben, einander in Oberschlesien die Hand zu reichen, vereitelt sahen, so versuchten sie die Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere in Niederschlesien. Die Russen marschirten die Oder abwärts, und jetzt war es Loudon, welcher durch seine kunstvollen und raschen Märsche den preußischen König überflügelte und die Vereinigung mit Buturlin, nachdem dieser bei Leubus am 19. August über die Oder gegangen war, bei Jauer durchführte.

Friedrich II., welcher dieser großen, wider ihn angesammelten Macht im offenen Felde nicht Widerstand zu leisten vermochte, marschirte in die Nähe von Schweidnitz zurück und bezog ein festes Lager bei Bunzelwitz, welches er durch Schanzen, Palissaden, Minen, Wolfsgruben und dergleichen möglichst unangreifbar zu machen suchte. Dennoch schlug Loudon im Kriegsrathe einen Sturm auf dasselbe vor; allein Buturlin erklärte, daß er mit seinem Heere nichts wagen dürfe noch wolle, ja daß er selbst die österreichischen Truppen bei einem Angriffe auf dieses Lager höchstens mit einer kleineren Heeresabtheilung unterstützen würde. Da beschloß Loudon, mit dem österreichischen Heere jenen Angriff allein zu unternehmen, als ihn eine heftige Krankheit für mehrere Tage zur Unthätigkeit verurtheilte. Inzwischen hatte Friedrich, die ihm gegönnte Zeit bestens benützend, sein Lager dergestalt in Vertheidigungsstand gesetzt, daß Loudon allein es anzugreifen nicht mehr wagen durfte. So blieb dem kaiserlichen Feldherrn nichts übrig, als das feindliche Lager sorgfältig im Auge zu behalten und seinerseits in den festen Stellungen, die er einnahm, zu verharren.

Wie wir wissen, waren es vornehmlich politische Gründe, die den russischen Oberbefehlshaber von energischen Unternehmungen gegen den Preußenkönig zurückhielten; da nun auch

Schwierigkeiten in der Verpflegung der großen vereinigten Armeen Buturlin's und Loudon's eintraten, so brachen die Russen am 9. September auf, verließen das österreichische Heer, marschirten nach Liegnitz, gingen dann über die Oder und zogen sich langsam nach Polen zurück. Nur 12.000 Mann unter Černičew ließ Buturlin bei Loudon zurück. Nachdem König Friedrich des Abzuges der Russen sicher war, brach er am 26. September sein Lager bei Bunzelwitz ab und marschirte gegen Neisse, um Loudon vom Gebirge weg in die Ebene zu locken und ihn dann durch unvermuthete Eilmärsche von seinen Verbindungen mit Sachsen und der Lausitz abzuschneiden. Doch Loudon ging nicht in die ihm gelegte Falle, sondern verstand es, des Königs Abmarsch zur Ausführung einer der kühnsten Thaten dieses Krieges zu benützen.

Es galt, die Festung Schweidnitz unvermuthet zu überfallen und mit Sturm zu nehmen. Als Tag und Stunde des Angriffs wurde von Loudon der 1. October 3 Uhr Morgens bestimmt. Dabei sollte so lange als möglich das Feuer vermieden und nur mit dem Bajonnete vorgedrungen werden; nach Erstürmung des Glacis aber hätten die Colonnen sogleich in den bedeckten Weg und in den Graben zu springen, sich der Zugbrücken der Forts zu bemächtigen, keines Geschützes als des eroberten feindlichen sich zu bedienen; nach Eroberung der Forts sollte sogleich zum Sturme auf die Stadt geschritten werden und die Sturmcolonnen sollten zugleich mit den in die Stadt sich zurückziehenden Feinden in dieselbe eindringen. Dies waren Loudon's Anordnungen für den bevorstehenden Angriff. Die für den Sturm bestimmten Truppen wurden in vier Abtheilungen geschieden, deren jede eines der vier Forts anzugreifen hatte. Eine Abtheilung Croaten wurde zu einem Scheinangriffe auf

die Festung selbst von der Seite des Schweidnitzer Wassers beordert. Wenn jedoch Loudon darauf zählte, den Feind unvorbereitet zu finden, so sah er sich getäuscht. General Zastrow, der Befehlshaber von Schweidnitz, hatte durch Ueberläufer oder Bauern Nachricht von einem bevorstehenden Angriffe erhalten und seine Besatzungstruppen derart vertheilt, daß er vier Bataillone in die Außenwerke verlegte und mit einem Bataillon die Stadt besetzt hielt.

Am festgesetzten Tage um 3 Uhr Morgens begann der Angriff auf die Forts. Die kaiserlichen Truppen rückten auf allen Seiten, ohne einen Schuß zu thun, in der größten Geschwindigkeit und Stille an und hielten sich auch dann nicht auf, als sie sich entdeckt sahen. Trotz Wolfsgruben, Fußangeln und spanischen Reitern machten sich die Grenadiere, die an der Spitze jeder Abtheilung standen, Bahn mit dem Bajonnete, drangen in den bedeckten Weg und trieben die Feinde aus den Außenwerken der Forts. Ohne Verzug sprangen nun die vordersten Bataillone in den Graben, warfen sich auf den Rücken der Schanzen, erstiegen die Zugbrücken, und bald waren die Forts in ihren Händen. Am hartnäckigsten vertheidigte sich das Galgenfort gegen das Regiment Loudon, dem es erst nach dem dritten Angriffe gelang, Herr desselben zu werden. Von den eroberten Forts richteten die Sieger die gewonnenen feindlichen Geschütze auf die Stadt, die nicht lange mehr Widerstand leistete und mit stürmender Hand gewonnen wurde. Loudon's Entwurf war vollkommen gelungen; mit Anbruch des Tages war die Festung mit allen Werken in seinem Besitz und General Zastrow mußte sich mit der Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. Außer 3776 Mann an Gefangenen waren 211 Kanonen, große Vorräthe an Kriegsbedarf jeder Art und wohl gefüllte Magazine die reiche Beute dieser glänzenden Waffenthat. Wie tapfer auf beiden Seiten

war gekämpft worden, beweisen die Verluste der Oesterreicher, welche 500 Mann an Todten und 1179 an Verwundeten betrugen. In der gewonnenen Stadt wurde von den Siegern die strengste Mannszucht beobachtet.

Die Eroberung von Schweidnitz war für die kaiserliche Armee darum von so großer Wichtigkeit, weil sie in Folge derselben die Winterquartiere in Schlesien beziehen konnte, was ihr bisher noch in keinem der vorhergegangenen sechs Kriegsjahre gelungen war. Der preußische König war durch Loudon's kühne That vollkommen überrascht worden; sein Plan, noch in diesem Spätherbste in Mähren einzufallen, wurde dadurch vollständig zerrissen. Ende November bezogen beide Heere die Winterquartiere, das kaiserliche von der Oder bei Ratibor an bis über Hirschberg hinaus, das preußische in und um Breslau.

Während Loudon's Feldzug in Schlesien war es Daun's Aufgabe gewesen, die von den kaiserlichen Truppen besetzten Theile Sachsens zu behaupten und die ihm gegenüberstehende 30.000 Mann starke Armee unter dem Befehle des Prinzen Heinrich hier festzuhalten. Unterstützt wurde Daun durch die Reichsarmee, welche unter Feldmarschall Serbelloni die Städte Gera, Zeitz und Naumburg besetzte und dadurch die linke Flanke von Daun's Stellungen deckte. Es kam auf diesem Kriegsschauplatze zu gar keinem irgendwie entscheidenden Ereignisse; nur Vorpostengefechte und Plänkeleien fielen vor. Im Monate December bezogen die beiderseitigen Heere die Winterquartiere, so ziemlich dieselben, welche sie schon im vorigen Jahre innegehabt hatten.

Was den Russen im vorigen Jahre mißlungen war, die Eroberung von Kolberg, war in diesem Feldzuge mit besserem Erfolge neuerdings versucht worden. Die Gewinnung eines festen Punctes an der Ostsee überhaupt, und insbesondere für diesen Krieg als Stützpunct für weitere Unternehmungen und zur Deckung ihrer Winterquartiere, war für die Russen von außerordentlicher Wichtigkeit. Als General Romanzow mit einer 8000 Mann starken Heeresabtheilung in Pommern einrückte, ging der die Preußen dort befehligende Prinz von Würtemberg mit 12.000 Mann in das stark verschanzte Lager vor Kolberg zurück. Die Russen verstärkten sich allmälig auf 15.000, später auf 20.000 Mann und schlossen das preußische Lager ein; eine russisch-schwedische Flotte erschien vor der Stadt, und nun wurden Lager und Stadt von Romanzow belagert, von der See- und Landseite beschossen. Ein Versuch ihrer Gegner, die Festung zu entsetzen und die Russen zum Rückzug zu zwingen, scheiterte. Zwar gelang es dem Prinzen von Würtemberg noch am 14. November durch einen kühnen und gelungenen Marsch, aus dem schon schwer bedrohten Lager abzuziehen und sich mit seinen zwölftausend Mann zu retten; allein seine weiteren Versuche, durch kriegerische Bewegungen im Rücken der Russen diese zum Abzuge zu bewegen, blieben in Folge der harten Witterung, des Mangels an Lebensmitteln und der Uebermacht der Gegner vergeblich. Kolberg mußte sich am 16. December mit 3000 Mann Besatzung den Russen ergeben.

Der Krieg im nordwestlichen Deutschland zwischen den Franzosen unter Broglio und dem hannöverischen Heere hatte schon mit Anfang Februar begonnen. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte seine Feinde noch in ihren Winterquartieren überfallen, ihnen mehrere siegreiche Gefechte geliefert, sie bis an

den anderen Main zurückgejagt und ihre Magazine in Hessen zerstört. Die Belagerung von Kassel jedoch mißlang dem Herzog, indem Broglio mit einem starken Entsatzheere heranrückte und ihn am 1. April zum Rückzuge in seine früheren Stellungen nöthigte. Erst im Juli begann der Kampf wieder. Broglio und Soubise vereinigten sich und brachten somit ihre Heere auf 100.000 Mann. Bei Velinghausen kam es am 15. und 16. Juli zur Schlacht; Ferdinand wies mit Tapferkeit und Ausdauer die Angriffe Broglio's ab, worauf sich die beiden französischen Heere wieder trennten und Westfalen, Hessen und die braunschweigischen Landschaften [illegible] bis sie wieder die Winterquartiere bezogen.

Auch der Feldzug der 22.000 Mann starken Schweden unter General Ehrensvärd war für diese ohne Erfolg. Der preußische Oberst von Belling wußte sie mit nur 5000 Mann durch [illegible] Märsche und durch häufige Angriffe [illegible], [illegible] er ihnen nicht unbedeutende Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen zufügte. [illegible] die [illegible] Schweden [illegible] mit ihren Vorposten auf die Uckermark und Mecklenburg nicht weit [illegible] konnten.

1762.

Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland und dessen Folgen.

Das Kriegsjahr 1761 hatte für König Friedrich mit einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Erschöpfung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

und hatte namentlich das Gebirge inne, das ihm bei dem Beginne des nächstjährigen Feldzuges als vortrefflicher Stützpunct für seine weiteren Unternehmungen dienen konnte. Auch Daun in Sachsen stand in günstig gelegenen Winterquartieren; die Russen endlich hatten Preußen, Hinter-Pommern und die Neumark besetzt und konnten von dem jüngst eroberten Kolberg aus Stettin und Küstrin bedrohen.

So war der preußische König, außer einem Theile von Sachsen, nur auf wenig mehr als die Hälfte seiner Erbstaaten beschränkt, aus denen er sich die Hilfsmittel für das siebente Kriegsjahr verschaffen sollte. Sein Heer war auf 60.000 Mann zusammengeschmolzen und die Mittel es zu ergänzen fehlten ihm; der Reiterei, den Geschützen, dem Fuhrwesen mangelte es an Pferden, die Magazine leerten sich ohne Aussicht auf Ersatz.

Auch die politischen Verhältnisse gestalteten sich für Preußen immer ungünstiger. In England trat Pitt-Chatham, welcher die Seele des Bündnisses mit Preußen war, aus dem Ministerium; jetzt erlangte der friedliebende Lord Bute einen so bedeutenden Einfluß, daß der Subsidienvertrag mit Preußen nicht mehr erneuert und dadurch Friedrich II. seine kräftigste Geldquelle entzogen wurde. Auch die von Anfang höchst zweifelhafte Hoffnung auf einen Angriffskrieg der Tartaren in der Krim gegen Rußland, sowie der Türkei gegen Oesterreich erwies sich als eitel. Da war es ein glücklicher Zufall, der jetzt den preußischen König aus seiner höchst bedenklichen Lage rettete.

Am 5. Januar 1762 starb die Zarin Elisabeth von Rußland und Peter III., der maßloseste Bewunderer des Preußenkönigs, bestieg den russischen Thron. Schon als Thronfolger hatte er, trotz der argwöhnischen Wachsamkeit der Kaiserin,

einen lebhaften Verkehr mit Friedrich unterhalten. Und seine Hinneigung zu dem Könige, die Ueberschwenglichkeit, mit der Peter ihm und seinen Thaten huldigte, war keineswegs Geheimniß geblieben. Die Generale, welche an der Spitze der auf Elisabeth's Befehl gegen Preußen operirenden Armeen standen, handelten mehrfach aus Rücksicht für den Thronfolger gegen ihre Instructionen und verfolgten ihre Siege schlecht oder gar nicht, besonders wenn sich der Gesundheitszustand der schon lang kränkelnden Elisabeth bedenklicher gestaltete. Auch auf Rußlands Staatsmänner wirkten diese oder ähnliche Beweggründe entscheidend ein. Dies war schon 1757 bei dem Rückzuge der Fall gewesen, welchen Marschall Apraxin nach dem Siege bei Groß-Jägerndorf auf Bestušew's Befehl angetreten hatte. Aus denselben Gründen hatte 1758 Soltikow die Siege bei Kay und Kunersdorf nicht benützt, wodurch Friedrich in seiner bedrängtesten Lage die Rettung möglich geworden war. Als nun Peter III. den Thron bestieg, war es eine seiner ersten Regentenhandlungen, den seit 1750 unterbrochenen diplomatischen Verkehr zwischen Rußland und Preußen wieder amtlich anzuknüpfen. Es ist unläugbar, daß damit eine bedeutende Aenderung in den Verhältnissen der europäischen Staaten zu einander, ein Umschwung in der politischen Weltlage eintrat, den man zwar bei den allbekannten Ansichten Peter's vorausgesehen, aber durchaus nicht als so rasch bevorstehend betrachtet hatte. Friedrich selbst war von den zu erwartenden Vorgängen durch seine politischen Agenten, die er allerorten hatte, auf das beste unterrichtet. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1761 sah er Elisabeth's Ableben entgegen, und als in den ersten Tagen des folgenden Jahres ihr Tod erfolgte, sandte Zar Peter III. bereits am 6. Januar an ihn einen Vertrauten, der dem Wunsche Ausdruck zu geben hatte, einen preußischen Gesandten am Petersburger

Hofe baldigst empfangen zu können. In Kürze folgten Befehle an die russischen Generale zur Einstellung der Feindseligkeiten und am 16. Februar der Abschluß eines Waffenstillstandes. General Černičew mußte sich mit seiner Heeresabtheilung sogleich von Loudon trennen und den Rückmarsch aus dem Glatzischen nach Polen antreten; alle in russischer Gefangenschaft befindlichen Officiere wurden sogleich in Freiheit gesetzt, und als König Friedrich hierauf alle russischen Kriegsgefangenen ohne Unterschied entließ, erwiederte der Zar diese Freundlichkeit durch Rücksendung aller preußischen Gefangenen und Ueberlassung aller während des Krieges auf preußischem Gebiete angelegten russischen Magazine.

Friedrich II. hatte sogleich nach Peter's Thronbesteigung sein Glückwunschschreiben übersendet und ließ demselben unmittelbar den Obersten Bernhard Wilhelm von der Goltz als seinen Gesandten am russischen Hofe folgen, mit den gemessensten Weisungen, möglichst bald einen günstigen Frieden zu erwirken. Obwohl in St. Petersburg fast nur der Zar, freilich überaus günstig, für Friedrich gestimmt war, hingegen die Feinde Preußens eine starke Partei bildeten, kam der Friede binnen wenigen Wochen zu Stande und wurde am 5. Mai 1762 unterzeichnet. Der Kaiser versprach, alles was Rußland von Preußen erobert hatte, binnen zwei Monaten zurückzugeben und auch den Frieden Preußens mit Schweden zu befördern. In einem zweiten abgesonderten Artikel wurden weitere Verhandlungen über ein abzuschließendes Bündniß zwischen beiden Mächten bedungen. Wenige Wochen später, am 22. Mai, kam es auch zum Frieden zwischen Preußen und Schweden, in welchem sich dieser Staat von dem Bunde gegen Preußen lossagte; die Gefangenen gab man gegenseitig frei; die Grenzen beider Staaten wurden wie vor dem Ausbruche des Krieges hergestellt.

Peter's Hingebung an Friedrich hielt in gleicher Weise an. Er erbat sich und erhielt von Friedrich die Inhaberschaft eines preußischen Regimentes und freute sich fast kindisch, als ihn der König zum Generalmajor und gleich darauf zum Generallieutenant ernannte, ihm die Uniform seines Regimentes und den schwarzen Adlerorden schickte und sich die Inhaberschaft über ein russisches Regiment ausbat. Nun mußte in Rußland, zum großen Aergerniß der nationalen Partei, alles auf preußischen Fuß eingerichtet werden. Der Zar erschien mit großer Vorliebe in preußischer Uniform, trug beständig einen Ring, den ihm der König durch Goltz geschickt hatte, und küßte das in diesem Ringe befindliche Bild Friedrich's. Fast in jedem seiner Gemächer sowie ober seinem Bette konnte man ein Bildniß des preußischen Königs sehen, von welchem Peter III. mit überschwenglicher Begeisterung als von seinem Herrn sprach.

Am 19. Juni 1762 wurde in St. Petersburg das in dem Friedensvertrage vom 5. Mai schon angedeutete Bündniß zwischen beiden Staaten abgeschlossen, worin Rußland dem preußischen Könige alle seine Staaten verbürgte und beide Theile im Falle eines Angriffskrieges einander 15.000 Mann Hilfstruppen zusicherten — doch zwei Wochen später war Peter III. nicht mehr Zar, seine Gemahlin Katharina II. hatte ihn am 9. Juli vom Throne gestürzt. In Folge dieses Ereignisses kam zwar jenes Schutz- und Trutzbündniß von Seite Rußlands nicht zur Bestätigung; es war aber durch zwei seiner Artikel bereits der Keim zu jenen Verhandlungen zwischen beiden Staaten gelegt, die später Polen's Untergang herbeiführten.

Denn schon jetzt sagten Rußland und Preußen einander zu, sich dafür verwenden zu wollen, daß die Dissidenten (Nicht-Katholischen) in Polen wieder in ihre Rechte eingesetzt würden; sie erklärten ihre Sorgfalt dahin zu richten, daß der Republik

Polen ihr Recht der Königswahl erhalten bleibe, ja nöthigenfalls mit bewaffneter Hand zu verhindern, daß es in ein Erbreich verwandelt würde; endlich kamen sie überein dahin zu wirken, daß nach dem Tode des jetzigen Königs die Wahl seines Nachfolgers auf einen Piasten (polnischen Edelmann) falle.

Es lag diesen Verabredungen unverkennbar die Absicht zu Grunde, den Geist der Unordnung und Willkür, woran die polnischen Verfassungszustände seit Jahrhunderten siechten, bleibend zu machen und dadurch den Staat seinem Untergange zu weihen; wurde vollends ein einheimischer Edelmann auf den Thron Polens berufen, so ließ sich dadurch am leichtesten ein Prinz des Hauses Oesterreich oder eines andern mächtigen Staates fern halten; ein Piast blieb den Nachbarstaaten gegenüber immer machtlos und die Republik unter einem solchen den äußeren Einflüssen jederzeit zugänglich. Die ähnlichen Bestimmungen des Vertrages vom April 1764, der für Polen's Schicksal entscheidend wurde, beweisen, daß dieser Act mehr oder weniger nur als eine Ueberarbeitung des Vertrages vom Juni 1762 anzusehen ist.

Sogleich nach Peter's Sturz hatten sich aber die innigen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen bedeutend gelockert. Katharina II. erklärte zwar, sie wolle mit König Friedrich Frieden halten, wenn er nicht selbst Veranlassung zum Bruche gäbe, indem er etwa den freien Abzug des russischen Hilfsheeres unter Soltikow zu hindern suche; jedoch von einer Bestätigung des Schutz- und Trutzbündnisses vom 19. Juni war keine Rede mehr.

39.

Der letzte Feldzug.

Dem Könige von Preußen gelang es nur durch Anwendung der größten Härte und der schwersten Bedrückungen, besonders in dem unglücklichen Sachsen — in Folge dessen es selbst zu Zwistigkeiten zwischen ihm und seinem Bruder Heinrich kam —, sein Heer auf 120.000 Mann mit 667 Kanonen zu bringen, wozu noch 20.000 Russen unter Černičew, jetzt die Bundesgenossen der Preußen, stießen. Der König stand mit 78.000 Mann in Schlesien, Prinz Heinrich mit 42.000 Mann in Sachsen. Das Heer Maria Theresiens belief sich mit den Reichs- und Kreistruppen auf 155.000 Mann, welche von jenseits der Oder am Nordfuße der schlesischen Gebirge, in der Lausitz und in Sachsen standen, und deren linke Flanke, von dem Reichsheere gebildet, sich nach Thüringen bis über die Saale hinaus erstreckte. Im Oberbefehl ging bei den Oesterreichern eine Veränderung in der Art vor sich, daß Daun selbst in Schlesien, weil man dort den Hauptangriff des Königs erwartete, den Oberbefehl erhielt, während dem Feldmarschall Serbelloni die Vertheidigung Sachsens, dem Prinzen von Stolberg die Führung der Reichsarmee und dem General Haddik der Befehl über die dieser zugetheilten österreichischen Truppen übertragen wurde.

Sehr früh im Jahre, schon im Monat Februar, begann diesmal der kleine Krieg in Sachsen, indem noch während des Winters die Preußen durch vordringende Streifcorps von Pegau nach Leipzig zurückgeworfen und ihnen Merseburg und Halle in gelungenen Ueberfällen entrissen wurden. Der eigentliche Feldzug wurde aber durch den Versuch eröffnet, die Vereinigung der Reichsarmee mit der österreichischen Heeresabtheilung

bei Dresden zu Stande zu bringen. Dies gelang jedoch nicht; denn Prinz Heinrich drängte die Reichstruppen über die Mulde zurück und zwang den österreichischen General Macquire sich von Freiberg nach Dippoldiswalde zurückzuziehen. Da somit die beiden kaiserlichen Armeen weit von einander getrennt waren, wagte Oberst Kleist mit einem preußischen Streifcorps Einfälle über das Erzgebirge nach Böhmen, denen erst der mit 10.000 Mann von Serbelloni nach Teplitz entsandte Fürst Löwenstein ein Ende machte.

Diese ungünstigen Erfolge scheinen Maria Theresia zu einem Wechsel im Obercommando bestimmt zu haben. Feldmarschall Serbelloni erhielt das Generalcommando in der Lombardie, und statt seiner übernahm der General der Cavallerie Graf Haddik den Oberbefehl über die österreichische Armee in Sachsen. In der That gelang es diesem, die Preußen aus ihren Stellungen zu verdrängen. Der Führer der Reichsarmee, Prinz Stolberg, siegte unterstützt von Haddik am 15. October in dem Gefechte bei Freiberg und drängte den Prinzen Heinrich bis an die Mulde zurück. Ehe aber die Reichsarmee in ihren neuen Stellungen sich festsetzen und von Haddik Verstärkungen erhalten konnte, schritt Heinrich am 29. October ganz unerwartet zum Angriff, schlug sie und zwang sie zum Rückzug bis Dippoldiswalde. Gegen die feste Stellung der Oesterreicher bei Dresden vermochten jedoch die Preußen nichts zu unternehmen, obwohl der König selbst, von Schlesien kommend, im November hier den Oberbefehl übernahm.

Während dieser Vorgänge in Sachsen waren sich in Schlesien Daun und Friedrich II. gegenübergestanden. Das preußische Heer zählte 78.000 Mann, zu denen noch Ende Juni 20.000 Russen unter Černičew stießen, während die österreichische Armee in Schlesien nur 88.000 Mann stark war, von denen

28.000 auf die Festungen und die zu schützenden Positionen im Gebirge entfielen. Die übrigen 60.000 Mann bezogen unter Daun's unmittelbarem Befehle zwei Stunden vor Schweidnitz zwischen dem Zobtenberge und dem Schweidnitzwasser ein festes Lager. Erst nachdem sich das russische Hilfscorps mit der preußischen Armee vereinigt und diese dadurch ein bedeutendes Uebergewicht erlangt hatte, begann der König seine Operationen, deren Zweck dahin ging, das österreichische Heer aus seiner Stellung vor Schweidnitz zurück in das Gebirge oder nach Böhmen zu drängen, um sodann zur Wiedereroberung der Festung zu schreiten. In Folge des Vorrückens Friedrich's kam es, während Daun sich näher an Schweidnitz zog, in den ersten Tagen des Monats Juli zu einer Reihe von kleinen Gefechten und Angriffen der Preußen gegen den linken Flügel des kaiserlichen Heeres, wodurch dieses allerdings etwas zurückweichen mußte. Doch des Königs Hauptabsicht wurde dabei nicht erreicht. Daun machte keine Miene, mit der ganzen Armee oder wenigstens mit dem größten Theile derselben zur Deckung Böhmens zurückzugehen; Friedrich II. beschloß daher, sein Ziel durch einen Angriff auf den rechten Flügel zu erreichen.

Die Nachrichten, welche er so eben aus St. Petersburg erhielt, beschleunigten die Ausführung seiner Entschlüsse. Zar Peter III. war, wie früher erzählt, am 9. Juli von seiner Gemahlin entthront worden, und eine der ersten Regierungshandlungen von Katharina II. war der Befehl an Černičew, sich mit seinen Truppen sogleich von der preußischen Armee zu trennen und nach Rußland zurückzumarschiren. Des Königs Entwürfe wären dadurch vollkommen vereitelt worden; es galt daher, diesen Schlag nach Kräften zu pariren; seiner überwältigenden Beredsamkeit gelang es, Černičew zu bewegen, den Befehl seiner Monarchin ignorirend noch drei Tage an der Seite des preußischen Heeres

zu bleiben, jedoch ohne sich in einen Kampf mit den Oesterreichern einzulassen. Und in der That erreichte Friedrich II. in diesen drei Tagen mit Hilfe der zweideutigen Unterstützung, die ihm der russische General zutheil werden ließ, sein Ziel. Als nämlich die Preußen am 20. Juli zum Angriff gegen den rechten Flügel der kaiserlichen Stellungen schritten, marschirte Černičew mit seinem Corps vor dem Lager wie kampfbereit auf und veranlaßte Daun, zwei Brigaden gegen die Russen zur Beobachtung aufzustellen, wodurch die Hauptstellung der Oesterreicher bei Burkersdorf geschwächt wurde. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli gelang es in Folge dessen den Preußen, das Schloß Burkersdorf und die Schanzen bei Leutmannsdorf zu nehmen. Daun mußte, um nicht umgangen und von dem Hauptstützpuncte seiner Unternehmungen abgeschnitten zu werden, zurückgehen und bezog feste Stellungen an der Grenze, um Böhmen und die Grafschaft Glatz zu decken.

Jetzt konnte Friedrich II. zur Belagerung von Schweidnitz schreiten. Es war die letzte Waffenthat des siebenjährigen Krieges, ein Kampf, in welchem sowohl die kaiserliche Besatzung der Festung unter General Guasco, wie die Belagerer unter Tauenzien alles aufboten, was sich an Muth, Entschlossenheit und Ausdauer sowie an Kenntnissen in der Belagerungskunst von den besten Truppen erwarten ließ. In der Nacht vom 7. auf den 8. August wurden die Laufgräben eröffnet, die Arbeiten der Belagerer jedoch häufig durch tüchtige Gegenwehr und kühne Ausfälle gestört. Der König hielt den Fall des Platzes in zehn bis zwölf Tagen für sicher; später am 26. September schrieb er freilich schon: „Ich habe mit zuviel Eigendünkel das Ende der Belagerung auf den 12. angegeben. Wir müssen sechs Wochen verwenden, um einen Platz wieder zu nehmen, welchen wir in zwei Stunden verloren haben.“ Aber aus sechs Wochen wurden acht und noch hielt sich Guasco in

Schweidnitz. In der größten Ausdehnung wurde der unterirdische Krieg geführt. Die Belagerer wandten alles an, um durch ihre Minen oder durch Sturm die Festung zu bezwingen, aber die Belagerten vereitelten durch Gegenminen jede ihrer Bemühungen und zerstörten oft in kurzer Zeit durch glückliche Ausfälle die schwierigsten und langwierigsten Arbeiten der Feinde. Auch die von dem preußischen Ingenieur-Major Lefebvre erfundenen Druckkugeln, die hier zum ersten Male zur Anwendung kamen, machten nicht die gehoffte Wirkung. Am 23. September übernahm der König selbst die Leitung der Belagerung und noch am 4. October äußerte er sich, daß er das Ende derselben nicht absehe. Da kam ein glücklicher Zufall den Belagerern zu Hilfe. Am 8. October schlug eine Granate in ein großes Pulvermagazin des Jauernicker Forts, das Feuer fing und mit 260 Mann Besatzung in die Luft flog, wodurch der Graben verschüttet und der Zugang offen gelegt wurde. Zwar schlugen die Kaiserlichen trotz dieses Unfalls den von den Preußen in der folgenden Nacht gegen diese Bresche versuchten Sturm zweimal zurück. Da aber die durch die Explosion verwüstete Stelle nicht mehr sturmfrei wiederherzustellen war, und da sich die Besatzung durch 64 Tage mit unvergleichlichem Heldenmuthe in einem Platze, der eigentlich gegen eine regelmäßige Belagerung gar nicht widerstandsfähig war, gehalten hatte, so entschloß sich Graf Guasco, um nicht durch eine nur um wenige Tage verlängerte Vertheidigung das Leben von Tausenden der tapfersten Krieger zu opfern, zur Uebergabe. Am 11. October marschirte die Besatzung, 218 Officiere und 8694 Mann, mit allen kriegerischen Ehren aus der Festung durch die preußischen Bataillone und streckte dann die Waffen. Die Oesterreicher hatten 3000, die Preußen 3500 Mann in dem Kampfe um Schweidnitz verloren.

Der Fall dieser Stadt beendete den Feldzug in Schlesien. Am 24. November wurden zwischen den beiden kriegführenden Theilen Waffenstillstands-Verträge für Schlesien und für Sachsen abgeschlossen und die Armeen bezogen die Winterquartiere.

Die französische Armee im nordwestlichen Deutschland hatte in diesem Jahre nur einen Vertheidigungskrieg geführt und erwartete auch von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig keinen entschiedenen Angriff. Doch dieser rückte ganz unerwartet von der Weser gegen die Diemel vor und nöthigte nach mehreren siegreichen Gefechten die Franzosen zum Rückzuge in das feste Lager bei Kassel. Er setzte darauf den kleinen Krieg lebhaft fort, indem er die Magazine der Franzosen zerstörte, sich ihres Gepäckes bemächtigte, einzelne Abtheilungen überfiel, kleine befestigte Plätze nahm. Seine Absicht ging dahin, durch unablässige Angriffe und Beunruhigungen die Gegner zum Rückzuge zu nöthigen. Die Befehlshaber des französischen Heeres, Soubise und d'Estrées, hatten zwar den ausdrücklichen Befehl, Kassel und Hessen um jeden Preis zu halten; als sie aber nochmals, am 23. Juli, von dem Herzog von Braunschweig mit großer Kühnheit bei Lutternberg angegriffen wurden, verließen sie ihre festen Stellungen bei Kassel. Prinz Ferdinand schritt zur Belagerung dieser Stadt, welche sich ihm nach nur dreizehntägiger Vertheidigung ergab.

1763.

40.

Frieden.

Sieben volle Jahre schon währte das blutige Waffenspiel; fast alle Mächte Europa's, von Rußland an bis nach Spanien und England, waren in diesen aufreibenden Kampf verwickelt worden; Hunderttausende der tapfersten Krieger und Millionen von Gulden waren geopfert worden, die herrlichsten Striche des deutschen Landes mußten unsägliche Heimsuchungen ertragen, die Felder lagen verwüstet und der Wohlstand der Städte war seit langem geknickt.

Wie wäre es da nicht erklärlich, daß alle kriegführenden Mächte sich nach Frieden sehnten, nach Ruhe, um die Wunden, welche der Krieg den Ländern und Völkern geschlagen, zur Heilung bringen zu können!

Vor allen wünschte ihn Frankreich auf das sehnlichste. Seine Finanzen waren erschöpft, Handel und Gewerbe lagen darnieder, seine Flotten waren in dem gleichzeitigen Seekriege von den Briten vernichtet, seine Colonien erobert worden. Spanien, Frankreichs Bundesgenosse, hatte an England die Insel Cuba, die Perle seiner Krone, und andere auswärtige Besitzthümer verloren und war außer Stande den Krieg fortzusetzen. Englands Flotten beherrschten das Meer. Da aber auch Lord Bute aus Parteirücksichten für die möglichst schnelle Beendigung des Krieges war, so führten die zwischen England, Frankreich und Spanien angeknüpften Unterhandlungen zu einem raschen Ergebnisse. Am 3. November 1762 wurden zwischen diesen drei

Mächten die Präliminarien unterzeichnet, denen am 10. Februar 1763 der Pariser Friede folgte. England erklärte, daß es sich von Preußen, und Frankreich, daß es sich von Oesterreich lossagen wolle, wenn diese beiden Mächte den Krieg über den 15. März 1763 hinaus verlängern würden. Frankreich büßte in diesem Frieden seine schönsten Colonien ein, indem es ganz Louisiana mit Ausnahme der Stadt Neu-Orleans, Neu-Schottland, Canada, Cap Breton, Dominique, Tabago, St. Vincent, Grenada und die Grenadinen, die Besitzungen am Senegal und an der Küste Koromandel an England abtreten mußte. Spanien erhielt Cuba zurück, trat aber seinen Antheil an Louisiana an die Briten ab.

Der Friedensschluß zwischen England, Frankreich und Spanien beförderte das Zustandekommen des Friedenswerkes zwischen Österreich und Preußen; denn beide Mächte standen sich nunmehr allein ohne Bundesgenossen gegenüber. Eingeleitet wurde es durch die Unterhandlungen des Abgesandten des Kurprinzen von Sachsen mit dem Könige Friedrich in Meißen und später in Leipzig. Ende December 1762 traten die mit umfassenden Vollmachten versehenen Vertreter von Österreich, Preußen und Sachsen, Hofrath Kollenbach, Legationsrath Hertzberg, der spätere Staatsminister, und Geheimrath Fritsch auf dem Schlosse Hubertsburg unfern Leipzig zusammen, um den Friedensvertrag zu entwerfen. Nur bei drei Puncten desselben ergaben sich Schwierigkeiten. Diese waren die Rückgabe der Grafschaft Glatz an Preußen, der Heimfall von Ansbach und Bayreuth an Brandenburg und die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König. Friedrich gab bei dem letzten Puncte nach, Maria Theresia bei den zwei andern, und so kam es am 15. Februar 1763 zum Abschluß des Friedens. Der Besitzstand der drei vertragschließenden Mächte wurde dadurch so hergestellt,

wie er vor Beginn des Krieges auf Grundlage des Dresdner und Breslauer Friedens gewesen war. Sachsen wurde von den Preußen geräumt; zuvor jedoch mußte es noch einmal, wie schon so oftmals vorher, die Härte des preußischen Joches fühlen. Die sächsischen Einwohner wollten sich in Rücksicht des nahen Friedens mit fernern Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Allein da ließ Friedrich II. reiche Leute in Verhaft nehmen, Jünglinge aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenstande, ganze Städte mit der Plünderung bedrohen. Selbst die gutmüthigsten Befehlshaber mußten, durch königliche Befehle gedrängt, solche Gewaltmaßregeln anwenden, und so wurde der Zweck wenigstens theilweise erreicht, große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, wurden zusammengebracht.

Wie stand es nun mit den Staaten, die endlich wieder die Segnungen des Friedens genießen konnten? welchen Einfluß hatte der Krieg auf sie geübt? wie gingen sie aus demselben hervor?

Rußland, obwohl es mit großen Heeren an dem Kampfe theilgenommen, wurde von demselben in seinen inneren Verhältnissen am wenigsten berührt; denn ferne von des Zarenreiches Grenzen hatte der Krieg getobt. Dagegen stärkte derselbe nach außen hin Rußlands Stellung zu den übrigen Mächten Europa's. Schon bei den diplomatischen Verhandlungen, die dem Kriege vorangegangen waren, trat es zum ersten Male in rein mitteleuropäischen Fragen als berechtigter Theilnehmer auf, blieb auch durch seine Mitwirkung an dem Kriege in dieser Stellung, bahnte dadurch die Erwerbung eines großen Theiles von Polen an und befestigte sich so immer mehr als europäische Großmacht, wozu zwar schon Peter der Große den Grund gelegt hatte, allein erst der zweiten Katharina war es vorbehalten, dies Ziel im Geiste ihres großen Vorgängers zu erreichen.

Schweden verlor und gewann zwar nichts in diesem Frieden; aber dieser arme Staat hatte schwer an den Kosten des Krieges getragen und fühlte ihn lange in seinen inneren Verhältnissen nach.

England war Herrscher der Meere geworden. Keine Flotte konnte neben Britanniens Seemacht bestehen; seine Flagge wehte von da an auf allen Meeren; sein großartiger Colonialbesitz in allen vier Erdtheilen, die Grundlage seiner riesigen Verhältnisse in Industrie und Handel, ward zu einem großen Theile durch die für das Inselreich glücklichen Erfolge dieses siebenjährigen Land- und See-Krieges geschaffen.

Hingegen sank Englands jahrhundertlanger Gegner Frankreich tief herab an Macht und Ansehen. Was Prinz Eugen, der tapfere Ritter, und Lord Marlborough im spanischen Erbfolgekriege begonnen, die Demüthigung Frankreichs, die Niederwerfung des stolzen Staatsgebäudes, das Ludwig XIV. aufgeführt und das der Greis selbst schon in seinen Fugen wanken gesehen hatte, wurde jetzt vollendet, nicht durch schwere Schläge, die ihm zugefügt wurden, nein, durch die Auflösung des ganzen Staatslebens im Innern, durch die Verarmung des Volkes, die Entsittlichung der höheren Classen und durch die Machtlosigkeit, welche in diesem Kriege gleichmäßig Frankreichs Staatsmänner, Heere und Flotten gezeigt hatten.

König Friedrich II. hatte durch sieben Jahre seinen kleinen Staat gegen mehr als halb Europa vertheidigt, als ein großer Feldherr ging er aus diesem Kampfe hervor. Nur sein Kriegsgenie und seine Ausdauer waren es gewesen, welche ihn und sein Reich gerettet hatten; denn auf dem Felde der Diplomatie war er, als Kaunitz das große europäische Bündniß gegen ihn zu Stande brachte und sieben Jahre lang zusammenhielt, von diesem seinem großen Gegner stets überwunden

worden. Seine Siege auf dem Schlachtfelde, sein Ausharren nach Niederlagen fanden ihren Lohn darin, daß er seines Reiches Grenzen wieder herstellte, wie sie vor dem Kriege gewesen, daß Preußen von da an die fünfte europäische Großmacht, der zweite Staat in Deutschland wurde.

Oesterreich hatte dieser Krieg viele Tausende seiner besten Landessöhne, Millionen Gulden gekostet; seine Staatsschuld war in diesen sieben Jahren von 118 auf 271 Millionen Gulden gestiegen; seine Geldkräfte mußten, um die Opfer des Kampfes leisten zu können, auf das höchste angespannt werden. Alle Provinzen des weiten Reiches trugen schwer an diesen Lasten. Böhmen, Mähren und Schlesien hatten mehrmals die Leiden des Krieges in furchtbarer Weise bestehen müssen, Söhne aller Stämme des großen Kaiserreiches hatten auf den Schlachtfeldern geblutet — und dennoch war Maria Theresia's und ihres Volkes Lieblingswunsch, um deßwillen der Krieg begann, das ihr von dem „bösen Manne“ entrissene Schlesien wieder zurückzuerobern, nicht in Erfüllung gegangen.

Aber dessenungeachtet ging diese Prüfung nicht ohne segensreiche Folgen für die Zukunft an Oesterreich vorüber. Einem großen langjährigen Kriege hatte es sich gewachsen gezeigt; mit dem größten Feldherrn seiner Zeit hatte es seine Kräfte gemessen und es war öfter als Sieger denn als Besiegter aus dem Kampfe mit ihm hervorgegangen. Denn seit der ersten unentschiedenen Schlacht bei Lobositz hatten die Heere Maria Theresia's nur zwei Hauptschlachten, bei Prag und bei Leuthen, gegen Friedrich verloren, dagegen drei entschiedene Niederlagen ihm beigebracht, unter Daun bei Kolin und Hochkirch, durch Loudon bei Kunersdorf. Zwei Hauptunternehmungen des preußischen Königs, die Bezwingung von Prag und von Olmütz, waren nicht geglückt, wogegen Daun bei Maxen und Loudon

Seite

1758.

1759.

1760.

1761.

1762.

1763.

Inhalt.



